



DAS ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft
für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts

JAHRGANG 43 · HEFT 1 · WOLFENBÜTTEL 2019

WALLSTEIN

Das Achtzehnte Jahrhundert



Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803), um 1770.



DAS ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft
für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts

Im Auftrag des Vorstandes
herausgegeben von Carsten Zelle

JAHRGANG 43 • HEFT I • WOLFENBÜTTEL 2019
WALLSTEIN VERLAG

Das Frontispiz zeigt aus Anlaß der 300. Wiederkehr seines Geburtstags Johann Wilhelm Ludwig Gleim, um 1770, von Daniel Chodowiecki (Danzig 1726-1801 Berlin), Graphit und Tusche, 21,8 × 17,0 cm, bez.: D. Chodowiecki. Für die Überlassung der Druckvorlage und der freundlich erteilten Abbildungsgenehmigung sei dem Gleimhaus in Halberstadt (Sign. P 2 Gleim 1) herzlich gedankt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts

Alle Rechte vorbehalten

Redaktionsanschrift:

Carsten Zelle, Herzog August Bibliothek, D-38299 Wolfenbüttel

Verlag und Vertrieb: Wallstein Verlag GmbH, www.wallstein-verlag.de, Göttingen 2019

ISBN (Print) 978-3-8353-3396-3

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4316-0

ISSN (Print) 0722-740-X

Inhalt

Aus der Arbeit der Deutschen Gesellschaft

Zu diesem Heft (<i>Carsten Zelle</i>)	7
»Intersections between Age and Gender in Enlightenment Society«. Deutsch-amerikanisches Panel auf der 50. Jahrestagung der American Society for Eighteenth-Century Studies (<i>ASECS</i>), 21.-23. März 2019, Denver, Colorado. Bericht (<i>Hanna Nohe</i>).	9

Beiträge

<i>Arne Klawitter</i> : »... aber ändern will und muss er unbekannt bleiben.« Über das Programm der <i>Philosophischen Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion</i> (1773) und ihren bislang unbekannten Verfasser	11
<i>Sebastian Meixner</i> : Erkennen und Erzählen. Zu einer historischen Narratologie des 18. Jahrhunderts	28
<i>Alessandro Nannini</i> : How a Philosopher Dies. Reason, Faith, and <i>aisthesis</i> in Baumgartens <i>ars moriendi</i>	48
<i>Andreas Müller</i> : Vom Konversationslexikon zur Enzyklopädie? Das Zedlersche <i>Universal-Lexicon</i> im Wandel der Zeit	73
<i>Nicola Kaminski</i> : Kotzebue 1803 – Lesenotizen, Gedanken über Intertextualität und Versuch einer Positionsbestimmung im goethezeitlichen Literaturbetrieb	91

Aus der Forschung

<i>Johannes Rohbeck</i> : Isaak Iselin – die Schriften eines herausragenden Vertreters der Schweizer Aufklärung in neuer Edition. Eine Sammelrezension	117
<i>Martin Papenheim</i> über <i>British Freemasonry, 1717-1813</i> . General editor: Róbert Péter. 5 vols. (2016)	122
<i>Lucia Aschauer</i> über Paradigmatische Fälle. Konstruktion, Narration und Verallgemeinerung von Fall-Wissen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Hg. Ruben Hackler, Katharina Kinzel (2016)	125
<i>Alexander Krünes</i> über Selbstlesen – Selbstdenken – Selbstschreiben. Prozesse der Selbstbildung von » <i>Autodidakten</i> « unter dem Einfluss von Aufklärung und Volksaufklärung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert [...]. Hg. Holger Böning, Iwan-Michelangelo D'Aprile, Hanno Schmitt, Reinhart Siegert (2015)	127
<i>Benedikt Brunner</i> über Pietismus. Eine Anthologie von Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts. Hg. Veronika Albrecht-Birkner, Wolfgang Breul, Joachim Jacob, Markus Matthias, Alexander Schunka, Christian Soboth (2017)	130
<i>Birgit Neumann</i> über Hanna Nohe: Fingierte Orientalen erschaffen Europa. Zur Konstruktion kultureller Identitäten im Reisebriefroman der Aufklärung (2018)	130
<i>Anett Lütteken</i> über Christoph Willmitzer: »Der Frühling« Ewald Christian von Kleists. Themen und Poetologie im Kontext des Gesamtwerks (2016)	132

<i>Peter Goßens</i> über Roger Paulin: August Wilhelm Schlegel. Biografie. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Philipp Multhaupt (2017)	134
<i>Sylvaine Hänsel</i> über Harz und Arkadien. Pascha Johann Friedrich Weitsch (1723-1803). Landschaftsmaler der Aufklärung. Hg. Reimar F. Larcher (2017)	137
<i>Dorit Kluge</i> über Gaëtane Maës: De l'expertise artistique à la vulgarisation au siècle des Lumières. Jean-Baptiste Descamps (1715-1791) et la peinture flamande, hollandaise et allemande (2016)	140
<i>Stefanie Stockhorst</i> über Dorothea E. von Mücke: The Practices of the Enlightenment. Aesthetics, Authorship and the Public (2015)	143
<i>Karin Reich</i> über Leonhard Euler: Correspondance avec des savants suisses en langue française. Hg. Siegfried Bodenmann, Vanja Hug, Mirjana Ilić, Andreas Kleinert (2017).	145
<i>Susanne Düwell</i> über Immanuel David Mauchart: Anhang zu den sechs ersten Bänden des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde [...]. Hg. Sheila Dickson (2017)	147
<i>Cerstin Bauer-Funke</i> über Jean-Marie Valentin: Le Théâtre à Strasbourg de S. Brant à Voltaire (1512-1781). Études et Documents. Pour une histoire culturelle de l'Alsace (2015)	148
<i>Stefan Lorenz</i> über Principia rationis. Les principes de la raison dans la pensée de Leibniz. Sous la direction de Arnaud Lalanne (2018).	150
<i>Lutz Geldsetzer</i> über Gottfried Wilhelm Leibniz: Briefe über China (1694-1716). Die Korrespondenz mit Barthélemy des Bosses und anderen Mitgliedern des Ordens. Hg. Rita Widmaier, Malte-Ludolf Babin (2017)	153
<i>Hans-Peter Schütt</i> über Riccarda Suitner: Die philosophischen Totengespräche der Frühaufklärung (2016)	158
<i>Michael Szczekalla</i> über Reassessing the Radical Enlightenment. Hg. Steffen Ducheyne (2017)	159
<i>Jon Mathieu</i> über Patrick Stoffel: Die Alpen. Wo die Natur zur Vernunft kam (2018)	161
<i>Franz Fromholzer</i> über Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung. Hg. Bernhard Löffler, Maria Rottler (2015)	163
<i>Isabelle Deflers</i> über Peter Friedemann: Die Politische Philosophie des Gabriel Bonnot de Mably (1709-1785). Eine Studie zur Geschichte des republikanischen und des sozialen Freiheitsbegriffs (2014)	165
<i>Albrecht Beutel</i> über Das Problem der Unsterblichkeit in der Philosophie, den Wissenschaften und den Künsten des 18. Jahrhunderts. Hg. Dieter Hüning, Stefan Klingner, Gideon Stiening (2018)	168
<i>Robert Jütte</i> über Karrierestrategien jüdischer Ärzte im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Symposium mit Rundtisch-Gespräch zum 200. Todestag von Adalbert Friedrich Marcus (1753-1816). Hg. Gerhard Aumüller, Irmtraut Sahmland (2018)	170
<i>Christina Randig</i> über Günter Berger: Wilhelmine von Bayreuth. Leben heißt eine Rolle spielen (2018)	171
Eingegangene Bücher	174

Aus der Arbeit der Deutschen Gesellschaft

Zu diesem Heft

Das vorliegende Heft umfaßt fünf Beiträge: Arne Klawitter (Kyoto/Tokyo) kann nachweisen, daß Heinrich Friedrich Diez der Verfasser einer materialistisch Abhandlungen über die Ursachen des Religionsverfalls gewesen ist. Sebastian Meixner (Zürich) entwirft eine strukturalistisch inspirierte historische Narratologie für das 18. Jahrhunderts und erprobt sie an Beispielen von Lessing, Blanckenburg und Engel. Alessandro Nannini (Bukarest) analysiert im Anschluß an die Debatte um die letzten Worte des sterbenden Alexander Gottlieb Baumgarten den Zusammenhang zwischen Aisthesis und lutherischem Glauben und gibt den Blick auf eine ästhetische *ars moriendi* frei. Andreas Müller (Halle [Saale]) jagt den ›Zedler‹ durch den Computer und entdeckt dadurch eine Konzeptionsänderung im Zuge seiner Druckgeschichte vom Realwörterbuch zur Universalenzyklopädie. Die Untersuchung der aggressiven Intertextualität bei August von Kotzebue (1761-1819) führt schließlich Nicola Kaminski (Bochum) zur Erhebung dieses Autors in den klassisch-romantischen Kanon.

Die Beiträge werden von einem 24 Besprechungen umfassenden Rezensionsteil ›Aus der Forschung‹ ergänzt.

Das kommende Themenheft, *DAJ* 43.2 (2019), wird, wie bereits annonciert, dem von Stefan Laube (Wolfenbüttel/Berlin) betreuten Schwerpunkt »Medium & Magie. Wandlung und Wirkung in der Aufklärung« gewidmet sein. Für das nächste ›freie‹ Heft, *DAJ* 44.1 (2020), sowie auch für spätere Hefte bitten wir um Beitragsangebote. Das nächstjährige Themenheft, *DAJ* 44.2 (2020), wird unter dem Titel »Intersections between Age and Gender in Enlightenment Society« die Beiträge des von Hanna Nohe (Bonn) organisierten Deutsch-amerikanischen Panels auf der 50. Jahrestagung der American Society for Eighteenth-Century Studies (*ASECS*), die im März 2019 in Denver (Colorado) stattfand (s. den Bericht in diesem Heft, 9-10), dokumentieren.

Beiträge für die ›freien‹ Hefte und Themenvorschläge (per Exposé) für spätere Schwerpunktheft – aktuell insbesondere für Heft 45.2 (2021) – sind herzlich willkommen. Über die Annahme angebotener Aufsätze entscheidet eine ›peer-review‹, d.h. ein kritisches und sorgfältiges Lektorat, bei dem ein einschlägiges Vorstandsmitglied der *DGEJ* und der Herausgeber gutachten. Unsere Zeitschrift wird nach den Qualitätsstandards des *European Reference Index for the Humanities and the Social Sciences (ERIH PLUS)* entsprechend gerankt. Über Themenschwerpunkte entscheidet der Vorstand der *DGEJ*. Erbeten werden darüber hinaus Rezensionswünsche für die in der Rubrik ›Eingegangene Bücher‹ annoncierten (oder andere) Neuerscheinungen, Vorschläge für das deutsch-amerikanische Panel auf der Jahrestagung der *ASECS* (jeweils im März bzw. April eines jeden Jahres), Manuskriptofferten für die beiden wissenschaftlichen *DGEJ*-Reihen (*Studien* bei Meiner, *Supplementa* bei Wallstein) und Anregungen für zukünftige *DGEJ*-Tagungen.

* * *

In *DAJ* 10. 1 (1986) – seinerzeit das einzige Heft des Jahrgangs, weil im gleichen Jahr ein gedrucktes Mitgliederverzeichnis erschien – wurde unter ›Redaktion‹ erstmals mein Name genannt. Seither habe ich unter wechselnden Funktionsbezeichnungen stets das gleiche gemacht: zu sorgen, daß pünktlich das *Das achtzehnte Jahrhundert* erscheint – zunächst noch im Wolfenbütteler Eigenverlag, seit *DAJ* 12.1 (1988) bei Hitzeroth in Marburg, seit *DAJ* 19.1 (1995) schließlich bei Wallstein in Göttingen. 33 Jahrgänge sind eine lange Zeit. Mit Ablauf der Vorlesungszeit jetzt im Sommer gehe ich an der Ruhr-Universität Bochum in Ruhestand. Dem Vorstand der *DGEJ* habe ich früh signalisiert, daß ich dieses Datum zum Anlaß nehmen möchte, die Herausgeberschaft abzugeben. Der Vorstand beschloß auf seiner Sitzung am 8. März 2017, die Herausgeberschaft der Zeitschrift zukünftig, beginnend mit *DAJ* 43.2 (2019), Stefanie Stockhorst (Postdam) anzuvertrauen.

Dies ist ›mein‹ letztes Heft. Dem damaligen Geschäftsführer der Geschäftsstelle der *DGEJ* an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Gotthardt Frühsorge, danke ich, daß er seinerzeit den Mut hatte, dem frisch Promovierten die Redaktion der Hefte zu übertragen, der *DGEJ* danke ich dafür, daß sie mir den eröffneten Gestaltungsraum nun schon so lange gewährt, zuletzt unter der Titulatur eines Herausgebers. Regina Zimpel hat in der Wolfenbütteler Geschäftsstelle in all den Jahren die Arbeit an der Zeitschrift auf das Allerverlässlichste unterstützt, Andrea Knigge vom Wallstein-Verlag hat seit 1995 auf die denkbar flexibelste Weise die verlegerische Herstellung besorgt. Dafür danke ich herzlich.

Stefanie Stockhorst wünsche ich viel Erfolg bei der neuen Aufgabe.

Carsten Zelle

»*Intersections between Age and Gender in Enlightenment Society*«. Deutsch-amerikanisches Panel auf der 50. Jahrestagung der American Society for Eighteenth-Century Studies (ASECS), 21.-23. März 2019, Denver, Colorado

Die Amerikanische Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts feierte dieses Jahr ihr 50-jähriges Bestehen. Entsprechend wurden einige *Presidential Panels* organisiert, die unter dem Motto der Reflexion über die Vergangenheit und der Zukunft der Gesellschaft standen. Hierzu zählten etwa Panels zur Intersektionalität (Schnittpunkte zwischen *gender*, *race*, *class* etc.), ASECS' Vergangenheit und Gegenwart, wissenschaftliche Beziehungen außerhalb der eigenen kulturellen und sprachlichen Tradition, das Lehren von Konzepten von *race* im 18. Jahrhundert im gegenwärtigen Unterricht, 50 Jahre Frauen bei ASECS, »Digital Humanities« und Globalisierung. Diese Themen spiegeln insgesamt die Schwerpunkte vieler Panels der diesjährigen Tagung wider.

In der Tat reiht sich auch das *DGEJ*-Panel unter der Leitung von Hanna Nohe (Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn) in diese Perspektiven ein, obgleich mit einer leichten Schwerpunkt-Verschiebung: Die Intersektionalität betraf in dieser Gruppe in erster Linie Alter und Gender, zwei Themen, die auch unsere gegenwärtige Gesellschaft bewegen. In der Erforschung des 18. Jahrhunderts wurde das erste weniger, das zweite mehr untersucht; jedoch wurden beide bislang wenig in ihren gemeinsamen Schnittpunkten betrachtet. Dabei spiegeln Alter und Gender in mehrerlei Hinsicht die gesellschaftlichen Umbrüche im 18. Jahrhundert wider: Während die Menschen zuvor je nach individueller Situation als »alt« eingestuft wurden, wird im Laufe des 18. Jahrhundert das Alter zunehmend kalendarisch festgelegt und die »Alten« als homogene Gruppe wahrgenommen. Auch Frauen – insbesondere jene der Mittelschicht – werden im Gegensatz zu Männern, die nach Berufsgruppen unterschieden werden, als einheitliche soziale Gruppe klassifiziert, deren zentrale Rolle jene der Ehefrau und Mutter ist, wie sich in den Abbildungen der Lebensstufen zeigt. Die Betrachtung ihrer Überschneidungen bündelt folglich gesellschaftlich akute Themenfelder. Das Panel begann mit einer problematisierenden Einführung ins Thema durch die Organisatorin; daraufhin folgten drei Vorträge, die sich gegenseitig geradezu komplementär ergänzten.

Zunächst untersuchte Susanne Schmid (Freie Universität Berlin) die Darstellung alter Jungfern in der englischen Literatur. Im Besonderen zeigte sie am Beispiel von Tabitha in Tobias Smolletts Briefroman *Humphry Clinker* (1771), wie diese alte Jungfer von sie umgebenden Männern – allen voran durch ihren Bruder und ihren Neffen – hinsichtlich ihrer zunächst vergeblichen Versuche, einen Ehemann zu finden, verspottet wird. Ihre Bemühungen erscheinen umso lächerlicher, je dringlicher sie sich dafür anstrengt. Dabei kommt sie ihrem Ziel durchaus nahe, scheitert jedoch immer wieder, bis sie und der ähnlich grotesk dargestellte Lismahago ein Paar werden. Die Tatsache, dass die Figur sich ihrer eigenen Wirkung nicht bewusst ist, verstärkt die Lachhaftigkeit Tabithas, ebenso wie ihre holprige Sprache und die Rechtschreibfehler, die ihre Briefe kennzeichnen. Die Vortragende zeigte, dass Thomas Rowlandsons Illustrationen der Ausgabe von 1793 diese Lächerlichkeit geradezu karikativ unterstreichen und dabei die Hässlichkeit und das Alter bis ins Groteske überzeichnen. In der Diskussion bestätigte sich, dass diese Merkmale die alte Jungfer als Hexe erscheinen lassen. Hierfür sprechen etwa die Betonung der großen und krummen Nase ebenso wie ihre langen schwarzen Kleider. Abschließend setzte Schmid mit Jane Colliers *The Art of Ingeniously Tormenting* (1753), einer Satire in Prosa, einen – ebenfalls humoristischen – Kontrapunkt: Die Autorin richtet sich (wenn auch nicht explizit) vor allem an Frauen, die Mütter, Patroninnen sind, die Bedienstete haben, also gerade solche Frauen, die sich erfolgreich verheiratet konnten, und berät sie – in ironischer Anspielung auf die *conduct books* – darüber, wie sie es vermögen, ihre Zeitgenos-

sen zu schikanieren und sich selbst dabei in ein gutes Licht zu rücken: So könnten sie etwa die ihnen Untergebenen emotional misshandeln oder z.B. einen häuslichen Ehemann leiden lassen, indem sie darauf bestehen, ständig auszugehen. Auf diese Weise wird durch satirisches Überspitzen das konventionelle Rollenbild der Frau kritisiert und hinterfragt.

Valentina Tikoff (de Paul University Chicago) wiederum verglich die Bezeichnungen aus Archivmaterial für weibliche und männliche Waisen, die in Sevilla im langen 18. Jahrhundert Sozialleistungen erhielten. Dabei stellte sie zunächst die gebräuchlichen Termini vor, die in den Texten von und über Geförderte zu finden sind, und unterteilte sie in Kategorien. Anschließend untersuchte sie ihren konkreten und kombinierten Gebrauch am Beispiel eines Briefs des 17-jährigen Miguel Sánchez an seinen »Protektor«. Schließlich diskutierte sie die Überschneidung zwischen Alter und Gender hinsichtlich der Bezeichnungen für weibliche Waisen. Dabei stellte sie heraus, dass in den Sánchez' Brief ein Bild von Männlichkeit konstruiert wird, das sich nicht nur vom Weiblichen, sondern auch vom Jungenhaften abgrenzt. So kritisiert Sánchez, dass die »Kollegiaten« (*colegiales*) bestraft würden wie »Jungen« (*niños, chiquillos*), obwohl sie in der Regel bereits »Männer« (*hombres*) seien. Dabei wird das körperliche Aussehen als Hinweis auf das kalendarische Alter herangezogen. Für die weiblichen Insassen hingegen werden körperliche Anzeichen auf Reife nur implizit genannt, mit Hinweisen auf die weibliche Gefährdung korrumpiert oder »verloren« zu sein. Dabei werden die Kollegiatinnen länger als »Mädchen« (*niñas*) bezeichnet – bis zu einem Alter zwischen 18 und 20 Jahren. Dieser Terminus bezieht sich nicht nur auf das Alter der Bezeichneten, sondern impliziert insbesondere ihre Prekarität und den rechtlichen Status als Unverheiratete, die folglich der Obhut bedarf.

June Oh (Michigan State University) schließlich betrachtete den Diskurs in englischen medizinischen Texten über die Alterung des weiblichen Körpers und den Rat, diese durch Hautpflege zu verlangsamen. Während die Forschung bislang betonte, dass die körperlichen Zeichen des Alterns prinzipiell nicht nach Gender unterschieden wurden, betonte die Vortragende, dass der weibliche Körper als schneller alt werdend wahrgenommen wurde. Ihr Ziel war es zu zeigen, anhand welcher Techniken medizinische Texte versuchten, dieses schnellere Altern des weiblichen Körpers durch wissenschaftliche Argumente zu belegen und zugleich Mittel vorzuschlagen, um den Alterungsprozess zu verlangsamen. Bernard Lynch etwa führt in *A Guide to Health through the Various Stages of Life* (1774) die von Männern verschiedene Konstitution des weiblichen Körpers als Ursache für ein schnelleres Altern bei Frauen an. William Buchan wiederum erklärt in *Domestic Medicine* (1784) die weiblichen Zyklen als Ursache für das schnellere Altern. Während zuvor Kosmetika bis dahin das Erscheinungsbild von außen zu verjüngen suchten, plädieren die medizinischen Texte dafür, durch gesundes Leben den Alterungsprozess zu verlangsamen. Obgleich er nicht aufgehalten werden kann, wird folglich versucht, etwa durch besondere Ernährungsweisen die Haut zu pflegen und somit durchaus auch das äußere Erscheinungsbild zu erhalten. In der Diskussion wurde suggeriert, dass die medizinische Begründung des Alterns zugleich eine männliche Strategie sein könnte, die kommerzielle Angelegenheit der weiblichen Kosmetik männlicher Expertise zuzuschreiben.

Für das Themenheft 44.2 (2020) der vorliegenden Zeitschrift ist eine Fortführung des Panel-Themas geplant, in der sowohl einige der vorgestellten Beiträge als auch weitere Untersuchungen in ihrer schriftlichen Ausführung zu finden sein werden. Wir freuen uns auf die Fortsetzung der Diskussion.

Hanna Nobe, Bonn

»... aber andern will und muss er unbekannt bleiben.« Über das Programm der *Philosophischen Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion* (1773) und ihren bislang unbekannten Verfasser

In 1774, the German Enlightenment journal Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur published a review of a book entitled Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion, which cannot be found in any German library. The correspondence of Jakob Mauvillon (1743-1794), who wrote the review, finally informs us about the authorship of this ominous essay, a copy of which was traced to the University Library in Bern in the intervening time. The author, Heinrich Friedrich Diez (1751-1817), was sent to Constantinople as the Prussian ambassador in 1784 and later advised Goethe as a consultant when he started his work at the West-Eastern Divan (1819). The following essay examines the reason why the author tried to oppress his treatise after it was printed and analyses the content of the essay in the context of his other writings.

En 1774, la Auserlesene Bibliothek der deutschen neuesten Litteratur, une revue des Lumières allemandes, a publié un compte-rendu d'un livre intitulé Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion dont aucun exemplaire n'a pu être retrouvé aujourd'hui dans les bibliothèques allemandes. La correspondance de l'auteur du compte-rendu, Jakob Mauvillon (1743-1794), donne enfin des informations sur l'auteur de cet essai mystérieux dont une copie se trouve à la bibliothèque de l'Université de Berne: Heinrich Friedrich Diez (1751-1817) a été envoyé comme ambassadeur de Prusse à Constantinople; plus tard il a assisté Goethe en tant que conseiller lorsqu'il commençait à travailler sur son Divan occidental-oriental (1819). Cet article examine les raisons pour lesquelles l'auteur a tenté de renier son traité après qu'il a été imprimé et analyse le contenu de l'essai dans le cadre d'autres écrits du même auteur.

I. Das auslösende Moment: Eine in sich nichtssagende Rezension

In der *Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur*, die 1772 in Lemgo als Konkurrenz zur bis dahin unangefochten das deutschsprachige Rezensionswesen der Aufklärung dominierenden *Allgemeinen deutschen Bibliothek* von Karl Renatus Hausen (1740-1805), einem Historiker und Professor für Philosophie und Geschichte in Frankfurt an der Oder, mit Unterstützung des Verlegers Christian Friedrich Helwing (1725-1800) ins Leben gerufen wurde, findet sich im fünften Band (1774) eine eher unerhebliche Besprechung eines Buches, das allein schon seines Titels wegen, der eine *Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion* ankündigt, um einiges mehr an Aufmerksamkeit verdient hätte. Bereits 1747 war anonym eine Schrift von den *Ursachen* [!] *des Verfalls der Religion und der einreissenden Freydenkerey* (Berlin, bei Joh. Adam Rüdiger) erschienen, als deren Verfasser sich dann der Jurist und Kameralist Johann Heinrich Gottlob von Justi (1717-1771) herausstellte¹, und gut zehn Jahre später folgten ihr *Ursachen*

¹ Wiederabgedruckt in: Johann Heinrich Gottlob von Justi: *Moralische und Philosophische Schriften*. 3. Bd., Berlin, Stettin, Leipzig 1761, 3-123.

von dem Verfall des wahren Christenthums. Ehedem in engländischer Sprache vorgestellt von dem Verfasser der ganzen Pflicht des Menschen, ihrer Würdigkeit halber aus dem engländischen übersetzt von Friedrich Eberhard Rambach (Halle 1759). In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewann die Thematik merklich an Brisanz, was sich in so polarisierenden Publikationen äußerte wie den *Betrachtungen über die Religion und ihren itzigen Verfall*, herausgegeben von Johann Friedrich Buscher (Leipzig 1769), oder den anonym veröffentlichten *[V]ornehmsten Ursachen des Verfalls der christlichen Religion. Mit seinen traurigen Folgen in Absicht auf den Staat* (Leipzig 1774), bevor es dann zu einer Welle von ›Verfallsuntersuchungen‹ kam: 1794 erschienen anonym die *Freymüthige[n] Gedanken über einige der vornehmsten Ursachen des Verfalls der Religion in unsern Tagen und die sichersten Mittel zur Wiederherstellung ihrer eigenthümlichen Würde* und zwei Jahre darauf Gottlieb von Ezdorfs Darlegungen *Ueber den Verfall der Religion und Sitten*.

In der oben erwähnten Lemgoer Rezension heißt es ebenso lakonisch wie lapidar über jene *Philosophische Abhandlung*: »Diese Blätter haben uns keinen großen Begriff von des Hrn. V. Orthodoxie beigebracht, aber, wenn er, wie wir muthmaßen, ein junger Mensch ist, keinen schlechten von seinem Kopf. Es sind richtige und nicht ganz gemeine Bemerkungen darin, welche versprechen, daß, wenn der V. noch fleißig studieret, und dann, was er sagen wil, besser durchdenken wird, um es in einer guten Ordnung deutlicher vorzutragen, er uns was gutes wird liefern können.«²

Bei dem Rezensenten, der ab dem fünften Band alle seine Beiträge in der *Auserlesenen Bibliothek* mit der Ziffer ›4.‹ unterzeichnete, handelt es sich um Jakob Mauvillon (1743-1794), den Sohn des in Leipzig tätigen Sprachlehrers und zum Privatsekretär des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen avancierten Eléazar Mauvillon. Seine Verfasserschaft wurde, entgegen allen Gepflogenheiten, sogleich von mehreren literarisch tätigen Zeitgenossen aufgedeckt, so von Heinrich Wolfgang Behrlich in dessen *Allgemeinem Autoren- und Litteraturlexikon*, wo einige Mitarbeiter der Zeitschrift, und unter ihnen auch Mauvillon, aufgelistet werden.³ Christian Heinrich Schmid, einer seiner scharfzüngigsten Widersacher, vermerkte an anderer Stelle seinerseits, dass Mauvillon das »meiste dessen, was unter die Rubrik schöne Wissenschaften gehört«, ebenso »frech, so paradox, so raisonnirsüchtig und nachlässig« beurteilt habe, wie zuvor »in den Briefen über den Werth der deutschen Dichter«⁴, womit Schmid auf die von Jakob Mauvillon und Ludwig August Unzer (1748-1774) gemeinsam verfasste Streitschrift *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend* anspielt⁵, die wegen ihrer provozierenden Thesen und vor allem ihrer harschen Polemik gegen Gellert sofort

2 *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur*. Lemgo 1772-1781, 5. Bd. (1774), 555.

3 Vgl. Heinrich Wolfgang Behrlich: *Allgemeines Autor- und Litteraturlexikon in alphabetischer und chronischer [sic!] Ordnung bis 1778*. Hannover 1778, 100.

4 Christian Heinrich Schmid: *Litteratur der Poesie*. Erster Theil. Leipzig 1775, 75.

5 [Jakob Mauvillon, Ludwig August Unzer:] *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel*. 2 Stücke. Frankfurt, Leipzig [d. i. Lemgo] 1771/72.

nach ihrem Erscheinen für erhebliches Aufsehen gesorgt hatte.⁶

Einen unmittelbaren Beweis für die Verfasser-schaft der mit der Chiffre 4. unterzeichneten Beiträge liefert schließlich die *Auserlesene Bibliothek* selbst, und zwar im 10. Band (1776), was insofern verwundert, als die Verleger und Herausgeber von Rezensionsorganen gewöhnlich die Anonymität ihrer Mitarbeiter zu wahren suchten und, wenn überhaupt, erst nach deren Tod ihre Namen bekannt machten, jedoch in der Regel ohne die dazugehörige Sigle.⁷ In einer »Nachricht an das Publikum«, in der es um Mauvillons Übersetzung von Ariosts *Wütendem Roland* geht, heißt es in der Zeitschrift scheinbar beiläufig: »Wie strenge übrigens dieser Gelehrte in seinen Forderungen wegen Uebersetzung der italiänischen Dichter sey, kan man aus den Beurtheilungen desselben, welche er im 9ten und roten Bande dieser Bibliothek über den vom Hrn. Heinse in der Iris angekündigten Tasso liefert, mit Mehrerem ersehen [...]«.⁸ Beide der genannten Beiträge sind mit der Ziffer 4. unterzeichnet, so dass Mauvillon als Verfasser aller mit dieser Nummer unterzeichneten Rezensionen nun zweifelsfrei feststeht.

Obgleich er für die *Auserlesene Bibliothek* etwa 150 Beiträge verfasste, sah Jakob Mauvillon die Schriftstellerei zeitlebens nur als eine zusätzliche Erwerbsquelle an. Schon früh hatte er sich für eine militärische Laufbahn entschieden, die ihm aber aus gesundheitlichen Gründen versagt blieb, und so wurde er, nachdem er zunächst am *Collegium Carolinum* in Braunschweig studiert hatte, im Jahr 1771 Lehrer für Kriegsbaukunst am



6 Vgl. Heinrich Blume: »Jakob Mauvillons und Ludwig August Unzers ›Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel.‹ 2 Stücke. Frankfurt und Leipzig, 1771/72 als Vorläufer der Sturm- und Drangperiode«. In: XXXVIII. Jahresbericht des Kaiser Franz Josef-Staatsgymnasiums zu Freistadt in Oberösterreich für das Schuljahr 1908, Freistadt 1908, 3-36; ebenso Verf.: »Das ›abgeschmackte‹ deutsche Publikum und seine ›Gellertomanie‹. Ludwig August Unzers und Jakob Mauvillons ›Dichterbrieft‹ und deren Verteidigung durch Christian Rautenberg«. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 60 (2016), 3-38.

7 Vgl. Verf.: »Vom Allgemeinen zum Auserlesenen. Die Lemgoer *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur* (1772-1781) als ›gefährliche Nebenbuhlerin‹ der Berliner *Allgemeinen Deutschen Bibliothek*«. In: Waseda Blätter 21 (2014), 7-27; ders.: »Rezensionen über Rezensionen. Die Besprechungen von Goethes Theaterstücken in der Lemgoer *Auserlesenen Bibliothek* und im *Magazin der deutschen Kritik*«. In: Goethe-Jahrbuch 132 (2015), 141-150.

8 *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur* 10. Bd. (1776), 703.

gleichnamigen Collegium in Kassel, um schließlich 1784 zum Professor für Kriegswissenschaften ans *Carolinum* nach Braunschweig berufen zu werden.

Was nun die anonym veröffentlichte Schrift betrifft, die Mauvillon in der *Auserlesenen Bibliothek* bespricht, so werden dem Leser dort neben dem Titel nur das Erscheinungsjahr und der Umfang mitgeteilt; Angaben zum Druckort und Verlag fehlen. Die nötigen Informationen dazu liefert jedoch der *Universal-Catalogus* der Meyerschen Hofbuchhandlung zu Lemgo, in dem Lemgo als Druckort verzeichnet ist, womit auch der Verlag feststehen dürfte.⁹ Mit der damals von Christian Friedrich Helwing geführten Meyerschen Buchhandlung war, was heute so gut wie vergessen ist, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer der bedeutendsten deutschen Verlage verbunden, bekannt dafür, neben einschlägigen und gängigen Titeln auch ungewöhnliche und schwer verkäufliche Werke zu drucken, wie z. B. 1777 Engelbert Kämpfers *Geschichte und Beschreibung von Japan*, daneben aber auch solche, die in anderen Teilen des deutschsprachigen Raumes von der Zensur bedroht waren. Ein gutes Beispiel dafür ist Wilhelm Heinses Roman *Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse*, der 1774 bei Meyer erschien, nachdem beim Autor selbst Zweifel darüber aufkamen, ob das Werk in Leipzig oder Berlin problemlos gedruckt werden könne.¹⁰

Dass heute kein einziges Exemplar der drei Druckbögen, also lediglich 48 Seiten umfassenden *Philosophischen Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion* in einer deutschen Bibliothek zu finden ist, muss aber nicht notwendig mit Bedenken hinsichtlich der Zensur zusammenhängen. Immerhin konnten von mir außerhalb Deutschlands bis jetzt drei Exemplare nachgewiesen werden: das erste in der Universitätsbibliothek Bern, das mit fünf weiteren Drucken des 18. Jahrhunderts zusammengebunden ist, die aber, abgesehen von ihrer Provenienz, inhaltlich wenig miteinander zu tun haben (Abb. 1: Titelblatt).¹¹ Die beiden anderen befinden sich in der *Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg* und im *Van Pelt-Dietrich Library Center* der Penn Libraries in Philadelphia. Deshalb richtet sich im Folgenden das Interesse auch auf die möglichen Gründe dafür, warum das Buch in keiner deutschen Bibliothek vorhanden ist, doch steht an erster Stelle zunächst einmal die Frage nach dem Autor dieser mysteriösen Schrift.

9 *Universal Catalogus der Bücher welche in der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo zu haben sind.* Erster Theil: A bis M. Lemgo 1783, 15.

10 Vgl. *Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller.* Aus Gleims litterarischem Nachlasse. Hg. Wilhelm Körte. Zürich 1806, 123 ff.

11 *Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion.* [Lemgo] 1773; Standort: Universitätsbibliothek Bern mit der Signatur MUE Fg: Ba 69 : 2, Provenienz: Sammlung Philipp Emanuel von Fellenberg (1771-1844). Zur Neuausgabe dieser Schrift vgl. Heinrich Friedrich Diez: *Philosophische Abhandlungen, Rezensionen und unveröffentlichte Briefe* (1773-1784). Hg. Arne Klawitter. Würzburg 2018, 13-23.

II. Das heuristische Problem: Die Suche nach dem Verfasser

Aufschluss darüber gibt der 1801 von seinem Sohn veröffentlichte Briefwechsel Jakob Mauvillons¹², der immer noch die maßgebliche Quelle ist, um Auskunft über jene Gruppe von Freigeistern zu erhalten, die in seinem Umkreis aktiv war, unter ihnen der schon genannte Ludwig August Unzer und der Jurist Heinrich Friedrich Diez (1751-1817), der, wie aus den an Mauvillon gerichteten Briefen hervorgeht, der Verfasser der *Philosophischen Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion* ist. Diez und Unzer hatten sich bereits während ihres Jurastudiums in Halle kennengelernt. Mitte 1770 kam es dann durch die Vermittlung Unzers zur ersten Begegnung zwischen Mauvillon und Diez.¹³ Aus der Korrespondenz erfahren wir außerdem, dass Diez seinen Freund Unzer (vermutlich zwischen 1771 und 1772) seinerzeit acht Tage lang und dann noch einmal, wenige Wochen vor seinem Tod, im Dezember 1773 besucht hat.¹⁴ In einem Brief vom 3. März 1774 gibt er einen ausführlichen Bericht vom Ableben des an Schwindsucht schwer erkrankten Weggefährten, der am 13. Januar 1774 mit nur 25 Jahren verstorben war. Unzer selbst stammte aus einer angesehenen Medizinerfamilie: Sein Vater war Leibarzt des Grafen Christian Ernst zu Stolberg und sein Onkel der damals weithin berühmte Arzt Johann August Unzer, der zunächst in Hamburg und später in Altona praktizierte. Nach dem Studium der Rechte in Halle trat der junge Ludwig August Unzer im Sommer 1771 eine Hofmeisterstelle in Zorge im Harz an und veröffentlichte als erste poetische Sammlung seine *Versuche in kleinen Gedichten*, die jedoch unbeachtet blieben, während seine Elegie im »chinesischen Geschmack« *Vou-ti bey Tsin-nas Grabe* mehr Aufmerksamkeit erregte und auch von einigen wichtigen Rezensionsorganen der Zeit besprochen wurde.¹⁵

Mauvillon war Unzer zuerst im Pädagogium zu Ilfeld, an der Südgrenze des Harzes gelegen, als Französischlehrer seines Bruders Johann Christoph begegnet. Nach Unzers Tod nahm Diez die Stelle des Verstorbenen ein (der erste, noch sehr förmliche Brief datiert vom 30. Mai 1773), und es entwickelte sich rasch ein reger Austausch hauptsächlich philosophischer Ideen und Ansichten. Vor allem die Philosophie des Materialismus weckte das Interesse von Diez, der offenbar von Anfang an Mauvillons und Unzers religionskritische Auffassungen weitgehend teilte.

Der schon erwähnte Mauvillonsche Briefwechsel gibt darüber hinaus substantielle Hinweise auf verschollene bzw. unterdrückte Schriften der drei Freigeister. Mauvillon selbst nennt sich als Autor einer Schrift mit dem Titel *Méditations sur la nature humaine*, deren Verleger (Schreuder in Amsterdam) schon vor dem Beginn der Drucklegung Ban-

12 *Mauvillons Briefwechsel oder Briefe von verschiedenen Gelehrten an den in Herzogl. Braunschweigischen Diensten verstorbenen Obristlieutenant [Jakob] Mauvillon*. Ges. u. hrsg. von seinem Sohn F[riedrich Wilhelm] Mauvillon, Deutschland [d. i. Braunschweig] 1801.

13 Vgl. ebd., 134.

14 Am Ende des Briefes vom 19. Dezember 1773 heißt es: »Diese Nachschrift schrieb ich in Wernigerode, wo ich mit Unzern zum letztenmale zusammengekommen bin, denn einmal mußte es noch geschehen.« (Ebd., 98.)

15 Vgl. dazu meinen Aufsatz »Poetische Kuriosität oder dichterisches Experiment? Ludwig August Unzer und seine Nānie im chinesischen Geschmack«. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 85 (2011), H. 4, 489-507.

krott anmelden musste, wobei das Manuskript bei der Abwicklung des Verfahrens vermutlich verloren ging.¹⁶ Auch zwei bislang verschollene Schriften Unzers werden in den Briefen genannt: zum einen die zwei Bogen umfassende Abhandlung *Vermächtnisse für Zweifler*¹⁷, von der im Herbst 1773, wiederum in Amsterdam, bereits einige Exemplare gedruckt worden waren, denen dann zu Neujahr 1774 noch weitere 200 folgen sollten, und zum anderen eine von Unzer und Diez gemeinsam verfasste Schrift, deren Titel allerdings nicht genannt wird und die Diezens Angaben zufolge zwar schon vor Unzers Tod »unter die Presse gekommen [sei], aber wegen Verzögerung des Verlegers erst in diesem Sommer [d. i. 1774] fertig w[erde]«¹⁸, und von der immer noch jegliche Spur fehlt. Es ist durchaus möglich, dass Diez später – wenn denn das Buch wirklich erschienen sein sollte – selbst dafür gesorgt hat, dass die bereits gedruckten Exemplare ausnahmslos vernichtet wurden.¹⁹ Über den Inhalt macht er Mauvillon gegenüber lediglich vage Andeutungen und fügt hinzu: »Es versteht sich zwar schon von selbst, ich bitte Sie indessen noch bei allen was Ihnen heilig ist, nennen Sie niemals meinen Namen als den Verfasser, denn ich würde die äußerste Gefahr laufen, weil die Schrift gehemmt ist.«²⁰

Mit seinem Brief vom 19. Dezember 1773 hatte Diez Mauvillon auch drei seiner Publikationen übersandt, von denen zwei der Forschung seit langem bekannt sind²¹; die dritte aber war keine andere als eben jene *Philosophische Abhandlung über die Ursachen des Verfalls der Religion*. Während Diez hinsichtlich der gemeinsam mit Unzer verfassten Schrift seinen Namen nicht genannt wissen wollte, geht er jetzt, wenngleich immer noch mit großer Vorsicht, einen kleinen Schritt weiter: »Der Verfasser der letztern trägt kein Bedenken, sich Ihnen als seinen Freund zu nennen, aber andern will und muss er unbekannt bleiben.«²² Diez gibt sich hiermit Mauvillon gegenüber offen als Autor der Schrift zu erkennen, der seinerseits wiederum dem Wunsch des Verfassers entgegen gekommen ist und in seiner kurzen Besprechung für die Lemgoer *Auserlesene Bibliothek* dessen Namen nicht genannt hat.

Auch über Diez' philosophisches Denken ist aus seinen Briefen an Mauvillon einiges zu erfahren. Dort wagt er, das auszusprechen, was ihm zu äußern in seinen Schriften nicht möglich scheint. »Meine Meinung ist natürlicherweise Materialismus, doch letzterer von

16 *Mauvillons Briefwechsel* (= Anm. 12), 51, 79, 135. Zu Mauvillons Manuskript vgl. Jochen Hoffmann: *Jakob Mauvillon. Ein Offizier und Schriftsteller im Zeitalter der bürgerlichen Emanzipationsbewegung*. Berlin 1981, 69.

17 Inzwischen konnte jedoch ein Exemplar dieser Publikation von mir aufgefunden werden. Eine Edition dieser Schrift und anderer uns bekannter Abhandlungen und Rezensionen Unzers wird zurzeit von mir vorbereitet.

18 *Mauvillons Briefwechsel* (= Anm. 12), 119 (Brief vom 5. Juni 1774).

19 Wie erfolgreich ein Autor dabei sein konnte, verdeutlicht das Beispiel von Lenz' *Wolken*, von denen sich bis heute kein Exemplar hat auffinden lassen.

20 *Mauvillons Briefwechsel* (= Anm. 12), 119 f.

21 Ebd., 93 (Brief vom 19. Dez. 1773). Bei den ersten beiden Schriften handelt es sich um die *Beobachtungen über der [!] sittlichen Natur des Menschen* (Halle 1773) und den *Versuch über dem [!] Patriotismus* (Frankfurt, Leipzig 1774), dessen Erscheinen vom Verlag aus Gründen der Aktualität auf die Ostermesse 1774 vordatiert worden war.

22 Ebd.

ganz besonderer Art«²³, schreibt er am 16. Oktober 1773. »Denn mein System ist arg, und kehrt die Gestalten meist aller Dinge um. Ich stehe weit unter den Naturalisten. Ich glaube gar nichts und leugne alles. Nichts achten. Der Skepticismus ist meine Lehre. Geringfügigkeit aller Dinge, die Summe meiner Sätze.«²⁴ Sein materialistischer Denkansatz äußert sich auch in anderen Briefen, z. B. wenn Diez sich mit der Frage beschäftigt, ob es Nervensäfte oder Gehirnzellen seien, die zum Denken anregten, ob sich das Denken aus der Bewegung sogenannter Seelenorgane erklären ließe, wie groß der Einfluss der Sprache auf das Denken und von welcher Art unsere Wahrnehmung sei.²⁵ Gleichzeitig berichtet Diez, dass er fest davon überzeugt gewesen sei, mit diesem Materialismus »etwas neues erfunden zu haben«²⁶, aber nur, um von Unzer als Reaktion darauf zu hören, dass der gemeinsame Freund Mauvillon bereits auf ein solches System »verfallen« sei und dies in seinem Manuskript »Méditations sur la nature humaine« ausgeführt habe.²⁷

Auch wenn Diez voller Enthusiasmus weitere Werke politischen und philosophischen Inhalts in Aussicht stellt²⁸, hat er doch seine eigenen philosophischen Überzeugungen nirgends schriftlich dargelegt und dem Druck übergeben.²⁹ Die Gründe dafür sind uns nicht bekannt. Wir wissen aber, dass er im Juni 1784 als preußischer Geschäftsträger nach Konstantinopel gesandt wurde. Die *Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten*, für die er seit 1781 regelmäßig Beiträge lieferte, kündigten seinen Dienstantritt unter der Rubrik »Beförderungen, Todesfälle, Veränderungen« mit folgenden Worten an: »Anfangs Juny d. J. gieng Hr. Heinr. Fried. Diez, bisheriger Kanzleydirektor bey der Regierung zu Magdeburg, als königl. preuß. Chargé d’Affaires zur hohen Pforte nach Konstantinopel, um Herrn Gaffron daselbst abzulösen. Sr. Maj. der König haben ihn zum Beweiß seiner vorzüglichen Talente unter Mehreren selbst gewählt, und sehr gnädig entlassen.«³⁰

Bis dahin hatte Diez elf Jahre in Magdeburg verbracht, zunächst als Referendar und dann als Kanzleidirektor. Der Briefwechsel mit Mauvillon allerdings umfasst lediglich zwei Jahre und endet abrupt aus uns unbekannten Gründen im Jahr 1775. Dennoch gibt er wenigstens ansatzweise Aufschluss über eine Zeit in Diez’ Leben, über die wir bislang wenig Informationen besitzen und in die auch die Entstehung jener *Philosophischen Abhandlung* fällt, aus der hervorgeht, dass Diez offenbar bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt mit dem Gedanken gespielt haben muss, eine höhere Beamtenlaufbahn anzustreben. Darauf deuten vor allem der Verweis auf Konstantinopel und der juristisch-staatspolitische Bezug am Ende der Schrift.³¹

23 Ebd., 79 (Brief vom 16. Okt. 1773).

24 Ebd., 77.

25 Ebd., 82-99.

26 Ebd., 79.

27 Vgl. ebd. Diez führt an dieser Stelle Mauvillons Manuskript unter dem Titel »Système sur la nature humaine« an.

28 Ebd., 96 f. (Brief vom 19. Dez. 1773).

29 Über die gemeinsam mit Unzer verfasste Schrift lässt sich diesbezüglich allerdings nichts sagen.

30 *Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten vom Jahre 1784*, 6. Stück, 621.

31 [Heinrich Friedrich Diez:] *Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion*. [Lemgo] 1773, 19 und 40 f. Die Seitennachweise erscheinen im folgenden in () im Text. Hervorhebungen durch Sperrung im Original werden einheitlich *kursiv* wiedergegeben.

III. Das bedenkliche Thema: Die Ursachen des Religionsverfalls

Diez konstatiert und analysiert in seiner Abhandlung nicht einfach nur den Verfall des Glaubens, sondern sucht angesichts der beständig abnehmenden Autorität der christlichen Kirche nach einer angemessenen moralischen Haltung jenseits des Christentums. Ausgangspunkt der Überlegungen ist der in der Zeit allgemein beklagte Niedergang der über Jahrhunderte gültigen Wertvorstellungen des christlichen Glaubens, als deren Ursachen der Verfasser nicht nur die das gesamte System untergrabende Freidenkerei, sondern vor allem das Streben nach Erkenntnis und den zunehmenden Skeptizismus benennt – ein Strom, der »zu schnell [läuft] und zu fortreißend« (8) ist, als dass man ihn aufhalten könnte. Für den Verfasser liegt diese Entwicklung in der Natur des menschlichen Geistes begründet, der in sich »zu unruhig, zu skeptisch und zu wißbegierig« (12) sei. Gläubigen Christen sei es unmöglich, dergleichen zu erkennen, da sie vorgegebenen, d. h. bereits fixierten Kategorien verhaftet seien: »Immer wollen sie den Menschen zum Schuldopfer, und ihre Zeiten zum Pfuhl der Verderbniß machen, und hierin allein setzen sie die Ursache des Religionsverfalls.« (9) Nur ein unparteiischer Betrachter dürfte daher »im Stande seyn [...], den Lauf der Sache sehr natürlich zu erklären« (9).

Bezeichnend für Diez ist der unbeirrte Rekurs auf die natürliche Bestimmung des Menschen, was wiederum eine materialistische Sicht der Dinge verrät. »Es ist der Natur des Menschen gemäß, der hergebrachten Erkenntniß etwas zuzusezen, oder abzunehmen; ihm ist nicht die Schuld beyzumessen, wenn er über Lehren, ob sie ihm gleich unter dem Siegel der Göttlichkeit beygebracht worden, zu zweifeln anfängt, und in seiner Ueberzeugung auf entgegengesetzte Grundsätze verfällt.« (13 f.) Im Menschen agiere ein ungebändigter Untersuchungsgeist, der sich gegen jedwede Beschränkung zur Wehr setze: »[D]er menschliche Verstand ist einer unbestimmbaren Erweiterung fähig, deren Einschränkung er nicht ertragen kann.« (14) In seiner Argumentation geht Diez bis zu Jesus Christus, d. h. dem Religionsstifter selbst, zurück, der von seinen Anhängern einen bedingungslosen Glauben forderte, um die Menschen »zu einem seligern Leben vor[zu]bereiten« (15). Doch der Vorwurf verschiedener Philosophen, dass nämlich das Christentum nichts weiter als bloße Spekulation sei, habe die zentrale Bedeutung des Glaubens an sich immer mehr geschwächt, was dazu führte, dass man sich einerseits nach außen hin zwar zum Christentum bekannte, auf der anderen Seite selbst aber kein frommes Leben führte bzw. im Innern der heidnischen Philosophie zugetan war (wie z. B. Boethius). Auch die »listige[n] Unternehmungen« (15) der Hochscholastik, der Religion dadurch wieder aufzuhelfen, indem man sie mit der platonischen oder aristotelischen Philosophie zu vereinigen suchte, konnten ihren Verfall nicht verhindern, war doch einer der dabei vertretenen Grundsätze der, »[d]aß es zur Beförderung der Wahrheit erlaubt sey, Betrügereien zu spielen« (15). Man berief sich auf gefälschte Dokumente wie die Konstantinische Schenkung und nutzte sie, um auf diese Weise die Vormachtstellung des Papstes dem Kaiser gegenüber zu begründen.

Dann aber sei es, ausgelöst durch Luthers Reformation, die dem Papsttum Grenzen zu setzen suchte, andererseits aber zwangsläufig die Christenheit spalten musste, zu einer nicht mehr rückgängig zu machenden Hinterfragung der »blinden Autorität« und damit zu ihrem Verfall gekommen: »Und wenn man gestehen muß, daß die Reformation zur

Ehre der Menschheit den menschlichen Geist aus den Fesseln der niederträchtigsten Sklaverey riß, und ihm einige seiner angeborenen Rechte, einige Freyheit, wieder gab; so kan man auch auf der andern Seite nicht läugnen, daß dadurch der christlichen Religion ein Abbruch geschehen. Denn nun ward der Spekulation eine weite Bahn geöffnet.« (16)

Mit der »freieren Denkungsart« (17) der Aufklärung setzten sich neue Auffassungen durch, die begannen, die alte Orthodoxie abzulösen, wobei besonders der bisher nicht hinterfragte Glaube an die in der Bibel geschilderten Wunder abgelehnt und dahingehend kritisiert wurde, dass er vor allem »von der neugierigen Unwissenheit der Leute Gebrauch machte« (18). An die Bibel wurde jetzt nicht mehr bedingungslos geglaubt; stattdessen begann man, sie philologisch und philosophisch zu hinterfragen, d.h. textlich abzusichern und auf dieser Basis oft auch ganz neu zu interpretieren: »[...] izt haben die Theologen die Grenzen der Hermeneutik sehr erweitert, und bringen aus sehr vielen, ich mag nicht sagen, allen Stellen, einen ganzen [sic!] andern, oft dem wörtlichen ganz entgegengesetzten, Sinn heraus.« (20)

Ungefähr in der Mitte der Abhandlung, sozusagen auf halbem Wege, zieht der Verfasser dann das erste Fazit und konstatiert, dass, »nachdem das Denken in der Religion, wie es auch der Würde des Menschen anständig war, eine erlaubte Sache geworden: so hat sich unter den Theologen die Heterodoxie, und unter dem Volke die Freydenkerey verbreitet«, worunter der christliche Glaube »unersezlich dabey gelitten« habe. Doch sei eine solche Entwicklung, zumindest was den aufgeklärten Protestantismus und alle übrigen Anhänger der Aufklärung betreffe, weder aufzuhalten noch umzukehren: »[A]llein das Papstthum, so traurig eine solche Sklaverey für den Menschen immer seyn mag, wird durch den *Weg der Auktorität* die Religion aufrecht erhalten« (21) können.

Mit der Freiheit im Denken waren neue Lebensarten aufgekommen, die den Unternehmungen der Menschen neuen Schwung gaben; Künste und Wissenschaften wurden vorangetrieben, kurz: »Es fieng an zu tagen.« (23) Die Aufklärung brachte Grundsätze hervor, die mit dem blinden, unbedingten Glauben an die Religion und ihre Institutionen nicht mehr zu vereinbaren waren. Es galt nunmehr, ein »vernünftiger, ein *denkender Christ* zu seyn«, (23) und auch die Philosophie war bemüht, Vernunft und Religion miteinander auszusöhnen: »*Lokke* und *Bonnet* paßten die Religion ihrem Lehrgebäude, und dieses jenem an. Das Christenthum mußte sich mit jedem System in andere Formen gießen lassen.« (24) Doch auch diese philosophischen Theorien hätten sich als nicht haltbar erwiesen: »Niemals aber haben diese Combinationen allgemeinen Beyfall finden wollen. Entweder waren sie zu weit hergeholt, und lagen in einer zu abstrusen Ader verborgen, als daß sie gleich bey dem ersten Anschauen eine Evidenz erwecken konnten; oder sie waren auf Hypothesen und Muthmaßungen gebauet, ohne Kraft zu überzeugen [...]« (24.f.). Der nicht aufzuhaltende Siegeszug der Aufklärung und des mit ihr eng verbundenen rationalen Denkens sind dann in den Augen des Verfassers »der unfehlbare Beweis der gesunkenen Religion« (25).

Eine dem parallel laufende Entwicklung konstatiert Diez bezüglich der Sitten, Empfindungen und Gewohnheiten der Menschen, denn mit der »Galanterie« seien gleichermaßen der Leichtsinn und der Hang zum Vergnügen gewachsen, und »die Neigung ward bis zur Ausschweifung getrieben« (28). Entstanden sei so eine Lebensart, die der Genügsamkeit und Enthaltksamkeit der christlichen Moral völlig widerspreche. Auch das Verhält-

nis der Religion zur Erziehung und Staatsverfassung der Gegenwart wird in Frage gestellt. Um ein pflichtbewusster Staatsbürger zu sein, müsse man keineswegs gottesfürchtig leben, und es sei naiv zu meinen, »daß der Unglaube und die Freydenkerey der Religion wieder weichen, und in eine unkräftige Ohnmacht oder in ein gänzlichcs Nichtseyn zurückfallen w[ü]rden« (43). Je mehr die Aufklärung voranschreite, desto kühner und durchsetzungsfähiger werde sie, und je mehr Menschen ihrem Licht folgten, desto mehr würden schließlich vom christlichen Glauben abfallen.

Die Schrift schließt mit einer Erklärung des Verfassers, dass er nichts anderes beabsichtigt habe, als einige Ursachen des Religionsverfalls offen darzulegen. Seine Ansicht über diese Entwicklungen mit den Klagen der »frommen Religionisten zu vereinigen« (45), lehnt er allerdings ab. Ihm komme es vielmehr darauf an, den Dingen auf den Grund zu gehen und ihre Erscheinungsformen so scharfsinnig und unabhängig wie möglich zu untersuchen, denn eines sei gewiß: »[M]an mus etwas mehr als bloße Gottesgelahrtheit studirt haben, um das Verhältniß einer Religion zum Staate und die Grenzen ihres wechselseitigen Einflusses [...] zu beurtheilen« (45). Sobald man nämlich die Ursachen und Wirkungen für sich betrachte, zeige sich klar und deutlich, dass die Geschichte des Religionsverfalls nichts anderes sei als »der Lauf *menschlicher* Dinge« (46).

Was diese Abhandlung so bemerkenswert macht, ist nicht allein die nüchterne Betrachtung der Ursachen, die für den Verfall der christlichen Religion verantwortlich gemacht werden, und deren Wirkungen, sondern auch die Tatsache, dass hier der Verstand und die Vernunft gegen die Religion ausgespielt werden, und darüber hinaus die pointierte Feststellung, dass selbst Freigeister ohne allen christlichen Glauben sehr wohl rechtschaffene Bürger sein können. Dem entsprechend wird am Schluss der Abhandlung das Fazit gezogen, dass man eine »entschiedene Unpartheylichkeit besitzen« müsse, »um den Saz zu begreifen: Daß man mit Annehmung des Unglaubens die Rechtschaffenheit, wenn man sie vorher gehabt hat, nicht ablege.« (45 f.) Interessant in Bezug auf die späteren orientalistischen Studien sind ferner die dem Text immanenten Verweise auf das Morgenland, insbesondere der Exkurs über das »Kismeth« und die »Lehre vom unveränderlichen Schiksal« der Mohammedaner (19), die auf eine frühe Beschäftigung des Verfassers mit dieser Thematik schließen lassen.

IV. Das geistige Umfeld: Diez und seine frühen philosophischen Schriften

Die Abhandlung fügt sich zwar nahtlos in den Kontext der frühen Schriften von Diez ein, doch kommen hier einige ganz neue Aspekte hinzu. Schon während seiner Studentenzeit in Halle hatte er mit der Abfassung kleinerer Abhandlungen begonnen.³² Seine erste selbständige Publikation über die *Vorteile geheimer Gesellschaften für die Welt. Von einem Unzertrennlichen in der A[micitia]* war 1772 anonym im dortigen Verlag Hemmerde erschienen und spielt unverkennbar auf den Amicistenorden an, eine studentische Verbin-

³² Vgl. Martin Mulsow: »Radikalaufklärung, moderate Aufklärung und die Dynamik der Moderne. Eine ideengeschichtliche Ökologie«. In: *Radikalaufklärung*. Hg. Jonathan I. Israel, Martin Mulsow. Berlin 2014, 203-233, hier: 230; ders.: *Freigeister im Gottsched-Kreis. Wolffianismus, studentische Aktivitäten und Religionskritik in Leipzig 1740-1745*. Göttingen 2007, 112 f.

dung, die aus dem um 1740 gegründeten Mosellanerorden hervorgegangen war, der jedoch schon bald wegen ausgiebiger Trinkexzesse in Verruf geriet. Diez war in seinem ersten Studienjahr der Amicistenloge *Constantia* beigetreten³³ und, was er in seiner Schrift deutlich macht, von der Notwendigkeit und den Vorteilen solcher geheimen Verbindungen überzeugt, wenn diese sich zum Ziel setzten, den Menschen glücklich zu machen und ihn moralisch zu erziehen: »Die Erziehung ist es, welche den natürlichen Menschen bildet; sie nimmt ihm das Raue ab und schmückt ihn mit Schönheit; sie macht ihn andern angenehm, und beglückt ihn auf ein Menschenleben.«³⁴

Auf den Rezensenten der *Frankfurter gelehrten Anzeigen* wirkte dieses überschwängliche Loblied allerdings keineswegs überzeugend: »Der Verf. beweist sehr possierlich, daß geheime Gesellschaften sehr nützlich sein können, und daß es sonderlich die ist, von welcher er Mitglied zu sein, die Ehre hat, und die mit dem ersten Buchstaben A. heißt. Ohne die andern Buchstaben wissen zu wollen, glauben wir gern, daß diese Gesellschaft viel Gutes stiftet, aber diese 2 Bogen wird sie doch nicht mit in Rechnung bringen?«³⁵

1773 folgte mit den *Beobachtungen über der [!] sittlichen Natur des Menschen* eine bereits wesentlich umfangreichere Abhandlung von Diez, in der erste philosophische Ambitionen zum Vorschein kommen und in der er sich als Anhänger des Empirismus zu erkennen gibt.³⁶ Dieser Vorgabe entsprechend erhebt er die ›Erfahrung‹ zum Leitbegriff einer Philosophie, die sich ganz auf den Menschen zu konzentrieren habe, d. h. auf dessen moralische Natur und deren Bedingungen, seine Leidenschaften, seine Triebe, seine Denkkräfte und sein sittliches Gefühl. Die metaphysische Philosophie ist für Diez viel zu realitätsfern, als dass sie dieser Aufgabe Rechnung tragen könnte. Vor allem die Leidenschaften und Triebe beschäftigen ihn in besonderem Maße und bringen ihn dazu, das traditionelle Verhältnis von Sinnlichkeit und Sittlichkeit umzukehren. Die Leidenschaften, zu denen er Eigennutz, Wollust und Ehrgeiz zählt, seien überhaupt nicht, wie allgemein angenommen, negativ zu sehen; sie hätten vielmehr nirgendwo sonst als »in der sittlichen Natur ihren Grund«³⁷ und müssten positiv begriffen werden, da sie nichts anderem als dem Prinzip der menschlichen Vervollkommenung dienen: der Eigennutz, weil er die Selbstliebe und das Vergnügen mit dem Nutzen verbindet, die Wollust, weil sie die Sinne reizt, »immer neue angenehme Spannungen in den Nerven [erzeugt]«³⁸ und für Abwechslung

33 Vgl. Manfred Voigts: »Heinrich Friedrich Diez. Kanzleydirektor, Freygeist und Freund der Juden«. In: Heinrich Friedrich Diez: *Frühe Schriften* (1772-1784). Hg. Manfred Voigts. Würzburg 2010, 457-540, hier: 462.

34 [Heinrich Friedrich Diez:] *Vorteile geheimer Gesellschaften für die Welt, von einem Unzertrennlichen in der A ...* Halle 1772, zit. n. Diez: *Frühe Schriften* (= Anm. 33), 13-25, hier: 19.

35 *Frankfurter gelehrte Anzeigen auf das Jahr 1772*, 78. Stück, 29. September 1772, 624 (wieder abgedr. in: *Goethes Werke*. Abtlg. I-IV. 133 Bde. in 143 Tln. Weimar 1887-1919 (= Sophienausgabe), I. Abt., 38. Bd., 1897, 372). Zu Goethes Verfasserschaft vgl. Hermann Bräuning-Oktavio: *Herausgeber und Mitarbeiter der Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772*. Tübingen 1966, 684.

36 Heinrich Friedrich Diez: *Beobachtungen über der sittlichen Natur des Menschen*. Erste Sammlung. Halle 1773, zit. n. Diez: *Frühe Schriften* (=Anm. 33), 27-92. Zwar trägt die Schrift den Untertitel *Erste Sammlung*, doch ist ein zweiter Teil nie erschienen.

37 Ebd., 40.

38 Ebd., 41.

sorgt, der Ehrgeiz, weil er dem Müßiggang spottet und zu Taten anspornt. Bemerkenswert ist, wie Diez bei seinen Betrachtungen die christliche Moral bei Seite schiebt, um, von Plato ausgehend, die Leidenschaften auf empirischer Basis neu zu definieren. Dabei fordert er eine Freiheit der Leidenschaften ein, soweit diese, von der Vernunft geführt und von ihr kontrolliert, der Sittlichkeit dienen. »Die Vernunft«, sagt Diez, müsse »in sinnlichen Vergnügen die Oberhand behaupten. [...] Die Vernunft soll Sorge tragen, damit wir in der sinnlichen Lust nicht ausschweifen, das heißt, das Maas und die Grenzen nicht überschreiten.«³⁹ Die Konsequenz, die zu ziehen er dem Leser überlässt, wäre dann letzten Endes die, dass eine religiöse bzw. moralische Beschränkung überhaupt nicht notwendig und mithin auch nicht sinnvoll sei.

Diezens Überlegungen über die sittliche Natur stießen bei der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* auf Ablehnung und Unverständnis. Der Rezensent, Isaak Iselin (1728-1782), tat die Schrift mit nur wenigen, dafür aber um so geringschätzigeren Worten ab: »Könnte Hr. Diez indessen bey Gelegenheit etwas besseres schreiben, als solches höchstunverdauliches Geschwätz, wie diese Bogen enthalten, so wird es für ihn und für seine Leser besser seyn.«⁴⁰ Ganz anders aber urteilte die *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur*, deren Rezensent – es ist der mit Diez eng befreundete Ludwig August Unzer – in der Abhandlung ein neues Denken zu erkennen meint, das »das Wort Pflicht aus der Wissenschaft der menschlichen Glückseligkeit ausmerz[e]« und den Relativismus des Wahren und Guten feiere: »Schriften von der Art, wie vorliegende *Beobachtungen*, können mehr dazu beitragen, eine solche Denkungsart hervorzubringen und auszubreiten, als alle strenge Sittenpredigten mit dem ganzen leichten Gefolge ihrer Gegner, der Vertheidiger einer weichlichen, erotischen Moral, die höchstens in Monarchien erträglich seyn kan.«⁴¹

Diez habe es verstanden, beide »Abwege«, die Sittenpredigten der orthodoxen Theologen einerseits und die Positionen der Apologeten einer erotischen Moral andererseits (gemeint ist damit vor allem Wieland) zu umgehen. Statt eine neue Moral zu predigen, habe er »die Unentbehrlichkeit und den Nutzen der Empfindungen gezeigt« und verdeutlicht, auf welche Weise die Moralprediger versuchten, »die Tugend liebenswürdig [zu] machen«, um doch nur das Gegenteil zu erreichen, d. h. sie »ekelhaft« erscheinen zu lassen. Mit dieser Feststellung verbindet der Rezensent dann die Hoffnung, dass der Verfasser in einer Fortsetzung der *Beobachtungen* seine Gedanken noch weiter ausführen möge: »Wir erwarten, daß der Verf. künftig diesen beträchtlichen Unterschied in der Moral näher beleuchten, und uns besonders über das, was man *Grundsätze* nent, seine Meinung umständlicher zergliedern werde. Was er darüber sagt, hat uns noch nicht völlig Genüge gethan.«⁴²

Im gleichen Jahr (1773) erschien auch die *Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion*, um die es hier in der Hauptsache geht, im Verlag der

39 Ebd., 51 (die Kursive ist im Original gesperrt).

40 *Allgemeine deutsche Bibliothek* Anh. 13.-24. Bd., 2. Abt., 1777, 939; vgl. Gustav Parthey: *Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte*. Berlin 1842, 12 f.

41 *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur* 4. Bd., 1773, 197.

42 Ebd., 198.

Meyerschen Buchhandlung in Lemgo, im gleichen Verlag also, wie die *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur*, an der Diez selbst bis zum Jahr 1775 mitarbeitete und für die er neben einer Reihe von Rezensionen zwei längere Aufsätze über den Zustand der Rechte in Deutschland und über den Zustand der deutschen Philosophie verfasste.⁴³ Seine *Philosophische Abhandlung* wurde jedoch nicht nur in der Lemgoer *Auserlesenen Bibliothek* besprochen, denn auch in der von Rudolph Heinrich Zobel (1734-1775) herausgegebenen und in Frankfurt an der Oder erschienenen *Bibliothek der Philosophie und Litteratur* findet sich eine Rezension, in der es heißt: »Ein viel versprechender Titel, nach dem man nichts geringeres als eine gründliche und durchdachte Entwicklung der Ursachen von dem Verfall der Religion erwarten sollte. Jedoch der Verf. scheint selbst bey Verfertigung der Vorrede empfunden zu haben, daß der von ihm gewählte Titel mehr ankündige, als in gegenwärtiger Schrift geleistet worden sey.«⁴⁴ Der Verfasser habe letztlich nichts anderes versucht, als »dem Publikum ein neues Blendwerk vor[zu]machen«: Im Vorwort erkläre er, dass er die Ursachen lediglich »punktiren« könne, im Ganzen aber sage er nur längst bekannte Dinge, »ohne Ordnung und genaue Bestimmung«. Die vom Verfasser angegebenen Ursachen für den Verfall der Religion bezögen sich lediglich auf die »verschiedenen Meynungen der Schriftausleger, die vielen Sekten in der Christenheit, die Neigung, die Religion mehr zu einem Gegenstand der Speculation als zu einer Norm des zu bildenden moralischen Charakters zu machen. Misbrauch der Philosophie und der Freyheit im Denken, mehrere Aufklärung und Erweiterung der Wissenschaften, Luxus und herrschender Leichtsin, Fehler und Unschicklichkeiten in dem Unterricht der Jugend, in den Lehren der Religion, und dergleichen [...]«.⁴⁵ Und all dies, so der Rezensent weiter, werde »ohne Auseinandersetzung und Präcision der Begriffe, voll unreifer Urtheile in dem Ton einer ermüdenden Deklamation dahin gesagt«.⁴⁶ Wesentlich pointierter, aber ebenso abwertend urteilt Christian Friedrich Daniel Schubart (1739-1791) in seiner *Deutschen Chronik*, in der er die oben zitierte Besprechung durch die »Frankfurter Bibliothek« mit den lapidaren Worten zusammenfasst: »Der ausgehängte Schild ist prächtig! vergoldet und lieblich anzusehen. Aber in der Herberge, meine Herren, werden sie zweifelt schlecht traktirt.«⁴⁷

Woraus erklärt sich dieses negative Urteil? Diez hatte sich darauf beschränkt, lediglich die von ihm erkannten wesentlichen Ursachen des Religionsverfalls zu benennen, ohne sie zu bewerten oder moralische Grundsätze zu predigen, die einer solchen Entwicklung entgegenwirken könnten. Was er in seiner Untersuchung dem Leser nahelegt, ist, dass der Verfall der christlichen Religion nicht mehr aufzuhalten sei und dass, statt darauf mit noch strengeren Moralvorschriften zu reagieren, in einer modernen Gesellschaft auch eine atheistische Haltung möglich sei und sich rechtfertigen lasse. Damit redet diese Schrift letztendlich der Infragestellung des Christentums und seiner moralischen Autorität das

43 Vgl. *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur* 5. Bd., 1774, 638-662 und 6. Bd., 1774, 629-660.

44 *Bibliothek der Philosophie und Litteratur* 1. Bd., 1. Stück, 1774, 200-202, hier 200.

45 Ebd., 201.

46 Ebd., 201f.

47 *Deutsche Chronik auf das Jahr 1774*. Hg. Christian Friedrich Daniel Schubart, 33. Stück, 264.

Wort. Dieser Vorwurf, ein Gegner des Christentums zu sein, sollte dann Diez auch in den Folgejahren anhaften. Über seine 1783 publizierte Lebensbeschreibung Spinozas heißt es in der *Allgemeinen Bibliothek der neuesten theologischen Litteratur*, der Verfasser habe sich »einmal als einen offenbaren Gegner des Christenthums der Welt dargestellt, und es liegt ihm nun ob, seinen Charakter zu behaupten. Das thut er denn auch in dieser Lebensbeschreibung von Spinoza, wo er es nicht an Sticheleyen auf unsere Religion, und an Bemühungen fehlen lässt, sie nicht bloß verdächtig, sondern auch verächtlich zu machen.«⁴⁸

Ein Jahr nach der *Philosophischen Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion* veröffentlichte Diez seinen *Versuch über dem* [sic!] *Patriotismus* (1774)⁴⁹, dem schließlich noch die Untersuchung *Der Stand der Natur* (1775)⁵⁰ folgen sollte, in der sich bereits ein gewisser Pessimismus bemerkbar macht, der dieses Buch deutlich von seinen Vorgängern unterscheidet.⁵¹ »Ich will keine Wahrheiten lehren. Ich schreibe nur, was ich denke«, erklärt er in den »Vorerinnerungen«, und fügt hinzu: »Will man einiges nicht gern gesagt wissen, was ich sage: so solls mir desto angenehmer seyn, solches geschrieben zu haben.«⁵² Weiter heißt es dann eher resignierend: »Ich schildere den Sittenzustand von einer Seite, wo er ins Schlechte und Elende fällt. Ich bin aber keiner von den klagenden Schriftstellern, die uns mit Thränen die Gottlosigkeit unsrer Zeiten vorstellen, und so zudringlich ihre Sittenlehren ausbieten. Meinetwegen drehe sich die Welt, wie sie will. Die Bahn ist ihr schon vorgezeichnet. Fromme Wünsche hab ich nicht. Zu Verbesserungen bin ich nicht berufen.«⁵³

Im Vergleich zu den vorangegangenen Publikationen hat diese Schrift an Klarheit und Systematik gewonnen. Gemein hat sie mit der *Philosophische[n] Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion*, dass es beiden um eine Untersuchung des gegenwärtigen Zustands der Moral geht, bei der eigene Erfahrungen und Beobachtungen den Ausgangspunkt bilden. Es handelt sich in beiden Fällen weder um Mahn- noch um Moralschriften, sondern um eine kritische Reflexion der gegenwärtigen Verhältnisse.

Der Stand der Natur ist eine philosophische Auseinandersetzung mit der Natur des Menschen, bei der sich Diez hauptsächlich auf Hobbes, Rousseau, Grotius, Pufendorf und Wolff bezieht, wobei ergänzend noch sprachphilosophische und zivilisationskritische Aspekte herangezogen werden. Hobbes' Vorstellung vom »Stand der Natur« als einem Kriegszustand ruft den begründeten Einwand hervor, dass Naturvölker wie die Lappen und Kamtschadalen überhaupt keine Kriege führten.⁵⁴ Mit Rousseau könne man im

48 *Allgemeine Bibliothek der neuesten theologischen Litteratur* 2. Bd., 1784, 227. Die Rezension ist mit der Sigle N. unterzeichnet.

49 [Heinrich Friedrich Diez:] *Versuch über dem* [!] *Patriotismus*. Frankfurt, Leipzig 1774. In: Diez: *Frühe Schriften* (= Anm. 33), 93–113.

50 [Heinrich Friedrich Diez:] *Der Stand der Natur*. [Lemgo] 1775. In: Diez: *Frühe Schriften* (= Anm. 33), 115–144.

51 Dieser Ansicht ist auch Voigts: »Heinrich Friedrich Diez« (= Anm. 33), 473.

52 [Heinrich Friedrich Diez:] *Der Stand der Natur*. In: Diez: *Frühe Schriften* (=Anm. 33), 115.

53 Ebd.

54 Ebd., 121.

Wesentlichen übereinstimmen, doch äußert Diez Vorbehalte in Hinsicht auf dessen Theorie zum Ursprung der Sprache, die ihn nicht zu überzeugen vermag. Die Annahme, dass es ein »Weltalter« gegeben habe, »wo die Menschen ohne Sprachen, ohne Sitten, ohne Besitzthum, ohne Gesetze und Oberhaupt, jeder für sich, doch ruhig, friedlich und glücklich neben einander lebten, und blos als Thiere, vielleicht auf Vieren kriechend, ihrem Instinkt folgten«, sei indiskutabel: »Ich sollte meynen, daß auf dem Erdball nie eine solche Epoche gewesen sey. Historische Nachrichten davon sind nicht da; und nach dem Zusammenhang und Wesen der Dinge läßt sich dergleichen nicht denken: Menschen ohne Sprache! [...] Indessen da uns weder *Rousseau*, noch *Condillac*, noch *Herder* den Ursprung der Sprache begreiflich gemacht haben: so glauben wir, daß sie nie einen ersten Ursprung gehabt habe; und dieser unser Glaube stützt sich noch auf andre Argumente, die eben nicht ungegründet seyn mögen.«⁵⁵

Die nähere Betrachtung der menschlichen Natur führt Diez schließlich zur Erkenntnis der Notwendigkeit einer »Vernunftkritik«, die gleichermaßen gegen die »Universalmonarchie des europäischen Verstandes«⁵⁶ gerichtet sein müsse. Ebenso kritisch fällt seine Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft aus, der er sittlichen Verfall, Gier nach Luxus und Ungerechtigkeit vorwirft. Auch die aufklärerische Vernunft sei nicht imstande, dies zu verändern, denn mit »der Bearbeitung der Wissenschaften und mit der Kultur der Künste [seien] Laster und Bosheiten« unmittelbar verbunden, »weil sie sich gegen einander wie Wirkung und Ursache verhalten«; »Wenn die Vernunft den höchsten Gipfel ihrer Vervollkommenung erreicht haben wird, denn wird auch die Sittenverderbniß zur äusersten Stufe des Greuels gestiegen seyn. Es läßt sich also bey aufgeklärten Zeiten niemals eine Periode gedenken, wo der Frevel einen Stillstand machen, und Tugend und Redlichkeit allgemein herrschen würden.«⁵⁷ Daraus zieht Diez am Ende seiner Abhandlung dann das ernüchternde Fazit: »Die Ursachen unsers Glanzes und unser Aufklärung sind eben die Quellen unsers Uebelstandes.«⁵⁸

Die *Allgemeine deutsche Bibliothek* urteilte über dieses Buch, dass in dieser »sceptischen Schrift« der Verfasser »alle absolute Gewißheit« verwerfe⁵⁹, während der anonyme Rezensent der *Hallischen neuen gelehrten Zeitungen* zunächst den philosophischen Kontext der Untersuchung hervorhebt, um dann als Schlussfolgerung festzuhalten: »Man sieht aus dem Ganzen, daß der Herr Verf. ein Mann [ist], der über seine Gegenstände zu denken sich gewöhnt hat, und man trifft unter seinen Gedanken allerhand gute und nicht gemeine Bemerkungen an. Allein es fehlt noch an der Präcision und genugsamen Bestimmung der Gedanken, woran vielleicht die Lebhaftigkeit, die in solchen Materien nicht gern Statt hat, und welche der Herr Verf. sehr in seinem Ausdruck sucht, Schuld ist.«⁶⁰

55 Ebd., 123 f.

56 Ebd., 127.

57 Ebd., 137.

58 Ebd., 142.

59 *Allgemeine deutsche Bibliothek* Anh. z. 25.-36. Bd., 2. Abt., 1780, 1054. Rezensent ist Samuel Simon Witte (1738-1802), Professor für Natur- und Völkerrecht in Bützow; vgl. Parthey: *Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek* (= Anm. 40), 30 f.

60 *Hallische neue gelehrte Zeitungen* Bd. 10, 88. Stück, 1775, 704.

V. Der berufliche Aufstieg: Die Ernennung zum preußischen Geschäftsträger in Konstantinopel

In seinen frühen Schriften zeigt Diez nicht nur umfassende philosophische Kenntnisse, sondern er stellt immer wieder auch staatspolitische Bezüge her und gibt sich dabei als Kenner der deutschen Rechtsgeschichte zu erkennen.⁶¹ Die bislang unbekannte und, wie es zunächst schien, verschollene *Philosophische Abhandlung von einigen Ursachen des Verfalls der Religion* erweist sich im Nachhinein als ein wichtiger Baustein im Kontext der schriftstellerischen wie diplomatischen Karriere ihres Verfassers. Bereits in seinen frühen Jahren, in denen er in Magdeburg innerhalb kurzer Zeit vom Referendar zum Kanzleidirektor aufstieg, reflektieren seine Schriften ein sehr eigenständiges Denkvermögen, wobei er persönliche Ansichten keineswegs zurückhielt und sich für eine freie Gesellschaft ohne religiöse Bevormundung und zensurpolitische Maßnahmen einsetzte. So unterstützte er denn auch Christian Konrad Wilhelm Dohms (1751-1820) in der Zeit höchst umstrittenes Plädoyer für die Bürgerrechte der Juden (*Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden*, 2 Tle., 1781-83), das er in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* positiv besprach⁶², und ging mit seiner Forderung, Juden uneingeschränkt zu öffentlichen Ämtern zuzulassen, sogar noch darüber hinaus: »Unter gesitteten Völkern«, schreibt er, »sollte man nie dahin kommen, zu fragen, mit welchen Einschränkungen die Juden in bürgerliche Rechte und Freyheiten eingesetzt werden können.«⁶³ Aber nicht allein diese offene Parteinahme wird Dohm dazu bewogen haben, Diez durch seine Empfehlung beim König zur Position des preußischen Geschäftsträgers in Konstantinopel zu verhelfen.⁶⁴ Nach seiner Remission zog sich Diez auf ein Landgut bei Berlin zurück und widmete sich ganz der Orientalistik. Seine *Denkwürdigkeiten von Asien* (2 Tle., 1811/15) wurden u. a. von Goethe bei den Recherchen zum *West-östlichen Divan* zu Rate gezogen. Nachdem der Dichter am 23. Dezember 1816 ein Exemplar von Diez erhalten hatte, antwortete er in seinem Dankschreiben: »Die daraus gewonnene Belehrung ist uns unschätzbar und so

61 Vgl. *Archiv Magdeburgischer Rechte*. Hg. Heinrich Friedrich Diez. 1. Bd. Magdeburg, Dessau 1781.

62 »[Rez.] Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden von Christian Wilhelm Dohm. Erster Theil. Zweyte Ausgabe. Zweyter Theil«. In: *Allgemeine deutsche Bibliothek* 59. Bd., 1. Stück, 1784, 19-43.

63 Heinrich Friedrich Diez: *Ueber Juden. An Herrn Kriegsgrath Dohm in Berlin*. Dessau und Leipzig 1783, 10, vgl. Diez: *Frühe Schriften* (= Anm. 33), 307.

64 Vgl. dazu Johann Albrecht Freiherr von Reisz: »Diez, Heinrich Friedrich von«. In: *Neue Deutsche Biographie* 3 (1957), 713, und Wilhelm Gronau: *Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Willen und Handeln. Ein biographischer Versuch*. Lemgo 1824, 107-114. In Hinblick auf seine Leistungen für die preußische Außenpolitik ist ein Brief an Dohm vom 15. Mai 1790 besonders aufschlussreich, in dem es heißt: »Gegen den Widerstand der ganzen Welt habe ich hier [in Konstantinopel; A. K.] den Frieden verhindert und unseren Allianztract zu Stande gebracht, wodurch ich Preußen und das Türkische Reich gerettet habe. Das wird wohl hinreichen, um meinen Namen in die Geschichte einzuschreiben.« (Unveröffentlichter Brief, Nachlass von Christian Wilhelm von Dohm, Nr. 4, Korrespondenz mit Heinrich Friedrich von Diez, Bl. 77, Stadtarchiv Regensburg.)

konnt ich auch früher Ew. Hochwohlgeb. Arbeiten als die Basis ansehen, worauf sich meine Kenntnisse des Orients gründeten, indem Genauigkeit und Sicherheit die köstlichen Eigenschaften Ihrer Werke sind.«⁶⁵

Arne Klawitter, Kyoto/Tokyo

⁶⁵ Goethe: *Sophienausgabe* (= Anm. 35), IV. Abt., Bd. 26, 246.

Erkennen und Erzählen

Zu einer historischen Narratologie des 18. Jahrhunderts

This article develops an outline for a historical narratology of the 18th century, departing from the structuralist narratological system formed by Gérard Genette. By attributing systematic questions to the protonarratological theories of Lessing, Blanckenburg, and Engel, the article mediates between a history of theory and a history of narrative forms. In this investigation, the epistemological basis of the structuralist systematics becomes evident.

Prenant pour point de départ le système narratologique structuraliste tel qu'il a été élaboré par Gérard Genette, cet article développe les grandes lignes d'une narratologie historique pour les récits du XVIII^e siècle. En rattachant des questions d'ordre systématique aux théories protonarratologiques de Lessing, Blanckenburg et Engel, l'article établit un lien entre l'histoire des théories et l'histoire des formes narratives. Ce faisant, il met en évidence le fondement épistémologique des systématiques structuralistes.

Erzählen ist weder absolut noch überzeitlich. Diese Überzeugung verbindet zwar die postklassischen Narratologien, die in den letzten Jahren verstärkt angetreten sind, um die universale und ahistorische Narratologie strukturalistischen Zuschnitts zu überarbeiten.¹ Eines ihrer grundlegenden Desiderate ist aber bis heute die Historisierung der narratologischen Grundbegriffe. Obwohl diese größtenteils von literarischen Erzählungen des 19. und 20. Jahrhunderts abgeleitet worden sind, werden sie umstandslos auf Erzählungen mit anderen historischen Indizes angewendet. Sowohl die vermeintlich universale Gültigkeit der Grundbegriffe als auch ihre geschichtsblinde Operationalisierung stehen deshalb zur Revision an. Obwohl über diese doppelte Kritik weitgehend Einigkeit zu herrschen scheint, ist indes umstritten, wie eine historische Narratologie konkret aussehen und auf welchen theoretischen Grundlagen sie basieren könnte. Größter Impulsgeber der vergangenen Jahre ist die mediävistische Literaturwissenschaft, die vermehrt darauf hinweist, dass die historische Besonderheit von vormodernen Erzählungen mit dem strukturalistischen Instrumentarium nur bedingt erfasst werden kann.² Auf diesen Impuls reagiert die postklassische Narratologie nicht nur mit der Anpassung ihrer analytischen Kategorien, sondern auch, indem die »historische und diskursive Voraussetzungshaftigkeit der eigenen

- ¹ Vgl. *Narratologies. New Perspectives on Narrative Analysis*. Hg. David Herman. Columbus 1999 (= *The Theory and Interpretation of Narrative Series*), 1-109; Mike Petry: »Post-klassische« Erzähltheorie: Ein Ausblick«. In: *Einführung in die Erzähltextanalyse. Kategorien, Modelle, Probleme*. Hg. Peter Wenzel. Trier 2004 (= *WVT-Handbücher zum Literaturwissenschaftlichen Studium*, 6), 223-232; Frauke Berndt, Daniel Fulda: »Erzählung der Aufklärung. Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Erzählung der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2015 in Halle a. d. Saale*. Hamburg 2018, 617-628.
- ² Vgl. exemplarisch *Historische Narratologie. Mediävistische Perspektiven*. Hg. Harald Haferland, Matthias Meyer. Berlin, New York 2010 (= *Trends in Medieval Philology*, 19). Darüber hinaus wurden einzelne narratologische Kategorien für diachrone Analysen herangezogen. Vgl. exemplarisch William F. Edmiston: *Hindsight and Insight. Focalization in Four Eighteenth-Century French Novels*. University Park 1991.

Begriffe und Systematiken« hinterfragt wird.³ Historische Narratologie in diesem Sinne meint also, die Historizität der Begriffe theoriegeschichtlich aufzudecken.

Die vorliegende Skizze knüpft an dieses Desiderat an und versteht sich als Vorschlag zu einer historischen Narratologie des 18. Jahrhunderts, die rekurrend auf die strukturalistischen Kategorien die narratologische Spezifik für ihren historischen Gegenstandsbereich erkundet.⁴ Der Ausgangspunkt im Strukturalismus mag kontraintuitiv sein, ist aber besonders für eine Narratologie des 18. Jahrhunderts deshalb sinnvoll, weil strukturalistische Ansätze grammatische und rhetorische Kategorien formalisieren. Gerade in dieser Formalisierung liegt das Potenzial für eine Historisierung, weil das 18. Jahrhundert ebenfalls auf rhetorische Kategorien zurückgreift, um das Leistungsprofil des Erzählens zu vermessen. Historisieren meint dementsprechend nicht nur, die Theoriegeschichte narratologischer Kategorien in der Rhetorik aufzudecken und dergestalt die Narratologie zu re-rhetorisieren, sondern auch diese historische Imprägnierung analytisch fruchtbar zu machen. Dabei geht es mir im Gegensatz zu den meisten anderen Versuchen einer historischen Narratologie der ›Aufklärung‹ nicht darum, Erzählinhalte (*histoire*) zu kontextualisieren, sondern darum, die historisch spezifischen Bedingungen des narrativen Diskurses (*discours*) im 18. Jahrhundert zu untersuchen. Auf diesem Weg verbindet der Vorschlag einen formgeschichtlichen mit einem theoriegeschichtlichen Ansatz.⁵

Den diskursiven Referenzpunkt meines Vorschlags für eine Narratologie des 18. Jahrhunderts bilden Rhetorik und Epistemologie. Denn Erzählen ist nicht nur ein formales, sondern besonders auch ein epistemologisches Problem.⁶ Es gibt kein Erzählen, das nicht gleichzeitig mit der Darstellung der Welt diese Welt auch herstellt, weil jedes Erzählen von einer Welt mit einem epistemologischen Zugriff auf diese Welt einhergeht. Ein klar bestimmtes Arsenal an Darstellungsverfahren markiert die epistemologische Struktur des Erzählens, die mit Hilfe einer um rhetorische Begriffe erweiterten strukturalistischen Diskursanalyse erfasst werden kann. Um den Zusammenhang von Erkennen und Erzählen für das 18. Jahrhundert zu untersuchen, analysiere ich zunächst die den narrativen Diskurs (*discours*) am wirkmächtigsten wie differenziertesten beschreibende strukturalistische Systematik von Gérard Genette. Dort stellt der Nexus von Erkennen und Erzählen, so gilt es zu zeigen, eine spezifische Herausforderung dar (= I). Zweitens untersuche ich – in Form von Stichproben – drei der wichtigsten Erzähltheoretiker der Zeit, die sich an

3 Matthias Grüne: »Kontinuität und Historizität narratologischer Begriffe«. In: *Textuelle Historizität. Interdisziplinäre Perspektiven auf das historische Apriori*. Hg. Heidrun Kämper, Ingo H. Warnke, Daniel Schmidt-Brücken. Berlin, Boston 2016 (= *Diskursmuster. Discourse Patterns*, 12), 123-139, hier: 123.

4 Die Grundlage für diesen Vorschlag habe ich in meiner Dissertation entwickelt: Verf.: *Narratologie und Epistemologie. Studien zu Goethes frühen Erzählungen* (= *Studien zur deutschen Literatur*, 219). Berlin, Boston 2019.

5 Vgl. Lukas Werner: »Zeit im Text – Möglichkeiten der formalen Historisierung. Zur Relation von Zeit und Ich-Erzähler in Grimmelshausens *Simplicissimus* und Schnabels *Insel Felsenburg*«. In: *Zeiten erzählen. Ansätze – Aspekte – Analysen*. Hg. Antonius Weixler, Lukas Werner. Berlin, Boston 2015 (= *Narratologia. Contributions to Narrative Theory*, 48), 79-103, hier: 81-84.

6 Darauf hat prominent Albrecht Koschorke (*Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main 2012, bes. 336-340) hingewiesen.

diesem Zusammenhang abarbeiten: Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich von Blanckenburg und Johann Jacob Engel konfigurieren Erkennen und Erzählen mit unterschiedlichen Schwerpunkten, die sich der Genetteschen Systematik zuordnen lassen (= II). Drittens binde ich die historischen Antworten an die systematischen Fragen zurück und zeige, wie sich die Grundbegriffe des strukturalistischen Systems in einer solchen historischen Narratologie verschieben (= III). Schematisch lässt sich mein Vorschlag daher folgendermaßen abbilden:

	<i>Phänomen</i>	<i>Narratologie</i>	<i>Poetologie</i>	<i>Rhetorik</i>
<i>Ort</i>	Anschauung	Stimme	Lessing: Fabel	Metalepse
<i>Folge</i>	Zusammenhang	Zeit & Motivierung	Blanckenburg: Roman	Syllepse
<i>Modus</i>	Information	Mittelbarkeit & Perspektive	Engel: Gespräch & Erzählung	Paralepse

I. Strukturalistischer Ausgangspunkt: Kritik der Stimme (*voix*)

Wie ein Blick in einschlägige narratologische Lehrbücher zeigt⁷, hat Genette 1972 mit dem *Discours du récit* wohl die gegenwärtig erfolgreichste erzähltheoretische Systematik vorgelegt.⁸ Genette geht vor allem von Tzvetan Todorovs Arbeiten der 1960er Jahre aus, rezipiert aber auch deutschsprachige Theoretiker wie Eberhard Lämmert, Franz K. Stanzel und Günther Müller. Organisationsprinzip seines Systems ist die ›Grammatik des Verbs‹:⁹ Zeit, Modus und Person – letztere nennt Genette ›Stimme‹. Immer ist das bevorzugte Beispiel seiner Erzähltheorie Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu*, sodass Genettes Systematik von Anfang an historisch spezifisch ist und als Narratologie der Moderne bezeichnet werden könnte. Das zeigt sich besonders an den Stellen, an denen er auf Texte anderer Epochen ausweichen muss, um alle Kategorien seines Systems – mit ungleich geringerem theoretischen Aufwand – zu erläutern. Vor diesem Hintergrund ist es daher wenig verwunderlich, dass Kategorien der Zeit den Anfang und Fokus der narratologischen Systematik bilden. Doch ist gerade aus einer systematischen Perspektive die ›Stimme‹ als Antwort auf die narratologische Gretchenfrage ›Wer spricht?‹ in Genettes narrato-

7 Vgl. exemplarisch Matías Martínez, Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie* [1999]. 10. Aufl. München 2016; Silke Lahn, Jan Christoph Meister: *Einführung in die Erzähltextanalyse* [2008]. 3. Aufl. Stuttgart 2016; Christoph Bode: *Der Roman. Eine Einführung* [2005]. 2. Aufl. Tübingen 2011. Selbst Einführungen, die sich dezidiert von Genette abgrenzen, bleiben auf ihn bezogen. Vgl. Monika Fludernik: *Erzähltheorie. Eine Einführung* [2006]. 4. Aufl. Darmstadt 2013, 113–118; Wolf Schmid: *Elemente der Narratologie* [2005]. 3. Aufl. Berlin, Boston 2014, 109–113; Tilmann Köppe, Tom Kindt: *Erzähltheorie. Eine Einführung*. Stuttgart 2014, 180–233.

8 Vgl. Jonathan Culler: »Foreword«. In: Gérard Genette: *Narrative Discourse*. Ithaca 1980, 7–13, hier: 8.

9 Gérard Genette: *Die Erzählung* [frz. 1972/1983; dtsh. 1994] 3. Aufl. Übers. Andreas Knop. München 2010, 14.

logischer Topologie zentral. Sie unterscheidet nämlich zum ersten Mal in der Geschichte der Narratologie und in Abgrenzung zu Todorov auf der Ebene des narrativen Diskurses (*discours*) zwischen Erzählakt (*narration*) und Erzählung (*récit*): Die Stimme ist also nie Teil ihrer Erzählung, auch wenn sie ihr Effekt ist.

In einem kleinen Unterkapitel zur ›Stimme‹, das es nicht in Martínez' und Scheffels populäre *Einführung in die Erzähltheorie* geschafft hat und auch ansonsten von der Forschung meist ignoriert wird¹⁰, verbirgt sich das strukturbildende Modell von Genettes Erzähltheorie. In diesem Kapitel finden sich vor allem wichtige Argumente für die bisher wenig beachtete Verbindung von Narratologie und Epistemologie. Denn Genette führt in diesem Kapitel implizit aus, dass jedes Erzählen mit dem Erkennen der erzählten Welt notwendig einhergeht, obwohl er eigentlich keinen Erkenntnisbegriff hat und sich daher auch nicht für den Zusammenhang von Erkennen und Erzählen interessiert. Diese verdrängte, aber unhintergehbare epistemologische Basis der Narratologie legt Genette in einer Typologie der »Funktionen des Erzählers«¹¹ dar, die sich an Roman Jakobsons Funktionen der Sprache anlehnen; bestimmt werden auf diesem Weg die Relationen der Stimme (*narration*) und der Erzählung (*récit*).¹² Jakobsons Funktionen der Sprache erlauben es, die verschiedenen Aspekte einer Nachricht zu systematisieren und einer Instanz im sechsgliedrigen Kommunikationsmodell zuzuordnen. Die emotive Funktion verweist so auf den Sender, die konative Funktion auf den Empfänger; die referentielle Funktion auf den Kontext wie die metasprachliche auf den Code; die phatische Funktion bezieht sich auf das Kontaktmedium so wie sich die poetische Funktion auf die Nachricht selbst bezieht. Was Jakobson im Hinblick auf sprachliche Äußerungen allgemein formuliert, überträgt Genette auf fiktionale Erzählungen. Mit dem Funktionsbegriff verweist er also nicht nur auf die *officia oratoris*, welche die Pflichten oder Aufgaben des Redners in der klassischen Rhetorik beschreiben, sondern verschiebt auch das narratologische Problem der Identität des Erzählers auf die Funktionen des Erzählens. Fünf Funktionen unterscheidet Genette, wobei mit Ausnahme der ersten Funktion alle anderen »extranarrativen«¹³ Funktionen semantisch grundiert sind und mit semantischen Rollen korrespondieren, welche die Aufgaben des Erzählers für die Erzählung veranschaulichen und

10 Die Forschung zur Kategorie der Stimme ist zahlreich, wie ein Blick in das *Living Handbook of Narratology* und insbesondere den Eintrag von Uri Margolin zum ›Narrator‹ und die daran anschließende Diskussion zeigt. Vgl. Uri Margolin: »Narrator«. In: *The Living Handbook of Narratology* (<http://www.lhn.uni-hamburg.de>) [10.02.2019]. Als einer der wichtigsten Meilensteine in der Forschung gilt folgender Band: *Stimme(n) im Text. Narratologische Positionsbestimmungen*. Hg. Andreas Blödorn, Daniela Langer, Michael Scheffel. Berlin 2006 (= *Narratologia* 10). Genettes Funktionen des Erzählers tauchen in diesem Band lediglich in Jan-Oliver Deckers Beitrag (»Stimmenvielfalt, Referenzialisierung und Metanarrativität in Hermann Hesses *Der Steppenwolf*«, ebd., 233-265, hier: 246) an marginaler Stelle auf.

11 Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 166.

12 Bezeichnenderweise schaltet Genette (*Erzählung*, wie Anm. 9, 166f.) die Typologie an dem Punkt ein, als er die Besonderheit von Prousts Erzähler beschreiben will. Die Beispiele entnimmt Genette dann auch explizit nicht von Proust, sondern vor allem aus Texten des 18. und 19. Jahrhunderts.

13 Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 168.

festlegen: Neben der narrativen, lediglich die Vermittlung bezeichnenden ersten Funktion unterscheidet Genette zweitens die Regiefunktion, drittens die kommunikative Funktion, viertens die testimoniale Funktion und fünftens die Ideologiefunktion. Diesen Rollen – ordnen, kommunizieren, bezeugen und bewerten – können mit einer Ausnahme Jakobsons Funktionen zugeordnet werden.

Bezeichnenderweise ist nämlich mit der testimonialen und der ideologischen Funktion die emotive Funktion und damit die Rolle bzw. in Jakobsons Terminologie der »Faktor«¹⁴ des Senders gleich mehrfach besetzt, während Jakobsons wichtigste Funktionen in Genettes Systematik nicht namhaft gemacht werden: Zum einen ist die *referentielle Funktion* bedeutungslos, da sich Genette nicht für die Gegenstände von Erzählungen interessiert¹⁵, obwohl es gerade diese Funktion ist, die für Jakobson in »epischen« Texten dominiert.¹⁶ Zum anderen spielt die *poetische Funktion* zumindest explizit keine Rolle. Implizit allerdings basiert Genettes erste narrative Funktion genau auf dem Profil von Jakobsons poetischer Funktion, der es um das *Wie* einer sprachlichen Botschaft, genauer: um die »Dichotomie von Zeichen und Objekten«¹⁷ geht. Denn jede sprachliche Äußerung operiert laut Jakobson mittels Selektion und Kombination. Die Projektion des eigentlich paradigmatischen Prinzips der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die syntagmatische Achse der Kombination beschreibt die poetische Funktion: »Äquivalenz wird zum konstitutiven Mittel einer Sequenz erhoben«.¹⁸ Folglich manifestiert sich die poetische Funktion in den Sequenzen, die vor allem durch Wiederholung auf sich selbst zurückverweisen. Genau das aber leistet Genettes an dieser Stelle unterspezifizierte narrative Funktion: Sie verweist im narrativen Text auf die Spezifika der ihr zugrundeliegenden »narrative[n] Poetik«¹⁹, der sich Genette im gesamten *Discours* widmet.

Die epistemologische Dimension des Erzählens tritt dabei zunächst in Gestalt der verschiedenen Funktionen des Erzählers zutage: ordnen, kommunizieren, bezeugen und bewerten werden Teil des Leistungsprofils des Erzählers und zwar jeweils auf der Grundlage eines nie unbeschränkten oder neutralen Zugriffs auf den Gegenstand. Während die extranarrativen Funktionen stets mit beschränkter Epistemologie operieren, scheint die rein formale narrative Funktion epistemologisch nicht beschränkt und deshalb allwissend zu sein, was die vorstrukturalistische Narratologie mit dem Begriff des auktorialen Erzählens fasst.²⁰ Doch Genettes Überarbeitung im *Nouveau Discours* von 1983 verdeutlicht, dass die Grenze zwischen der grundlegenden narrativen Funktion und den extranarrativen Funktionen porös ist. Dort stellt Genette nämlich explizit Verbindungen zwischen der

14 Roman Jakobson: »Linguistik und Poetik« [engl. 1960]. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Bd. II/1. Hg. Jens Ihwe. Frankfurt am Main 1971 (= *Ars poetica. Texte und Studien zur Dichtungslehre und Dichtkunst*. Texte, 8), 142–178, hier: 147.

15 Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 10.

16 Jakobson: »Linguistik und Poetik« (= Anm. 14), 152.

17 Ebd., 151.

18 Ebd., 153.

19 Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 10.

20 Vgl. Franz K. Stanzel: *Theorie des Erzählens* [1979]. 8. Aufl. Göttingen 2008, 33; Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 245–253.

narrativen Funktion und den extranarrativen Funktionen her und profiliert so die narrative Funktion mit Hilfe der extranarrativen Funktionen.²¹ Es handelt sich um eine signifikante Umkehrung der analytischen Stoßrichtung des Genetteschen Systems und insbesondere der Stimme, wenn die narrative Funktion von den extranarrativen Funktionen abhängig wird. Der Normalfall seiner Systematik ist – vor dem Hintergrund der Proust-Lektüre nicht überraschend – die extradiegetisch-homodiegetische Erzählung mit Nullfokalisierung, die eine Profilierung der narrativen Funktion nach der extranarrativen Heuristik nahelegt.

Die extranarrativen Funktionen veranschaulichen also den epistemologischen Zugriff auf die Erzählinhalte, mit dem das Erzählen immer einhergeht, und ziehen die Ausdifferenzierung der narrativen Funktion nach sich. Die Funktionen des Erzählers unterlaufen damit nichts Geringeres als die Grenze zwischen Erzähler und Figur – sie gefährden Genettes narratologisches Grundgesetz, dass es eine Position geben muss, die erzählt, aber von der nie erzählt werden darf. Zugleich folgt daraus, dass Genettes strukturalistische Kategorien Stimme, Zeit und Modus eine epistemologische Grundierung haben, die den blinden Fleck in seinem System bildet. Mit den extranarrativen Funktionen freilich tritt diese Epistemologie in Erscheinung: Der blinde Fleck in Genettes narratologischer Systematik bildet also deren epistemologisches Zentrum.

Genau dieser Zusammenhang von Erkennen und Erzählen erlaubt nun eine Historisierung der scheinbar zeitlosen Narratologie auf der Basis von historisch-spezifischer Erzähltheorie. Denn sowohl das Erzählen als auch das Erkennen ist den jeweiligen Formen nach historisch spezifisch, ohne dass von einem anthropomorphisierten »Erzähler« ausgegangen werden müsste, der den Zugriff auf die erzählte Welt und ihre narrative Modellierung figuriert. Dementsprechend sollen Genettes Erzählfunktionen als Anknüpfungspunkte einer Historisierung dienen, die nach der Spezifik der verschiedenen Genetteschen Erzähltypen fragt. Die Fragen, die sich Genette mit Hilfe der Kategorien Stimme, Zeit und Modus stellt, haben nämlich eine nur zögerlich erschlossene theoretische Vorgeschichte im 18. Jahrhundert, deren Schlüssel ihr epistemologisches Profil darstellt.²² Diese Vorgeschichte ist deshalb aufschlussreich, weil sie den Zusammenhang von Erkennen und Erzählen anders als Genette und viele andere klassische wie postklassische Narratologien nicht in die Fiktionstheorie auslagert²³, sondern in den Mittelpunkt stellt. Deshalb schlage ich vor, die Genetteschen Kategorien von Stimme, Zeit und Modus im Hinblick auf eine Narratologie des 18. Jahrhunderts durch die historisch adäquateren Begriffe von Ort, Folge und Modus zu ersetzen, was ich im folgenden Teil an Lessing, Blanckenburg und Engel erläutern werde.

Für das späte 18. Jahrhundert werfen die drei narratologischen Kernfragen unhintergehbare epistemologische Probleme auf: Die Frage nach der Stimme eines Erzähltextes problematisiert den *Ort* des Erzählens, der nicht losgelöst von der Reflexion des Zugangs

21 Vgl. Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 255 f.

22 Matthias Grüne: »Hebbels Epos *Mutter und Kind*. Eine Einordnung aus Perspektive der historischen Narratologie«. In: *Hebbel-Jahrbuch* 69 (2014), 96–117, hier: 97–102.

23 Gérard Genette: *Fiktion und Diktion* [frz. 1991]. Übers. Heinz Jatho. München 1992 (= *Bild und Text*), 31–40.

zur erzählten Welt zu denken ist; die Frage nach dem Zusammenhang der Ereignisse problematisiert die *Folge* des Erzählens, weil temporale Relationen immer mit den Motivierungen der Ereignisse verbunden sind; die Frage nach dem *Modus* des Erzählens problematisiert die Mittelbarkeit und Perspektive, weil die beiden Darstellungsmodi ›Gespräch‹ und ›Erzählung‹ zeigen, dass es keine ›reine‹ Information gibt. In den Poetiken des 18. Jahrhunderts, die auf der Schwelle von normativen Gattungspoetiken zu deskriptiven Poetiken stehen²⁴, finden sich protonarratologische Erzähltheorien, die Darstellungsverfahren nicht mehr gattungsspezifisch beschränken. Mit Lessing, Blanckenburg und Engel greife ich drei der prominentesten Theorien auf, die in der Gattungspoetik wurzeln: Während Lessing in seinen *Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts* (1759) ausgerechnet an der maximal didaktischen Erzählgattung der Fabel das neue Profil des Erzählens expliziert und Blanckenburgs *Versuch über den Roman* (1774) die narrative Großgattung aufwertet, zeigt Engels zeitgleich erschienene Abhandlung *Ueber Handlung, Gespräch und Erzählung*, dass eine Erzähltheorie prinzipiell gattungsübergreifend angelegt sein kann, um narrative Verfahren zu systematisieren. Der gemeinsame Nenner dieser drei Erzähltheorien besteht darin, dass sie das Leistungsprofil des Erzählens vermessen und dabei den Zusammenhang von Erkennen und Erzählen in ihr Zentrum stellen.

II. Historische Ansatzpunkte: Lessing – Blanckenburg – Engel

In Lessings Abhandlungen zur Fabel wird die Kategorie der Stimme im Spannungsfeld von Erzählen und Erkennen reflektiert. Den Ausgangspunkt bildet die Mehrdeutigkeit des Begriffs: Die Fabel ist nämlich einerseits »[j]ede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet«.²⁵ Andererseits bezeichnet die Fabel aber auch die prototypisch lehrhafte und bereits darum epistemologisch prädestinierte Gattung, die Lessing auf Aesop zurückführt und die selbst eine »Erdichtung [ist], die auf einen gewissen Zweck abzielet«.²⁶ Jede Fabel im zweiten Sinn verweist auf eine Fabel im ersten Sinn – sie hat einen Zweck, der sich nicht in ihrem »moralischen Nutzen« erschöpft, wie Lessing später ausführen wird²⁷, sondern einen ästhetischen Überschuss generiert. Diese Verdoppelung ist von den Darstellungsverfahren der Fabel abhängig. Um diese zu explizieren, arbeitet sich Lessing in seiner ersten Abhandlung an verschiedenen Poetiken der Fabel ab, die er der Reihe nach widerlegt:²⁸ de La Motte, Richer, Breitinger und Batteux führen Lessing,

24 Vgl. Hermann Wiegmann: *Geschichte der Poetik. Ein Abriss*. Stuttgart 1977, 79f.; Rüdiger Campe: »Form und Leben in der Theorie des Romans«. In: *Vita aesthetica. Szenerien ästhetischer Lebendigkeit*. Hg. Armen Avanesian, Winfried Menninghaus, Jan Völker. Zürich, Berlin 2009, 193–211, bes. 198–205.

25 Gotthold Ephraim Lessing: *Werke 1758–1759*. Hg. Gunter E. Grimm. Frankfurt am Main 1997, 345; vgl. Martínez/Scheffel: *Einführung* (= Anm. 7), 28.

26 Lessing: *Werke 1758–1759* (= Anm. 25), 345.

27 Ebd., 407.

28 Vgl. ebd., 369.

während er Gellert und Gottsched bezeichnenderweise übergeht²⁹, zu einer sukzessiven Verwerfung gattungskonstituierender Merkmale, bis am Ende lediglich die anschauende Erkenntnis übrigbleibt, welche die Fabel durch ihre narrative Gestaltung – in Prosa – zu leisten hat.³⁰ Mittels einer kontrastiven Gattungstheorie fokussiert Lessing in diesem Zusammenhang besonders den »Fabuliste[n]«.³¹ Er agiert am Ort des Erzählens, der dadurch gleichzeitig als ein Ort des Erkennens in Erscheinung tritt, während andere narratologische Systemstellen – wie Handlung und Perspektive im Gegensatz zu Epos und Drama – sekundär bleiben. Die Fabel stellt nämlich stets Übersicht her, doch das führt zum zentralen Problem des Fabelerzählens, das Lessing epistemologisch löst und an den Ort des Erzählens delegiert. Denn auf die Stimme der Fabel kommt es an – und damit auf die Konfiguration des »Fabulisten«, der die anschauende Erkenntnis (*cognitio intuitiva*) garantiert. Während die symbolische Erkenntnis (*cognitio symbolica*)³² für sich steht und durch ihren Abstraktionsgrad der anschauenden Erkenntnis an Klarheit und Geschwindigkeit unterlegen ist³³, hängt die anschauende Erkenntnis vom »Vortrage der Fabeln« ab.³⁴ Im Gegensatz zu Leibniz, von dem er den Begriff übernimmt, bezeichnet Lessing mit der anschauenden Erkenntnis nicht lediglich die Veranschaulichung eines Lehrsatzes³⁵, sondern einen ästhetischen Überschuss, den die Fabel durch eine Balance produziert. Einerseits darf die Fabel nicht in ihrer Lehre aufgehen; andererseits darf sie sich aber auch nicht in poetischen Sprachspielen ergehen, weil sie dadurch eben ihre Lehre aus den Augen verlieren könnte. Diese Balance ist von einer Rekonfiguration des Ortes abhängig, von dem aus erzählt wird. Auch wenn Lessing diese Rekonfiguration in der vierten Abhandlung »von dem Vortrage der Fabeln« nur andeutet, zeigen seine Fabeln ihre poetische Tragweite.

Wie Peter Hasubek feststellt, steuern die narrativen Verfahren der Fabeln die anschauende Erkenntnis³⁶; ihre Grundvoraussetzung ist die maximale Unanschaulichkeit der Stimme, die nie Teil der Fabeln sein darf, also immer extradiegetisch-heterodiegetisch zu sein hat, auch wenn sie in der ersten Person auftritt. Diese Unanschaulichkeit führt aber in Lessings Fall gerade nicht zu einer apodiktischen Erzählinstanz, die ihre Moral in

29 Vgl. Monika Fick: *Lessing-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* [2000]. 4. akt. u. erw. Aufl. Stuttgart 2016, 198 f.

30 Vgl. Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 404 f.

31 Ebd., 367.

32 Vgl. ebd., 372. »Symbolisch« meint hier tatsächlich nur zeichenhafte Repräsentation, nicht im Sinne des klassischen Symbolbegriffs, den Lessing laut Siglinde Eichner (*Die Prosafabel Lessings in seiner Theorie und Dichtung. Ein Beitrag zur Ästhetik des 18. Jahrhunderts*. Bonn 1974, 69-71) sogar mit dem Begriff der anschauenden Erkenntnis vorwegnimmt.

33 Vgl. Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 372.

34 Ebd., 398. Dabei geht es ihm um narrative Verfahren und explizit nicht um den Vortrag im Sinne der rhetorischen »actio«.

35 Vgl. Eichner: *Die Prosafabel Lessings* (= Anm. 32), 60-83.

36 Vgl. Peter Hasubek: »Der Erzähler in den Fabeln Lessings (Originalbeitrag 1980)«. In: Ders. (Hg.): *Fabelforschung*. Darmstadt 1983 (= *Wege der Forschung*, 572), 363-383, hier: 366-380.

allgemeinen Sätzen in Promythen oder Epimythen expliziert³⁷, sondern die im Gegenteil ihre moralische Lehre selbst in Zweifel zieht, obwohl sie nach einem den »Weltweisen« repräsentierenden »Geschichtsschreiber[]«³⁸ modelliert wird. Das schafft sie insbesondere durch Ironie als einem Grundzug von Lessings Fabeln.³⁹ Im Gegensatz zu Hasubek interpretiere ich diese Ironie aber nicht als Gefahr für die anschauende Erkenntnis, sondern vielmehr als deren Voraussetzung und daher als das epistemologische Strukturmerkmal der Fabel. Die Ironie aktiviert besonders im intertextuellen Geflecht vieler Fabeln verschiedene, einander widerstrebende Deutungen und fordert ihren »heuristischen Nutzen«⁴⁰ geradezu heraus.

Dementsprechend ist die Fabel eine Schule anschauender Erkenntnis; sie lehrt das »Principium der Reduction«⁴¹ durch Anschaulichkeit der Einzelfälle. So richten die Fabeln zum einen ein Archiv dieser Einzelfälle und zum anderen eine Schule des Erfindens neuer Fabeln ein: Sie schaffen den Sprung vom »Finden zum Erfinden« und erziehen dadurch zum »Genie«.⁴² Die Fabel muss somit zwei Dinge gleichzeitig leisten; darin besteht ihre Ambivalenz. Einerseits muss sie in einem besonderen Fall das Allgemeine veranschaulichen; andererseits das »Principium der Reduction« und damit die genau gegenläufige Bewegung vom Allgemeinen zum Besonderen vermitteln.⁴³ Mit diesem Balanceakt exploriert Lessing das epistemologische Leistungsprofil des Erzählens über die Modellierung eines Erzählens, das nicht mehr eine universell gültige Moral vermitteln, sondern Erkenntnis- und Reflexionsvermögen einüben will.⁴⁴ Diese Unanschaulichkeit der Stimme konfrontiert Lessing mit der Struktur des Fabelbuchs, das den einzelnen Abschnitten Metafabeln voranstellt und mit ungleich umfangreicheren Abhandlungen kommentiert. Auf die Überzeugungskraft der Fabeln verlässt sich Lessing also nicht allein. Statt aber die Moral über einen expliziten und autoritativen Erzählerkommentar abzusichern, erhöht Lessing den Komplexitätsgrad der Stimme durch die Struktur des Fabelbuchs, sodass die Unanschaulichkeit der Stimme eben nicht ein Moralisieren lizenziert, sondern Ambivalenz und Komplexität die Stimme auf verschiedenen Erzählebenen ästhetisch konfigurieren.

Als Beispiel dieses Verfahrens kann Lessings berühmte »Metafabel«⁴⁵ *Der Besitzer des Bogens* herangezogen werden, die am Beginn des dritten Buchs steht und im Abschnitt

37 Vgl. Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 403; vgl. Matthias Bickenbach: »Die Sentenz in der Fabel und ihr Verschwinden im 18. Jahrhundert (Lessing, Goethe)«. In: *Sentenz in der Literatur. Perspektiven auf das 18. Jahrhundert*. Hg. Alice Staškova, Simon Zeisberg. Göttingen 2014, 188-209, hier: 197-205.

38 Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 302.

39 Vgl. Hasubek: »Der Erzähler in den Fabeln Lessings« (= Anm. 36), 378.

40 Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 408.

41 Ebd., 409.

42 Ebd., 408 f. Vgl. Günter Jahn: *Lessings Fabelabhandlungen. Ein Elementarbuch der Didaktik und Methodik*. Bielefeld 2000, bes. 40.

43 Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 409.

44 Vgl. Bickenbach: »Die Sentenz in der Fabel« (= Anm. 37), 200.

45 Vgl. David E. Wellbery: »Das Gesetz der Schönheit. Lessings Ästhetik der Repräsentation«. In: *Was heißt ›Darstellen‹?* Hg. Christiaan L. Hart Nibbrig. Frankfurt am Main 1994, 175-204, hier:

»Vom Vortrage der Fabeln« aufgegriffen wird.⁴⁶ Die Fabel zeigt das Potenzial der unanschaulichen Stimme für die anschauende Erkenntnis, weil sie nicht nur die poetische Sprache⁴⁷, sondern den Balanceakt des Erzählens thematisiert. Statt die Moral in einem Promythion oder Epimythion zu explizieren, erzählt sie eine Geschichte von einem »trefflichen Bogen von Ebenholz«⁴⁸, der den titelgebenden Besitzer zwar zuverlässig ins Schwarze treffen lässt, aber wenig »Zierde«⁴⁹ besitzt. Deshalb beauftragt er den »besten Künstler«⁵⁰, den Bogen mit Jagdszenen zu verschönern. Der Bogen bildet nun zwar ab, wofür er gebraucht wird, doch beim ersten Versuch, ihn zu spannen, zerbricht er. Die Fabel ist überkodiert und zielt auf keine eindeutige Moral ab. Vielmehr sorgen drei Aspekte für die Ambivalenz ihrer Stimme, die erstens durch den Stimmenwechsel zwischen Figurenrede und Erzählerbericht entsteht. Zweitens zeigt sich die Ambivalenz durch die vier Gedankenstriche, welche die Prosafabel in ihrer Erzählgeschwindigkeit rhythmisieren und mit dem letzten Gedankenstrich das Zerbrechen des Bogens durch das Zerbrechen der Syntax veranschaulichen.⁵¹ Drittens zeigt sie sich vor allem in einer strukturellen Ironie, die in Form eines Erzählerkommentars den Erzählerbericht unterbricht und – kurz bevor der Bogen überspannt ist – rhetorisch fragt: »und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?«⁵² Der Satz lässt sich anhand der diakritischen Zeichen weder dem Besitzer noch dem Künstler zuschreiben, präfiguriert aber bereits das Zerbrechen des Bogens. Der ironische Kunstgriff besteht hier in der Verdoppelung der Bedeutungen und ihrem unauflösbaren Oszillieren: Die Jagd passt und passt zugleich nicht, genau wie der moralische Satz zwar die Moral expliziert, aber darum den Sinn jeder Fabel verfehlt. Damit wird die Fabel weder zu einer Erzählung über die »Dummheit des Besitzers«⁵³ noch zu einer Abschaffung der Allegorie mit allegorischen Mitteln⁵⁴, sondern dient in ihrer Struktur der Veranschaulichung von anschauernder, aber nicht expliziter Erkenntnis, welche die Fabel leisten will. Der Widerstreit von Bedeutungen, den die Fabel auslöst, wird zum Widerstreit der Interpretationen, der von den Ebenensprüngen des *Fabelbuchs* abhängt. Eine historische Narratologie setzt an dieser Stelle an, indem sie die epistemologische Kategorie der Stimme historisch spezifisch beschreibt. Der Ort des Erzählens ist in Lessings Profilierung der narrativen Funktion ein Ort des Erkennens.

184.

46 Vgl. Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 403.

47 Vgl. Wellbery: »Das Gesetz der Schönheit« (= Anm. 45), 184.

48 Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 329.

49 Ebd.

50 Ebd.

51 Vgl. Bickenbach: »Die Sentenz in der Fabel« (= Anm. 37), 202; Christophe Bourquin: »Lessings Bogenfabel: Das Zerbrechen der Intentionalität«. In: *Weimarer Beiträge* 53 (2007), H. 1, 592-617, hier: 602. Darin findet sich auch ein Überblick über die in der Forschung diskutierten Positionen zu Lessings *Bogenfabel*.

52 Lessing: *Werke 1758-1759* (= Anm. 25), 329.

53 Bickenbach: »Die Sentenz in der Fabel« (= Anm. 37), 202.

54 Vgl. Florian Schneider: »Verziert – überspannt. Zur Sache der Poesie in Lessings Fabel *Der Besitzer des Bogens*«. In: *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale*. Hg. Frauke Berndt, Daniel Fulda. Hamburg 2012, 121-128, hier: 128.

Um die Folge des Erzählens zu analysieren, also den Zusammenhang von Zeit und Motivierung einer Erzählung für denselben Zeitraum zu untersuchen, ist Blanckenburgs *Versuch über den Roman* einschlägig, der explizit Lessings Poetik der Fabel aufgreift, um in einer bemerkenswerten Verbeugung vor der Fabel das Leistungsprofil des Romans zu schärfen.⁵⁵ Auf der Schwelle einer weitreichenden Umstellung von einer normativen Gattungspoetik zu einer Erzähltheorie steht Blanckenburg, wenn er verschiedene narrative Darstellungsverfahren quer zu ihren traditionellen Gattungen vergleichend analysiert.⁵⁶ Zeitstruktur und Motivierung sind seinen Überlegungen zufolge untrennbar miteinander verbunden, weil Blanckenburg die innere Geschichte eines Menschen, die der Roman im Gegensatz zum Epos darstellen soll, nicht als bloß temporale Sukzession, sondern als zu motivierende Reihe denkt. Für eine historische Narratologie des 18. Jahrhunderts ist dieser Nexus doppelt interessant: Erstens versteht sich die Verbindung von Zeit und Motivierung keineswegs von selbst; in seiner Bestimmung der inneren Geschichte eines Romans gibt Blanckenburg indirekt eine Typologie narrativer Darstellungsverfahren der Folge. Zweitens ist auch das zentrale Kriterium der Kausalität problematisch, weil es finale Motivierungen destabilisieren kann und darüber hinaus von ästhetischen Motivierungen bedroht ist.⁵⁷

Den Ausgangspunkt von Blanckenburgs Argument bildet die traditionelle Gattungspoetik: Vom Epos erhält der Roman seine Dignität, von der Fabel seine Lehrhaftigkeit und vom Drama seine Anschaulichkeit.⁵⁸ Blanckenburgs Ziel in dieser Aufrüstung besteht darin, den Roman »zu einem sehr angenehmen, und sehr lehrreichen Zeitvertreiber«⁵⁹ zu machen. Alle Handlungen eines derartigen Romans müssen motiviert sein; der Ort dieser Motivierungen ist das Innenleben der Figuren, das aber nicht von den Figuren selbst, sondern von einem Erzähler vermittelt werden soll. Dieser kann das »Werden der Leidenschaften«⁶⁰ im Überblick darstellen. Die innere Geschichte einer Figur aber hat

55 Vgl. Friedrich von Blanckenburg: *Versuch über den Roman. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774*. Stuttgart 1965, 367 f.

56 Vgl. Eberhard Lämmert: »Nachwort«. In: Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 541–589, hier: 564; vgl. auch Wolfgang Lockemann: *Die Entstehung des Erzählproblems. Untersuchungen zur deutschen Dichtungstheorie im 17. und 18. Jahrhundert*. Meisenheim am Glan 1963, 167; Jürgen Sang: *Christian Friedrich von Blanckenburg und seine Theorie des Romans. Eine monographische Studie*. München 1967, 45–50.

57 Blanckenburg privilegiert zwar die kausale Motivierung, setzt sie aber dezidiert auch ins Verhältnis zur finalen und ästhetischen Motivierung. Vgl. dagegen Harald Haferland: »Motivation von hinten«. Durchschaubarkeit des Erzählens und Finalität in der Geschichte des Erzählens«. In: *Diegesis. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung* 3 (2014), H. 2, 66–95, 68 f.; vgl. allgemein zur Relation von kompositorischer und finaler Motivierung Philip Ajouri: *Erzählen nach Darwin. Die Krise der Teleologie im literarischen Realismus: Friedrich Theodor Vischer und Gottfried Keller*. Berlin, New York 2007 (= *Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte*, 43), 27–29.

58 Vgl. Sophie Witt: *Henry James' andere Szene. Zum Dramatismus des modernen Romans*. Bielefeld 2015, bes. 99.

59 Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), VII.

60 Ebd., 30.

nicht nur Ursachen, sondern stets ein Ziel: Sie ist teleologisch auf die Vervollkommenung des Protagonisten ausgerichtet.⁶¹ Die Ereignisse der inneren Geschichte müssen also doppelt motiviert sein, indem sie sich zum einen kausal auseinander entwickeln und sich gleichzeitig final auf die »Vollendung« der Figur beziehen müssen.⁶²

Durchgängige kausale Motivierung und teleologische Finalität sind aber zwei Möglichkeiten, Ereignisse zu verbinden, die miteinander konfligieren können.⁶³ Denn entweder werden Ereignisse in eine Kette von Ursache und Wirkung eingebettet, die im Idealfall zu jedem Zeitpunkt der Erzählung transparent gemacht wird, weil jedes Ereignis notwendig aus dem anderen folgt. Oder aber die Ereignisse werden final motiviert, indem sie lediglich retrospektiv Sinn ergeben, weil jedes Ereignis auf ein finales, schließendes und sinnstiftendes Ereignis abzielt. Dieser Widerspruch spielt für Blanckenburg indes nur eine untergeordnete Rolle, weil sein optimistisches Weltbild ihn gar nicht wahrnimmt.⁶⁴ Als zweite Schöpfung ahmt jeder Roman den a priori als vernünftig gesetzten Zusammenhang der Welt nach: Alles strebt nach Vollkommenheit.⁶⁵ Bezeichnenderweise legt Blanckenburg aber den Akzent ganz auf die Kausalität, die keine freien Motive und Zufälle kennt. Genau darin liegt das epistemologische Potenzial des Romans, ein Ganzes zu formen, das anders als das Leben überschaubar ist und das die Kausalität als universelles Prinzip anschaulich machen kann. Weder »Sprung« noch »Lücke«⁶⁶ kennzeichnen deshalb den guten Roman; Kausalität und Finalität sind für Blanckenburg also kein Widerspruch, weil beide Prinzipien auf eigenen Notwendigkeiten basieren. Kausalität hängt dabei von temporalen Strukturen ab, die Kontinuität durch chronologisches, raffendes und singulatives Erzählen produzieren. Gefährdet wird der mit Finalität stets kongruierende Kausalnexus aber durch eine ästhetische oder kompositorische Motivierung, die Blanckenburg als »Nothwendigkeit des Dichters«⁶⁷ bezeichnet und die als »Witz des Verfassers« die innere Geschichte »von einem Vorfall zum andern hinüber hüpfen« lässt.⁶⁸ Der Widerspruch zwischen Kausalität und Finalität wird also auf den Gegensatz von ästhetischer Motivierung und durchgängiger Folge verschoben. Mit der Ablehnung dieser Ellipsen geht die Ablehnung von Überraschungseffekten einher, die nicht in die Kette von Ursache und Wirkung zu integrieren sind.⁶⁹ Die Komposition ist der Notwendigkeit der

61 Vgl. ebd., 419-426.

62 Ebd., 254.

63 Vgl. Werner Frick: *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. Teil 2. Tübingen 1988 (= *Hermæa. Germanistische Forschungen*. N.F., 55), 355-364; Haferland: »Motivation von hinten« (= Anm. 57), 76.

64 Vgl. Frick: *Providenz und Kontingenz* (= Anm. 63), 356.

65 Vgl. Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 310-315.

66 Ebd., 315.

67 Ebd., 343. Zur Motivierung vgl. Matías Martínez: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen 1996 (= *Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen und skandinavischen Philologie*, 298), 13-36.

68 Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 353.

69 Ebd., 376.

Handlung stets untergeordnet, die Folge des Erzählens ist dementsprechend nicht nur epistemologisch strukturiert, sondern auch historisch-spezifisch modelliert.⁷⁰

Damit hängt der zweite Aspekt der Folge zusammen, der die Frage nach der Instanz stellt, die Ursprung und Ziel der Ereignisse eines Romans sichert und den Widerspruch von Finalität und Kausalität überbrückt. Mit der »Nothwendigkeit des Dichters« sind diese Funktionen bereits angesprochen, indem Blanckenburg den »Dichter« als »Schöpfer und Geschichtsschreiber seiner Personen zugleich« konfiguriert.⁷¹ Der Vorteil gegenüber einem reinen Geschichtsschreiber besteht in der »Stelle« und im daraus resultierenden »Gesichtspunkt«⁷², von dem aus erzählt wird; beide ermöglichen einen Überblick über die Figur in ihrer Gesamtheit. Nur deshalb kennt der »Dichter« sowohl alle Ursachen als auch das Ziel der Ereignisse. Der Punkt, von dem aus erzählt wird, ist daher an dem final zu denkenden Punkt situiert. Damit verbindet Blanckenburg die epistemologische mit der narrativen Funktion des Romans und ordnet sie der semantischen Rolle des »Dichters« zu. Der »bloße[] Erzähler« dagegen hätte kein privilegiertes Wissen: Er würde weder die Ursachen noch das Ziel der handlungstragenden Ereignisse kennen und könnte die »innere Geschichte« gar nicht erzählen. Dementsprechend lehnt Blanckenburg figurale Erzähler – wie sie insbesondere den Briefroman dominieren – aufgrund ihrer beschränkten epistemologischen Perspektive oder ihres Wissens strikt ab.⁷³ Stattdessen entwirft er ein Erzählen, das für Eberhard Lämmert auf spätere Konzepte des objektiven Erzählens verweist.⁷⁴ Diese Erzählinstanz erzählt chronologisch und kausal, ohne das Ziel der Handlung aus den Augen zu verlieren und ohne vorzugreifen oder zu unterbrechen.⁷⁵ Im Kippbild von schöpfendem Dichter und unbestechlichem Historiographen, das sowohl erfinden als auch erzählen soll, manifestiert sich die epistemologische Dimension des Erzählens.

Blanckenburgs Paradebeispiel für einen perfekten deutschsprachigen Roman ist Christoph Martin Wielands *Geschichte des Agathon* (1766/67). Der »Charakterroman« ist aber alles andere als objektiv erzählt.⁷⁶ Permanent und fast obsessiv reflektiert der Text die Faktur der doppelten Folge seiner Erzählung, die nicht nur eine temporale Abfolge,

70 Vgl. Wilhelm Voßkamp: *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg*. Stuttgart 1973 (= *Germanistische Abhandlungen*, 40), 195 f.

71 Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 379. Lockemann (*Die Entstehung des Erzählproblems*, wie Anm. 56, 171) sieht darin sogar die entscheidende Innovation Blanckenburgs gegenüber älteren Poetiken des 17. Jahrhunderts. Ajouri (*Erzählen nach Darwin*, wie Anm. 57, 49–63) argumentiert ähnlich, ebnet die Widersprüche des *Versuchs* aber ein und unterschlägt damit die nicht unwesentlichen Kosten, die mit den Reibungen zwischen den Funktionen des Autors – »Schöpfer« und »Geschichtsschreiber« – entstehen.

72 Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 379.

73 Vgl. ebd., 520. Dramatisch im eigentlichen Sinn ist der Briefroman laut Blanckenburg deshalb nicht; er dramatisiert nur das Erzählen, nicht das Erzählte.

74 Vgl. Lämmert: »Nachwort« (= Anm. 56), 564.

75 Vgl. Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 509–512; 526 f.

76 Obwohl die Erzählinstanz nicht figural konturiert ist, ist sie keineswegs objektiv. Vgl. Steven R. Miller: *Die Figur des Erzählers in Wielands Roman*. Göttingen 1970 (= *Göttinger Arbeiten zur Germanistik*, 19), 39.

sondern eine motivierte Sequenz ist. Im Zentrum steht dabei stets die Relation zwischen Ereignisfolge und Entwicklung der Hauptfigur. Bereits der Vorbericht einer intrikat angelegten Herausgeberfiktion⁷⁷ reflektiert diese explizit kommentierenden Interventionen, die »an verschiedenen Stellen des gegenwärtigen Werks die Ursachen« thematisieren, warum Agathon nicht das »Modell eines vollkommen tugendhaften Mannes« ist.⁷⁸ Doch mit den Ursachen ist es nicht getan: Im *Agathon* werden nicht nur die Gründe, sondern auch die Art und Weise des Einflusses von Ereignissen auf die Hauptfigur erläutert – in Blanckenburgs Terminologie nicht nur das Warum, sondern auch das Wie der Folge.⁷⁹ Innere Ursachen »anschauend erkennen«⁸⁰ ist weniger eine Frage der Anordnung⁸¹ als vielmehr eine Frage der narrativen Verbindung, die Blanckenburg nicht in der Ereignisreihe, sondern in den Interventionen, Kommentaren und sogar Digressionen des *Agathon* erkennt und die deshalb von Zeitsprüngen abhängen.⁸² Als Schöpfer und Historiograph verschwindet der unanschauliche und doch immer anwesende Erzähler nicht hinter der Geschichte, sondern ist dergestalt stets präsent. Eine historische Narratologie gleicht nun nicht einfach Blanckenburg mit Wieland ab, sondern koppelt die historisch bereits spezifizierte epistemologische Kategorie der Stimme an Zeit und Motivierung: Die Folge des Erzählens ist in Blanckenburgs Differenzierung der narrativen Funktion eine psychologisch begründete Folge. Eine historische Narratologie setzt an dieser Stelle an, indem sie die epistemologische Kategorie der Zeit- und Handlungsstruktur historisch spezifisch beschreibt. Die Folge des Erzählens ist in Blanckenburgs Profilierung der narrativen Funktion eine Folge des Erkennens.

Zeitgleich mit Blanckenburgs *Versuch* erscheint Engels Abhandlung *Ueber Handlung, Gespräch und Erzählung*. Auch wenn er Blanckenburgs Kausalitätspostulat folgt, geht es ihm weniger um die narrative Verknüpfung der Ereignisse als vielmehr um die zwei Möglichkeiten, Handlung zu vermitteln: Gespräch und Erzählung.⁸³ Dass diese Möglichkeiten ihre prototypischen Gattungen in erzählenden und dramatischen Texten haben, ficht Engel zwar nicht an. Sein Ansatz zeichnet sich aber dadurch aus, dass er Darstellungsmodus und Gattung unabhängig voneinander denkt.⁸⁴ Dabei knüpft er an das Redekriterium aus antiken Poetiken an, das Erzählen von Darstellen trennt:⁸⁵ Ob der »Dichter« also

77 Vgl. Uwe Wirth: »Erzählen im Rahmen der Herausgeberfiktion«. In: *Wissen – Erzählen – Tradition. Wielands Spätwerk*. Hg. Walter Erhart, Lothar van Laak. Berlin, New York 2010 (= *Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte*, 64), 121–138.

78 Christoph Martin Wieland: *Geschichte des Agathon*. Werke in zwölf Bänden. Bd. 3. Hg. Klaus Manger. Frankfurt am Main 1986, 13.

79 Vgl. Blanckenburg: *Versuch über den Roman* (= Anm. 55), 278 f.

80 Ebd., 314.

81 Vgl. ebd., 332.

82 Vgl. ebd., 405.

83 Vgl. Ernst Theodor Voss: »Nachwort«. In: Johann Jakob Engel: *Über Handlung, Gespräch und Erzählung. Faksimiledruck der ersten Fassung von 1774 aus der »Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste«*. Hg. Ernst Theodor Voss. Stuttgart 1964, 1*-171*, hier: 113*.

84 Damit hat Engel Anteil an der Begriffsgeschichte der erlebten Rede. Vgl. Grüne: »Kontinuität und Historizität narratologischer Begriffe« (= Anm. 3), 133–135.

85 Das sogenannte Redekriterium und die gemischte Rede bilden ein Paradebeispiel für die Historisierung narrativer Verfahren. Vgl. Matthias Grüne: »Das vergessene Erbe. Zur Konzeption

»ganz in seiner eigenen Person«⁸⁶ spricht oder seine Figuren im Gespräch zu Wort kommen lässt, macht für Engel den entscheidenden Unterschied – und beide Formen der Darstellung kommen zu je unterschiedlichen Bedingungen in »epischen«, »dramatischen« oder »lyrischen Werke[n]«⁸⁷ vor. Mit dem Begriffspaar von Gespräch und Erzählung legt Engel den Grundstein dafür, was die Narratologie spätestens seit Genette zur Grundlage der Modusanalyse macht.⁸⁸ An Engels Erzähltheorie kann gezeigt werden, dass das späte 18. Jahrhundert Fragen der Mittelbarkeit und Perspektivierung in Erzählungen systematisch miteinander verbindet und ihr gemeinsamer Nenner in ebendieser epistemologischen Struktur besteht. Der Modus des Erzählens ist als Modus des Erkennens angelegt.

Kausalität ist, hier sind sich Engel und Blanckenburg einig, das zentrale Kriterium für Handlung. Allerdings definiert Engel Narrativität nicht über die Temporalität der erzählten Geschichte: Es ist unerheblich, ob der Gegenstand einer Darstellung durch Zeitlichkeit bestimmt ist oder nicht. Genauso wie die Beschreibung eines Bildes oder einer Landschaft ist auch die »Succession« nur Beschreibung, falls sie die Motivierung der aneinander gereihten Zustände nicht berücksichtigt.⁸⁹ Die Darstellung und nicht der Gegenstand macht die Handlung. Im Unterschied zu Blanckenburg gesteht Engel dabei auch dem Historiker zu, derartige Motivierungen zu erzeugen und macht ihn nicht zum Gegner, sondern zum Vorbild der Literatur in ihrem Bemühen um die Darstellung von Handlung.⁹⁰ Handlung definiert Engel im Rekurs auf Lessing und Batteux ausdrücklich dort, wo wir »Veränderung durch die Thätigkeit eines Wesens werden sehn, das mit Absichten wirkt«.⁹¹ Dies kann in zwei Modi der Vermittlung poetisch erzeugt werden: die Erzählung und das Gespräch. Dazu erörtert Engel den Zusammenhang von Mittelbarkeit und Perspektivierung in fünf Thesen, die darauf hinweisen, dass die beiden Modi des Erzählens in einer gemeinsamen Epistemologie gründen.⁹²

einer Geschichte der Erzähltheorie«. In: *Diegesis. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung* 3 (2014), H. 2, 50-65, hier: 51f.

86 Johann Jakob Engel: *Über Handlung, Gespräch und Erzählung* (= Anm. 83), 181.

87 Ebd., 182.

88 Hans-Gerhard Winter: *Dialog und Dialogroman in der Aufklärung. Mit einer Analyse von J. J. Engels Gesprächstheorie*. Darmstadt 1974, 129.

89 Engel: *Über Handlung, Gespräch und Erzählung* (= Anm. 86), 186. Damit widerspricht er dezidiert auch Lessings Handlungsbegriff. Vgl. Stefan Trappen: »Handlungsbegriff und Literaturbegriff bei J. J. Engel. Ein Beitrag zur Poetik der Aufklärung«. In: *Johann Jakob Engel (1741-1802). Philosoph für die Welt, Ästhetiker und Dichter*. Hg. Alexander Košenina. Hannover 2005 (= *Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800*, 7), 123-136, hier: 132 f.

90 Vgl. Voss: »Nachwort« (= Anm. 83), 97* ff.

91 Engel: *Über Handlung, Gespräch und Erzählung* (= Anm. 86), 191.

92 Diese Verbindung erkennt bereits Christoph Blatter (*Johann Jakob Engel [1741-1802]. Wegbereiter der modernen Erzählkunst*. Bern, Berlin u. a. 1993 [= *Narratio. Arbeiten zur Geschichte und Theorie der Erzählkunst*, 9], 41-44), der Parallelen zwischen Engel und Dorrit Cohns Konzept der Psychonarration konstatiert. Im Gegensatz dazu differenziert die frühere Forschung nicht zwischen Innensicht und Mittelbarkeit bzw. in strukturalistischer Terminologie: zwischen Fokalisierung und Distanz (vgl. Winter: *Dialog und Dialogroman in der Aufklärung*, wie Anm. 88, 130).

Die fünf Thesen begründen die Arbeitsteilung von Erzählung und Gespräch. Um diese Arbeitsteilung zu erläutern, skizziere ich exemplarisch die zweite und dritte These. In der zweiten These profiliert Engel das Gespräch als »Spiegel« der Seele seiner Sprecher.⁹³ Genau darin besteht der große Unterschied zwischen Erzählerrede und Figurenrede: Wo das Gespräch den Rückschluss auf die innere Handlung der Figur garantiert, ist dieser Rückschluss von der Erzählung auf den Erzähler strikt untersagt. Er darf nicht zur »Hauptperson«⁹⁴ seiner eigenen Erzählung werden. Die Form des Gesprächs ist nicht in eine Erzählung zu übersetzen; die Lösung für dieses Darstellungsdefizit des Erzählens liegt im Wechsel in den dramatischen Modus: »[S]obald nur die Handlung interessant genug wird«⁹⁵ soll die Erzählung »den Vorhang aufziehen«⁹⁶, wobei Engel bezeichnenderweise den bei Blanckenburg kritisierten Richardson als positives Beispiel anführt. Die dritte These behandelt dagegen die Einschränkungen, die das Gespräch gegenüber der Erzählung kennzeichnen. Denn nur die Erzählung kann synthetisieren und hat »auch die Freyheit, bald größere, bald kleinere Sprünge zu thun, mehrere Momente, und oft ganze Reihen derselben [...] zu überhüpfen«.⁹⁷ Wo das Gespräch Vollständigkeit abbildet, leistet die Erzählung Exemplarität und Signifikanz. Beide Darstellungsmodi sind also aufeinander angewiesen.

An dieser Stelle deutet sich eine funktionale Ausdifferenzierung an: Das Erzählen wird zum geeigneten Darstellungsmodus für unsicheres Wissen, während das Gespräch keinen Zweifel an der Gewissheit der dargestellten und sich in Rede manifestierenden Handlung zulässt. Deshalb braucht das Erzählen auch das Gespräch, das die Perspektivierung des narrativen Modus ausbalanciert, die in Untersuchungen, Erläuterungen, Rasonnements und Bemerkungen, kurz: in allen Erzählerkommentaren, die über den bloßen Erzählerbericht hinausgehen, durchaus denkbar wäre.⁹⁸ Gespräch und Erzählung sind also wechselseitige Korrektive, die es nur gemeinsam schaffen, motivierte Handlung anschaulich darzustellen. Was die Erzählung an Übersicht und Synthese durch Mittelbarkeit leistet, kann das Gespräch qua Mitsicht und Analyse durch Unmittelbarkeit ergänzen. Auf einer epistemologischen Basis ist diese Arbeitsteilung gegründet, weil sie mit dem Gespräch die Ereignisse und mit der Erzählung deren Reflexion leistet.

Im Dialogroman der Aufklärung findet sich das Feld, auf dem die Arbeitsteilung von Gespräch und Erzählung die Probe aufs Exempel macht. Einen der erfolgreichsten Dialogromane legt Johann Karl Wezel mit *Hermann und Ulrike* (1780) sechs Jahre nach Blanckenburgs *Versuch* und Engels Abhandlung vor. Bereits die Vorrede legitimiert den Roman als »bürgerliche Epopee«⁹⁹, die – ganz nach Blanckenburgs Diktum – »Fabel« und

93 Engel: *Über Handlung, Gespräch und Erzählung* (= Anm. 86), 233.

94 Ebd., 236.

95 Ebd., 240.

96 Ebd.

97 Ebd., 247.

98 Vgl. Sieglinde Grimm: »Johann Jakob Engel: Dichtung und Popularphilosophie«. In: *Johann Jakob Engel (1741-1802)* (= Anm. 89), 97-121, hier: 112 f.

99 Johann Karl Wezel: *Hermann und Ulrike. Gesamtausgabe in acht Bänden. Jenaer Ausgabe*. Bd. 3. Hg. Bernd Auerochs. Heidelberg 1997, 10.

»Hauptcharaktere« ins Verhältnis setzen muss.¹⁰⁰ Dazu stehen dem Roman »Erzählung und Dialog« zur Verfügung.¹⁰¹ Allerdings verzichtet Wezel anders als Wieland darauf, sich auf eine innere Geschichte einer Hauptfigur zu konzentrieren, sondern stellt gleichberechtigt mehrere Figuren nebeneinander, was sich besonders in den dialogischen Passagen zeigt, die meist zwei Figuren in einem schnellen Wortwechsel darstellen und sich durch mehrere Informationssprünge auszeichnen. Die Überleitungen von der Erzählung zum Gespräch sind folglich die prekären Stellen des Romans. Bereits im zweiten Kapitel des ersten Teils offenbart sich das Potenzial dieser Moduswechsel. Nach einer kurzen narrativen Exposition der Figuren verlieren sich Hermann (als *Der Kleine*) und die Gräfin in einen Dialog, der zunächst von einem kurzen Erzählerkommentar unterbrochen wird¹⁰², sich dann aber völlig auf die beiden Figuren konzentriert. Der Effekt dieser Aufmerksamkeitsregie ist nicht zu unterschätzen, weil der Text in dieser Konzentration auf die Gräfin und Hermann den anwesenden, aber von Hermann wenig begeisterten Grafen völlig aus der Handlung entfernt. Das Gespräch fungiert nicht nur als Veranschaulichung des figuralen Innenlebens, sondern präfiguriert die Dynamiken der Figurendisposition und Romanhandlung. Es bindet – in der Kooperation mit der narrativen Rahmung und Intervention – die Handlung an die Figuren. Wezel zeigt damit exemplarisch, wie im scheinbaren Rückzug des narrativen Modus die Vermittlung des Erzählens epistemologisch grundiert und alles andere als objektivierend ist. Eine historische Narratologie setzt hier an, indem sie die epistemologische Grundierung des Modus historisch spezifisch beschreibt. Der Modus des Erzählens ist in Engels Profilierung der narrativen Funktion ein Modus des Erkennens.

Die Stichproben in die protonarratologische Erzähltheorie des 18. Jahrhunderts machen deutlich, dass unter der Oberfläche einer Gattungspoetik das Leistungsprofil des Erzählens erstmals vermessen wird. Alle hier analysierten Beispiele demonstrieren, dass Erzählen epistemologisch strukturiert ist. Sie nehmen mit Stimme, Zeit und Modus nicht nur die Leitkategorien der strukturalistischen Narratologie nach Genette vorweg, sondern setzen die Epistemologie der Narratologie ins Zentrum ihrer Diskussion, die ich mit drei historischen Leitkategorien abstrahiert habe: Ort, Folge und Modus. Dabei zeigen sie ein dichtes Netz an theoretischen Querverweisen, das sich zunehmend für narrative Darstellungsverfahren abseits ihrer prototypischen Gattungen interessiert.

III. Zusammenführung: Historische Narratologie des 18. Jahrhunderts

Historische Narratologie im hier vorgeschlagenen Sinn erschöpft sich nicht in einem archäologischen Unternehmen, um das vergessene Erbe der Erzähltheorie des 20. Jahrhunderts freizulegen. Für eine analytische Operationalisierung muss sie die historischen Antworten auf systematische Fragen in Betracht ziehen. Im Rahmen dieser Skizze kann eine solche historische Narratologie nur programmatisch umrissen werden. Abschließend sei aber auf die Verschiebungen hingewiesen, mit denen die systematischen Kategorien

100 Ebd., II.

101 Ebd.

102 Ebd., 19 f.

durch die historischen Reflexionen konfrontiert sind. Denn damit ändert sich die konzeptuelle Ausrichtung der systematischen Kategorien strukturalistischer Provenienz. Das zeigt sich insbesondere in einer theoretischen Inversion der drei von Genette begrifflich geprägten Hauptkategorien: Stimme, Zeit und Modus. Die historischen Überlegungen lassen sich nämlich weniger an Genettes narratologisches System als an dessen Alterationen anschließen. Auch wenn Epistemologie für die Narratologie keine explizite Rolle spielt, machen gerade die Alterationen deutlich, dass sie in den protonarratologischen Anfängen des 18. Jahrhunderts nistet. Denn wo die strukturalistische Diskursnarratologie ihre Phänomene nur unter erheblichen Schwierigkeiten beschreiben kann, greift sie mit rhetorischen Begriffen implizit auf epistemologische Strukturen zurück, die historisch eingeübt worden sind.

Das Leistungsprofil dieser rhetorischen Begriffe verorte ich in ihrer epistemologischen Struktur; damit lässt sich die strukturalistische Systematik historisieren. Zumindest für die Zeit um 1770 legen die zeitgenössischen Erzähltheorien nahe, dass diesen scheinbar randständigen Darstellungsverfahren eine zentrale Position zukommt. Deshalb möchte ich schließlich die historischen Befunde wieder an die systematischen Überlegungen anschließen: Immer dann differenzieren rhetorische Begriffe die Systematik von Stimme, Zeit und Modus, wenn Genette auf Phänomene trifft, die sich in diese Kategorien nicht integrieren lassen. Dabei handelt es sich aber genau um diejenigen Phänomene, die auf das Erkennen im Erzählen, d. h. auf die unhintergehbare Verbindung von Epistemologie und Narratologie verweisen. Konkret handelt es sich bei Genette um narrative Metalepsen (Ebenensprünge), Syllepsen (Zeitsprünge) sowie Paralepsen (Informationssprünge). An ihnen zeigt sich – quer zu den extranarrativen Funktionen und an den jeweiligen Systemstellen der Genetteschen Narratologie –, dass der narrativen Funktion eine epistemologische Struktur zugrunde liegt. Die Basis dieser epistemologischen Struktur liegt in der Aufklärungsnarratologie *avant la lettre*.

Der *Ort des Erzählens* im 18. Jahrhundert und Genettes *Stimme* konvergieren vor allem beim Phänomen der Ebenensprünge, die Genette als narrative Metalepsen bezeichnet. An solchen Ebenensprüngen wird greifbar, dass sich hinter jeder noch so unanschaulichen Erzählinstanz eine epistemologische Funktion verbirgt. Denn die narrative Metalepse veranschaulicht den Punkt, von dem aus erzählt wird und destabilisiert dadurch das narrative Ebenensystem; sie verletzt »eine bewegliche, aber heilige Grenze zwischen zwei Welten: zwischen der, in der man erzählt, und der, von der erzählt wird.«¹⁰³ Dass Genette aus den narrativen Ebenen umstandslos Welten macht, weist darauf hin, dass im aussage-logischen Ebenenmodell ein fiktionstheoretischer Rest verdrängt wird, der hier zutage tritt. Denn die Metalepse verleiht im Extremfall der Stimme eine Anschauung, die in der extradiegetisch-heterodiegetischen Erzählung zwar als Ort des autoritativen Erzählens gilt, aber die niemals ungestraft zum Gegenstand der Erzählung werden darf. Lessings Ambivalenz der Stimme diskutiert dieses Problem des narratologischen Bilderverbots für die Fabel des 18. Jahrhunderts, indem die Ironie zum Strukturmerkmal des unanschaulichen, aber autoritativen Fabulisten avanciert.

103 Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 153.

Die *Folge des Erzählens* im 18. Jahrhundert und Genettes *Zeit* bzw. ihre Differenzierungen in Ordnung, Dauer und Frequenz konvergieren bei den Zeitsprüngen, die Genette als Syllepsen bezeichnet. Solche Zeitsprünge indizieren, dass jeder temporalen Relation von Ereignissen eine Bewertung zugrunde liegt und verweisen damit auf die Probleme, die bei der Stiftung des narrativen Zusammenhangs entstehen. Denn die Syllepse bezeichnet die Zusammenfassung zweier Ereignisse, ohne ihren zeitlichen Zusammenhang zu explizieren.¹⁰⁴ In die Lücke dieser Unterspezifizierung treten somit andere als temporale Formen des Zusammenhangs. In iterativen Erzählungen bildet die Syllepse darüber hinaus den Hintergrund, vor dem singulativ erzählte Ereignisse umso deutlicher hervortreten.¹⁰⁵ Wenn die Syllepse aber Verbindungen stiftet, ohne sie zeitlich zu ordnen, fehlt der Erzählzeit der Maßstab der erzählten Zeit, was die Hierarchie von iterativem Hintergrund und singulativem Ereignis destabilisiert. Die Syllepse zeigt also an, dass jedes Erzählen mit einem Erkennen einhergeht. Dass Genette die Diskussion der Syllepse größtenteils in Fußnoten führt, ist angesichts des Befundes bezeichnend, dass die verdrängte Fiktionstheorie in die Narratologie zurückkehrt.¹⁰⁶ Blanckenburg zielt auf eine durchgehend kausal motivierte Ereignisfolge und schließt systematisch jede größere Alteration der Erzählung von der Folge der Handlung aus. Um Finalität und Kausalität miteinander zu vereinbaren, sind aber genau diese Alterationen – durch Prolepsen, Analepsen oder Syllepsen – nicht zu vermeiden: die kontinuierliche Folge der inneren Geschichte hängt von diskontinuierlichen Verfahren ab.

Der *Modus des Erzählens* im 18. Jahrhundert und Genettes *Modus*, die Mittelbarkeit und Perspektive diskutieren, konvergieren bei den Informationssprüngen, die Genette als Paralepsen bezeichnet. Denn jede Information in einem narrativen Text ist in unterschiedlichen Graden mittelbar präsentiert und perspektiviert. Reine Informationen gibt es also nicht. Die Paralepse markiert dieses Prinzip, indem sie als Informationsüberschuss die epistemologischen Grenzen dessen überschreitet, was die Erzählung an Information über die erzählte Welt zu vermitteln befugt ist.¹⁰⁷ Mittels Paralepsen korreliert nicht nur die »größte mimetische Intensität«, die maximal unmittelbare Darstellung, mit »einer Präsenz des Erzählers« und damit dem Indiz für Mittelbarkeit. Vielmehr zeitigt diese paradoxe Struktur auch noch »theoretisch unvereinbare Fokalisierungen«.¹⁰⁸ Die »*Intensität der Mittelbarkeit*«¹⁰⁹, mit der Genette die Mehrdeutigkeit von Prousts *Recherche* beschreibt, markiert, dass der »Erzähler [...] anwesend«¹¹⁰ ist – und zwar als »Quelle, Garant und Organisator [...], Analytiker und Kommentator, [...] Stilist [...] und vor allem als

104 Vgl. ebd., 52.

105 Vgl. ebd., 75.

106 Die fiktionstheoretische Produktivität der Syllepse beweist zuvorderst Michael Riffaterre (*Semiotics of poetry*. Bloomington, London 1980 [= *Advances in Semiotics*]), der mit dem Begriff vor allem die intertextuelle Anschlussfähigkeit von Textwelten bezeichnet. Vgl. Frauke Berndt, Lily Tonger-Erk: *Intertextualität. Eine Einführung*. Berlin 2013, 107 f.

107 Vgl. Genette: *Erzählung* (= Anm. 9), 125 f.; 133.

108 Ebd., 135.

109 Ebd., 107.

110 Ebd.

Produzent von ›Metaphern‹.^{III} Auch hier verweist also die narrative Funktion auf extranarrative Funktionen. Engel fragt nach den Effekten verschiedener Formen von Mittelbarkeit und Perspektivierung. Dabei erstellt er eine Arbeitsteilung zwischen Gespräch und Erzählung – dem dramatischen und narrativen Modus –, die aufeinander angewiesen sind und doch über ihre Regulation der Information die Epistemologie der narrativen Funktion markieren.

Anschauung, Zusammenhang und Information sind – so legen es die hier präsentierten Stichproben nahe – die drei großen Fragen des Erzählens im 18. Jahrhundert. Sie können nur bearbeitet werden, wenn die epistemologische Dimension des Erzählens ernst genommen und nicht in andere theoretische Bereiche wie die Fiktionstheorie ausgelagert wird. Eine historische Narratologie muss sich diesem Zusammenhang von Erkennen und Erzählen stellen. Die epistemologische Struktur des Erzählens zeigt sich besonders an den Stellen, an denen es Erzählebenen überspringt, Kausalketten verletzt und Informationen überschreitet. Ausgerechnet von den Alterationen der strukturalistischen Systematik her hat eine solche historische Narratologie also zu denken, wenn sie die spezifischen Darstellungsverfahren in Erzählungen beschreiben will. Sie erschöpft sich weder in der Anwendung vermeintlich ahistorischer Kategorien noch in der Kontextualisierung historischer Narrative. Vielmehr konfrontiert sie die Formgeschichte und Theoriegeschichte ohne hinter die systematischen Kategorien zurückzufallen. Sie bietet damit eine Suchbewegung anhand der Alterationen des Systems, die bezogen auf das 18. Jahrhundert besondere Energien bündeln. Erzählen ist weder überzeitlich noch absolut, aber es ist in der Kombination eines historisch-systematischen Zugriffs beschreibbar.

Sebastian Meixner, Zürich

III Ebd. – Für klärende Diskussionen und vielfältige Anregungen zu diesem Aufsatz danke ich besonders Frauke Berndt, Cornelia Pierstorff und Carolin Rocks.

How a Philosopher Dies

Reason, Faith, and *aisthesis* in Baumgarten's *ars moriendi*

In diesem Aufsatz analysiere ich Baumgartens frommen Verzicht auf die Vernunft auf seinem Sterbebett im Lichte seiner Theorie und Praxis der ars moriendi sowie des philosophischen, theologischen und medizinischen Milieus der Zeit. Bei der Untersuchung der Frage, wie Baumgarten das Verhältnis der Vernunft zu den unteren Seelenvermögen und zur Offenbarung versteht, stelle ich die »aisthetische« Seite seines Todes heraus, die den Zusammenhang zwischen seinem zentralen Interesse an der Sinnlichkeit und der experimentellen Dimension des lutherischen Glaubens belegt.

Dans cet essai, j'analyse l'attitude pieuse de renonciation à la raison de Baumgarten sur son lit de mort à la lumière de sa théorie et de sa pratique de l'ars moriendi et dans le contexte du milieu philosophique, théologique et médical de l'époque. En me penchant sur la question de savoir comment Baumgarten conçoit la relation entre la raison et les facultés de l'âme inférieures et la révélation, je mets en exergue l'aspect »aïsthétique« de sa mort qui démontre le lien étroit entre son intérêt permanent pour la sensibilité et la dimension expérimentale de la foi luthérienne.

I. A misological death?

On the 27th May 1762, towards 3 a.m., Baumgarten died in Frankfurt on the Oder, surrounded by the affection of his friends and relatives.¹ Although partially paralyzed by the ictus which struck him a week earlier as well as strongly debilitated by the aggravation of the tuberculosis which had been tormenting him for so long, the last days of the German philosopher are crucial for the picture of his personality which has passed down to us.² In particular his beloved pupil Georg Friedrich Meier, recording with scrupulous attention the master's sentences and gestures, describes Baumgarten's death with the hagiographic characteristics of the farewell of a »saint«.³

In the face of his imminent death, the »coryphaeus of metaphysicians« praised by Kant⁴ is replaced by the »Christian Socrates« outlined by Meier⁵, a man taking leave of life with a pious attitude of inner peace. On the 26th May, a few hours before dying, Baumgarten acknowledged: »Here of help is neither the philosopher nor the theologian, but only faith. My old faith in which I die is *demonstratio demonstrationum*«.⁶ As imme-

1 Georg Friedrich Meier: *Alexander Gottlieb Baumgartens Leben*. Halle 1763, 31. – This research was developed as a part of a project supported by the Fritz Thyssen Foundation (grant Az. 40.15.0.035PH). My gratitude goes to Prof. Clemens Schwaiger and Dr. Stefan Borchers for their generous advice as well as to the referees of this journal for their insightful comments.

2 Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 23–24.

3 Benedetto Croce: »Rileggendo l'*Aesthetica* del Baumgarten«. In: *La Critica* 31 (1933), 1–19, here: 4.

4 Immanuel Kant: »Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio« (1755). In: Immanuel Kant: *Gesammelte Schriften*, vol. I, *Vorkritische Schriften I: 1747–1756*. Berlin 1902 (= *Akademieausgabe*), 385–416, here: 408.

5 Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 35.

6 *Ibid.*, 28–29: »Hier hilft nicht der Philosoph, nicht der Theologe, der Glaube allein. Mein alter Glaube, auf den ich sterbe, ist *demonstratio demonstrationum*«. See also note 15.

diately becomes clear, his old faith bears the hallmarks of the Lutheran confession: »My heart trusts in God by means of Jesus Christ; this is my profession of faith according to all the symbolical books of Lutheran faith«. ⁷

Baumgarten's »beautiful death« aroused great admiration amongst acolytes and followers, who held up their master as a model for how to live and how to die. ⁸ This is what the poet Joachim Christian Blum sang ⁹, thus echoing the verses devoted by Thomas Tickell to Joseph Addison: »There taught us how to live; and (oh! too high / The price for knowledge) taught us how to die«. ¹⁰ The Christian composure of the moribund Addison is precisely what provides Johann Christian Förster with the most adequate comparison to describe Baumgarten's death, which outranks those of Leibniz and Wolff. ¹¹ If Edward Young declared that Addison's writings »are but a noble preface; the grand work is his death« ¹², the same could be claimed for Baumgarten too. Indeed, Baumgarten's seraphic imperturbability, forged in the throes of agony, immediately became proverbial, not least because he managed to foresee the exact date of his death (»*octo dies morior*«). ¹³ Meier himself, who devotes more than one third of his biography to his master's last days, contributes to the recognition in these moments of a sort of spiritual will. Small wonder, then, that Baumgarten's demise soon turned into a paradigmatic example for both the clairvoyance and the serenity of the dying. ¹⁴

-
- 7 *Ibid.*, 29: »Mein Herz trauet auf Gott durch Jesum Christum, das ist mein Glaubensbekenntniß nach allen symbolischen Büchern des lutherischen Glaubens«.
- 8 Johann Christian Förster: *Vergleichung von Charaktern dreyer berühmter Weltweisen der neuern Zeiten nämlich Leibnitzens, Wolffs und Baumgartens*. Halle 1763, XXI and XXV; more clearly in Johann Christian Förster: *Charactere dreyer berühmter Weltweisen nämlich Leibnitzens, Wolffs und Baumgartens*. Halle 21765, 61.
- 9 Joachim Christian Blum: »Auf den Herrn Alexander Gottlieb Baumgarten«. In: Joachim Christian Blum: *Sämmtliche Gedichte. Erster Theil*. Carlsruhe 1781, 92-93, here: 93: »Wie lebt wie er? wer wird von jenen Weisen, / Die man im Leben mehr geehrt, / Durch einen gleichen Tod den Glauben preisen, / Den er gelehrt?«.
- 10 Thomas Tickell: »To the Right Honourable Earl of Warwick, &c.«. In: *The Works of the Right Honourable Joseph Addison*. Ed. Thomas Tickell, vol. I. London 1721, XVII-XXI, here: XX.
- 11 Förster: *Vergleichung* (= note 8), XXI-XXV. Moser compares Baumgarten's death to that of Pastor Lau, see Friedrich Carl von Moser: *Mannichfaltigkeiten*, vol. II. Zürich 1796, 158-159. Samuel Lau's death (14 November 1746) is told in the journal *Theologia pastoralis practica*, 56. Stück (1749), see in particular 835: »Es hilft mir nichts, was ich gelernt habe, nicht Theologie, Wissenschaften und Künste, nichts als mein Glaube«. The pastor's biography is included in previous issues of the mentioned journal. Another possible model for Baumgarten may have been the death of his father, whose pious attitude is recorded in Michael Roloff: *Die liebliche Gestalt [...]: Leichenpredigt auf Jakob Baumgarten, Prediger in Berlin, gest. am 29. Juni 1722*. Berlin 1722, 30-31. I warmly thank Dr. Borchers for this latter reference.
- 12 Edward Young: *Conjectures on Original Composition in a Letter to the Author of Sir Charles Grandison*. London 1759, 104.
- 13 Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 27.
- 14 See Justus Christian Hennings: *Von den Ahndungen und Visionen*, vol. I. Leipzig 1777, 367-368; Johann Bernhard Nicolaus Hacker: *Thanatologie oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber*, vol. II. Leipzig 1796, 67-73; Eduard Leopold Löbenstein-Löbel: *Grundriß der Semiologie des Auges für Ärzte*. Jena 1817, XXI-XXII. For more references, see the last section of this essay.

Approval, however, is far from being unanimous, as the Christian virtues exhibited by Baumgarten seem to be at odds with philosophical reason: »*Serenitas animi est demonstratio demonstrationum*. Only the Christian has it, reason does not know anything about it«. At that, he banished all erudition from his bed with the sentence: »Those who speak to me of this have my hatred«. ¹⁵ This puzzling attitude, along with Baumgarten's prophecy of his own death, baffled the philosophical milieu. ¹⁶ Among the most bewildered was another biographer of Baumgarten, Thomas Abbt. In his *Alexander Gottlieb Baumgartens Leben und Charakter*, Abbt admired Baumgarten's presence of mind in professing his faith in Jesus Christ until the end ¹⁷, even though – Abbt maintains in the last draft of the biography – according to some commentators such statements do not show the triumph of Christian religion, but are a consequence of dementia or hypocrisy. ¹⁸ In a private letter, Abbt seems to confess to being among them. ¹⁹ The stumbling block, according to Abbt, is in particular Baumgarten's *Ethica philosophica*. If in this work – Abbt argues – the influence of knowledge on religion is omnipresent, how is it possible, then, to do away with the former? ²⁰ Mendelssohn himself had pressed Abbt on his opinion about Baumgarten's death, which for him was unjustifiable: »I would like to know what you, as a child of faith, think about this *misological* death? *Those who tell me about sciences are my enemies!* To my mind, this sentence is in no way to be excused. [...] If I knew that my death hour

- 15 Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 25: »*Serenitas animi est demonstratio demonstrationum*. Die hat der Christ allein, die Vernunft weiß nichts davon«. Hierauf verbannte er alle Gelehrsamkeit von seinem Bette mit dem Ausdrucke: »Wer mir davon sagen wird, der hat meinen Haß«.
- 16 Other behaviors of Baumgarten also shocked commentators: for example, his statement that he hears a voice calling him in his own wheezing as well as the fact that he draws crosses in the air, see Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 29 and 31. In detecting some differences between his and Meier's biography of Baumgarten in a letter to Mendelssohn dated 25 February 1764, Abbt unsurprisingly remarks that he has recorded neither the gesture of the crosses nor the statement: »Those who talk to me about erudition is my enemy«, in order to defend Baumgarten's honor, see Thomas Abbt: *Vermischte Werke*, vol. V. Berlin, Stettin 1780, 135-136.
- 17 Thomas Abbt: *Alexander Gottlieb Baumgartens Leben und Charakter*. Halle 1765, 27-28; Thomas Abbt: *Leben und Charakter Alexander Gottlieb Baumgartens*. In: Thomas Abbt: *Vermischte Werke*, vol. IV. Berlin, Stettin 1780, 215-244, here: 238. Abbt adds that while Baumgarten's serenity in death is out of reach for a mere philosopher, a mere Christian would not be able to experience it so wisely up until the last breath, see Abbt: *Alexander Gottlieb Baumgartens Leben*, op. cit., 28. This passage is no longer present in the last draft of the biography.
- 18 Abbt: *Leben und Charakter Alexander Gottlieb Baumgartens* (= note 17), 236.
- 19 *Ibid.*, 238-239 in note. It is a fragment added by the editor. In it, Abbt criticizes the theatricality in Baumgarten's death as well as in that of his brother Siegmund Jakob. See also Abbt's letter to Mendelssohn, 25th Februar 1764. In: Abbt: *Vermischte Werke*, vol. V (= note 16), 136, where Abbt doubts the sincerity of Baumgarten's »simagrées«.
- 20 Abbt: *Leben und Charakter Alexander Gottlieb Baumgartens* (= note 17), 238-239. On the religious issue in Baumgarten's *Ethica philosophica*, see Clemens Schwaiger: »Alexander Gottlieb Baumgartens Begriff der Religion im Spannungsfeld von Wolffianismus und Pietismus«. In: *Religion und Aufklärung*. Eds. Albrecht Beutel, Martha Nooke. Tübingen 2016, 437-447, here: 441-446.

could lead me to such an opinion about reason, I would immediately get rid of all the junk called philosophy, and prepare myself for death».²¹

Baumgarten's demise thus seems to cast a shadow not only on his loyalty to philosophy, but also on his intellectual honesty, turning into an outright riddle.²² In order to contribute a possible solution, then, it is necessary to overcome the temptation to read his final moments as an autonomous scene. Indeed, as pinpointed by Clemens Schwaiger, Baumgarten's statements expose in the clearest, hence most disturbing way, a prominent issue with which many Enlightenment thinkers had to come to grips: how do you deal with reason and faith?²³ If examined from this encompassing perspective, Baumgarten's last words might be less enigmatic than hypothesized, offering at the same time a privileged point of view on a central issue of the period.²⁴ In what follows, I therefore enlarge the scope of the investigation, setting Baumgarten's stance in a wider theoretical network on the basis of the relevant sources from a number of different disciplines. In this way, I attempt not only to verify a possible consistency in Baumgarten's route, but also to demonstrate how his death, both in its preparation and in its reception, cuts across a number of dominant discourses of his age, thus bringing to the fore crucial tensions in the intellectual history of the German Enlightenment which are still for the most part unexplored in their mutual connection.

II. Baumgarten and the fine art of dying

The problem of death not only surfaces in Baumgarten's last weeks of life, but is openly discussed in his philosophy. In the section of his *Metaphysica* (1739) devoted to rational psychology, the death of the human body is defined as the end of each vital or arbitrary

21 Mendelssohn to Abbt, 9th February 1764. In Thomas Abbt: *Vermischte Werke*, vol. III. Berlin, Stettin 1771, 164-173, here: 167: »[Ich] möchte wissen, was Sie, als Kind des Glaubens, von diesem *misologischen* Tode halten? *Wer von den Wissenschaften mit mir spricht, ist mein Feind!* Dieser Ausdruck ist meines Erachtens auf keinerley Weise zu entschuldigen. [...] Wenn ich wüßte, daß die Tode stunde eine solche Meynung von der Vernunft beybringen könnte, den Augenblick wollte ich den ganzen Plunder, Weltweisheit genannt, von mir werfen, und mich zum Tode bereiten«.

22 See Raimund Bezold: »Baumgartens Tod«. In *Prägnanter Moment. Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Fs. f. Hans-Jürgen Schings*. Eds. Peter-André Alt et al. Würzburg 2002, 19-28. I shall discuss this essay below.

23 Clemens Schwaiger: »Philosophie und Glaube bei Christian Wolff und Alexander Gottlieb Baumgarten«. In: *Aufklärung* 23 (2011 [Special Issue: *Die natürliche Theologie bei Christian Wolff*. Ed. Michael Albrecht]), 213-228, here: 213. For a contextualization of the problem, see Jean Ecole: »Les rapports de la raison et de la foi selon Christian Wolff«. In: *Studia leibnitiana* 15/2 (1983), 204-214; Robert Theis: »Du savoir, de la foi et de l'opinion de Wolff à Kant«. In: *Archives de Philosophie* 73/2 (2010), 211-228.

24 On the *topos* of the last words of the dying, see Karl S. Guthke: *Letzte Worte: Variationen über ein Thema der Kulturgeschichte des Westens*. München 1990; Karl S. Guthke: »Das Leben vom Ende her. Letzte Worte in der Biographie«. In: *Euphorion* 87/2-3 (1993), 250-268.

motion²⁵, hence of the harmonic actions between body and soul.²⁶ On these bases, Baumgarten examines the moral meaning of death in his *Ethica philosophica* (1740). The duty to promote one's life and flee its opposite is the ground of the duties towards one's own body.²⁷ Thinking of death, wise people do not prove indifferent, but neither do they fall into the opposite excesses: therefore, they are not too pleased with the comfortable seat of their body nor do they feel horror at their demise, in particular if they are certain of a better future.²⁸ On the one hand, Baumgarten's admonition is thus to await death with a vigilant mind. As Baumgarten himself seems to confess to Preacher Splittberger on his deathbed, it is a timely preparation that equips for death better than last-minute prayers and invocations.²⁹ On the other hand, Baumgarten recommends postponing it as long as possible³⁰, in that the obligation to *memento mori* and *meditatio mortis* does not absolve anyone from the duty to avoid a premature death.³¹

These general aspects are thoroughly examined in the second part of the book, in particular in the section on the duties of the healthy and the sick.³² Baumgarten here maintains that those who are ill are required to carry out an etiologic inquiry into their condition of discomfort.³³ To the concept of the cause of disease, Christian Wolff had dedicated a dissertation included in a volume of his *Horae subsecivae Marburgenses* (1731; publ. 1735).³⁴ The interests of the two authors, though, could not be more divergent. While Wolff traces back the origin of a disease to the impairment which makes one or more parts of the body unapt for their function, analyzing then the possible causal patterns of this unfitness in a mechanical sense, Baumgarten instructs the sick to investigate the moral evils which may have triggered their illness as a natural punishment.³⁵ In this way, diseases play the role of a spur to moral repentance, and can be viewed as healthy chastisements or »media emendationis«.³⁶ Whether the sick manage to see their disease as

25 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Metaphysica*. Halle 1739; 41757. Trans. *Metaphysics*. Eds. Courtney D. Fugate, John Hymers. London 2013, § 776.

26 *Ibid.*, § 777.

27 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Ethica philosophica*. Halae 1740, § 251. See also Christian Wolff: *Vernünfftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen*. Halle 1720, § 437.

28 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 252.

29 Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 27-28.

30 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 252.

31 *Ibid.*, § 162.

32 *Ibid.*, §§ 461-470.

33 *Ibid.*, § 463.

34 Christian Wolff: »De notione causae morbi«. In: Christian Wolff: *Horae subsecivae Marburgenses anni 1731. Trimestre brumale*. Francofurti et Lipsiae 1735, 141-175. See Matteo Favaretti Camposampiero: »Christian Wolff's Philosophy of Medicine: An Early Functional Analysis of Health and Disease«. In: *Quaestio* 16 (2016), 75-94, here: 90. See also: Paola Rumore: »De regimine corporis quod philosophorum est. Convergenze e divergenze tra filosofia e medicina nel Settecento tedesco«. In: *Giornale dell'Accademia di Medicina di Torino* CLXXVII (2014). 380-395.

35 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 463; Baumgarten: *Metaphysics* (= note 25), §§ 908-909.

36 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 464.

a ›poena‹ for a certain sin or not, they must totally surrender in divine will, in search of that moral goodness which is necessary to eliminate the cause of their problem.³⁷ Not a mechanist foundation of health and disease, but a moral program indebted to theology seems to be at the basis of this picture.

Indeed, Baumgarten's position fits well into the Pietist conception developed in Halle in the first part of the eighteenth century, where he had matured his ›old faith‹. As already affirmed by Zsindely, the sickbed often appears as the stage of the struggle for expiation among Halle Pietists.³⁸ Yet, this does not imply that the cure of the body is unimportant.³⁹ Baumgarten himself criticizes any lazy trust in God which prevents someone from seeking medical solutions in the hope of a miracle.⁴⁰ In fact, the sick have a duty to do all that is possible through natural means, without indulging in skepticism towards drugs and treatments which often leads to a sort of suicide.⁴¹ Every attempt to make sense of one's malaise, however, is to be framed within a wider divine order.

According to August Hermann Francke, the forefather of Halle Pietists, the primeval root of disease is sin.⁴² Commenting on the paralytic's standing upright (Mt 9:1-8), Francke identifies the very principle of the process of conversion and healing with the moment of the acknowledgement of one's sins.⁴³ Provided that the patient who is more in danger on the sickbed is the soul, then corporeal illnesses make visible to us the illnesses of the soul.⁴⁴ If patients have a healthy soul – Francke argues in a letter of 1701 – their illness is simply a trial whereby God wants to test their faith; patients should therefore be consoled and aided in pursuing an inner auto-analysis leading to the detection of possible hidden sins. If patients are sick or even completely dead in sins, it is essential to arouse again their consciousness and guide them to the true physician Jesus Christ.⁴⁵ In this sense, Samuel Urlsperger, an author in Francke's circle, claims that diseases really turn into medicines for those who are ready to repent, whereas for others they only remain signs of God's wrath.⁴⁶ Such a theological conception will certainly influence the medicine of the Waisenhaus, the

37 *Ibid.*

38 Endre Zsindely: *Krankheit und Heilung im älteren Pietismus*. Zürich, Stuttgart 1962, 21.

39 See Werner Piechocki: »Gesundheitsfürsorge und Krankenpflege in den Franckeschen Stiftungen in Halle/Saale«. In: *Beiträge zur Geschichte des Gesundheitswesens der Stadt Halle und der Medizinischen Fakultät der Universität Halle*. Eds. Werner Piechocki, Hans-Theodor Koch. Leipzig 1965, 29-66, here: 46; Eckhard Altmann: *Christian Friedrich Richter (1676-1711)*. Witten 1972, 126-134; Jürgen Helm: »Hallesche Medizin zwischen Pietismus und Frühaufklärung«. In: *Universitäten und Aufklärung*. Ed. Norker Hammerstein. Göttingen 1995, 63-96, in particular 78-79. See in general Jürgen Helm: *Krankheit, Bekehrung und Reform. Medizin und Krankenfürsorge im Halleschen Pietismus*. Tübingen 2006.

40 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 465.

41 *Ibid.*

42 August Hermann Francke: *Geistliche Seelen-Cur*. Halle 1699, 61-62.

43 *Ibid.*, 59.

44 Bernhard Walther Marperger: *Getreue Anleitung zur wahren Seelen-Cur bey Krancken und Sterbenden*. Nürnberg 1717, 3.

45 *Vier Briefe August Hermann Francke's*. Ed. Gustav Kramer. Halle 1863, 53.

46 Samuel Urlsperger: *Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben*. Stuttgart 1723, 369. For his relationship with Pietism, see Martin Brecht: »Samuel Urlsperger und der Hallische Pietis-

orphanage grounded by Francke in Halle, where the physician Christian Friedrich Richter confirmed that the sin was indeed the root of physical illnesses⁴⁷, but also the Faculty of Medicine of the University of Halle. While the mechanist Friedrich Hoffmann treated with caution the effects of grace on the body and the soul on the basis of an autonomous medical methodology⁴⁸, several representatives of the Stahlian school⁴⁹, such as Alberti and Juncker, tended to interpret the very aetiopathogenesis in the light of the theological anthropology⁵⁰, thus establishing what has been labelled as »theologization of medicine«⁵¹ or »iatrotheology«.⁵²

The theses advocated by Baumgarten in his conception of illness seem to witness to the contact with these tenets. Such proximity is also tangible in the discussion about the outcomes of disease. In fact, if disease ends up with healing – Baumgarten declares – the sick should first of all thank God, without forgetting the second causes, and then engage in the penitential struggle, thus consecrating the remaining energies to the divine glory.⁵³ Illness, however, may also cause patients' death. To train for this moment adequately, Baumgarten calls on the terminally ill to follow what he himself defines as an »ars bene moriendi«.⁵⁴

This kind of apprenticeship was a central element in the spiritual cure of the early eighteenth century.⁵⁵ By virtue of prayer, repentance, and watchful vigil, preparation for

mus«. In: *Samuel Urlsperger (1685-1772)*. Ed. Reinhard Schwarz. Berlin 1996, 161-176; see also Katharina Ernst: *Krankheit und Heiligung*. Stuttgart 2003, 71-79.

- 47 Christian Friedrich Richter: *Kurtzer und deutlicher Unterricht von dem Leibe und natürlichen Leben des Menschen*. Halle 1705, 128. See Helm: »Hallesche Medizin« (= note 39), 73 sq. Among others, see Urlsperger: *Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben* (= note 46), 369.
- 48 On the difference between Hoffmann and Stahl's Pietist pupils concerning the relationship between medicine and theology, see Sandra Pott: *Medizin, Medizinethik und schöne Literatur*. Berlin, New York 2002, 75 and pass.
- 49 For a general outline of Stahl's first followers, see Wolfram Kaiser, Arina Völker: »Stahl-Interpreten des frühen 18. Jahrhunderts«. In: *Georg Ernst Stahl (1659-1734). Hallesches Symposium 1984*. Eds. Wolfram Kaiser, Arina Völker. Halle 1985, 103-111. See also Helm: »Hallesche Medizin« (note 39), 85 sq., Johanna Geyer-Kordesch: *Pietismus, Medizin und Aufklärung in Preußen im 18. Jahrhundert*. Tübingen 2000, in particular 79: »Die Anhänger der medizinischen Theorie Stahls verschmelzen seine Theorie mit ihren Bekehrungswünschen, ihrer inneren Besinnung, ihrer Abkehr und Buße«.
- 50 On the much-debated issue of sin as the cause of physical illness, see the bibliographical references and the discussion in Katharina Ernst: *Krankheit und Heiligung* (= note 46), 16-18 and 85 sq.
- 51 Pott: *Medizin, Medizinethik und schöne Literatur* (= note 48), 69 sq.
- 52 Karl Eduard Rothschuh: *Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart*. Stuttgart 1978, 47 sq.
- 53 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 466. On the importance of »penitential struggle« as the necessary condition for moral improvement in Pietism, see Simon Grote: *The Emergence of Modern Aesthetic Theory: Religion and Morality in Enlightenment Germany and Scotland*. Cambridge 2017, 22-23.
- 54 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 470.
- 55 On spiritual care in the German eighteenth century and its transformations, see André Knotte: *Von der geistlichen Seelenkur zur psychologischen Kur. Zur Geschichte der Psychotherapie vor Freud*. Paderborn 2015, in particular ch. 4.

death was not understood here as a preparation for the grave, but rather – Urlsperger remarks – as a preparation for true life.⁵⁶ Something similar can be said also of the art of dying outlined by Baumgarten. It entails in the first place the meditation of death; as recalled by his brother Siegmund Jakob Baumgarten in the paragraph on the »Todesbereitung« of his Theological Ethics, such a meditation does not imply an acceleration of death, but rather the arrangement of the present state, so that death can be as innocuous and beneficial as possible.⁵⁷ In this sense – Alexander Gottlieb Baumgarten points out – it is necessary to ponder the dark and vain side of life, thereby diminishing the dread of death through the consideration of the incumbent evils and the pleasure of achieved goals, without prefiguring the throes of agony ahead of time.⁵⁸

The *meditatio mortis*, however, should not only linger on death as such⁵⁹, but look into the future life⁶⁰, as Baumgarten also writes in a letter dated December 1759 to his pupil Samuel Friedrich Kettel, where he tacitly quotes the sixth article of Luther's sermon *Von der Bereitung zum Sterben* (1519):⁶¹ »We should consider and get to know death when we think we are at a certain distance from it, but when it seems upon us, then it would be better to look beyond, towards the more joyful future rather than to spend time peering into its shadow. It has lost its sting [Hos 13:14; 1 Cor 15:55-56]«. ⁶² In the light of this position, it comes as no surprise that Baumgarten's art of dying culminates with the connection with supernatural religion.⁶³ If the ancients recommended a philosophical death by means of »telestic« exercises which help set one's soul free of the toils of the body,

56 Urlsperger: *Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben* (= note 46), 358.

57 Siegmund Jakob Baumgarten: *Unterricht vom rechtmässigen Verhalten eines Christen, oder Theologische Moral*. Halle 1738, § 133; Siegmund Jakob Baumgarten: *Ausführlicher Vortrag der theologischen Moral*. Halle 1767, 735-743. Crucial models of preparation for death in early eighteenth-century Pietism are provided by the aforementioned volumes of Marperger (= note 44) and Urlsperger (= note 46).

58 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 468.

59 In his last days Baumgarten »talked a lot about his death«, but always with joy and serenity. His only recommendation about his own burying was the respect of the academic etiquette, see Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 25-26.

60 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), §§ 162 and 469.

61 Martin Luther: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*, vol. II. Weimar 1884, 685-697. For this issue, see in general Luise Schottroff: *Die Bereitung zum Sterben. Studien zu den frühen reformatorischen Sterbebüchern*. Göttingen 2012.

62 *Daß der sittliche Character des Herrn Professor Baumgarten [...] fälschlich angegeben worden in zweien Briefen von M. Samuel Friedrich Kettel und Melchior Friedrich Deutsch*. Halle im Magdeburgischen 1762, 20: »Luthers Rath habe ich gut gefunden, man solle den Tod wohl bedenken und kennen lernen, wenn man sich noch in ziemlicher Entfernung davon vermeinet, wenn er aber vor der Thüre zu seyn scheint, dann solle man lieber, über ihn weg, in das folgende Frohere sehn, als daß man sich mit Anschauen seines Schattens aufhalten sollte. Den Stachel hat er verlohren«.

63 Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 470. On supernatural religion, see *ibid.*, § 28: »Religio, in qua cognitio perfectionum divinarum nec distinctionem, nec vitam supernaturalem habet, naturalis est. Cuius autem vel distinctio, vel vita, vel utraque supernaturalis est, est religio supernaturalis«.

Baumgarten clearly theorizes a Christian death.⁶⁴ Not reason, but faith is the ultimate step for a good death, for a ›euthanasia‹. From this point of view, there is no inconsistency between Baumgarten's last statements and his philosophy, in particular his ›thanatology‹, which is contained, *pace* Abbt, in his *Ethica philosophica*.

III. Baumgarten and the Gospels

If this is Baumgarten's general thesis before falling ill, it is now crucial to extend the investigation to his considerations in preparation for his own demise. Certainly, death did not take Baumgarten by surprise. The first hemoptysis marking the onset of his tuberculosis which plagued him until the end dated back to 27th September 1751.⁶⁵ Faced with such a serious and stubborn illness »that in several occasions it seemed not only to me and my relatives, but also to the most prestigious physicians that I was doomed«⁶⁶, Baumgarten found solace in particular in the meditation on the Gospels.⁶⁷ Meier states that whenever his poor health prevented him from other engagements, but left him enough energy not to sit idly, Baumgarten reflected on Holy Scripture, in particular on Jesus' sayings. This activity led him to write some volumes which prove his constant exercise in piety.⁶⁸ In fact, Baumgarten did not publish anything of these meditations during his lifetime, although he expounded them to many listeners in Frankfurt on the Oder.⁶⁹ Only in 1796-1797 did Friedrich Gottlob Scheltz (1750-1830), pastor in Sommerfeld, and Anton Bernhard Thiele (1735-1807), pastor in Rathstock and Hathenow, release two volumes of his thoughts.⁷⁰

The first volume includes thoughts n. 1 to n. 55; the second volume includes thoughts n. 56 to n. 92. The thoughts are introduced by the preface of the editors⁷¹, where they explain that Baumgarten counted 1589 words of Jesus in the four Gospels according to the harmonic order and wrote as many considerations, revising them several times. In 1757 he

64 *Ibid.*, § 262. Telestic exercises can be commendable, albeit with caution, only in the sense of the discipline of the body (that is, in the sense of the »dominium sui tollens, quae sensibus externis iucunda, nobiliorum actionum harmonicarum impedimenta«), but not in the sense of the destruction of the bound between soul and body, which must be preserved as long as possible.

65 Friedrich Gottlob Scheltz, Anton Bernhard Thiele: »Vorrede«. In: Alexander Gottlieb Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu nach dem Inhalt der Evangelischen Geschichten*. Eds. Friedrich Gottlob Scheltz, Anton Bernhard Thiele, vol. I. Pforten 1796, *2r-**4v, here: *2v. Meier cites August 1751 as the beginning of his infirmity, see Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 21.

66 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Aestheticorum pars altera*. Francofurti cis Viadrum 1758,)(2v.

67 Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 20.

68 *Ibid.*, 22.

69 Johann Christian Förster: »Discursus praeliminaris«. In: Alexander Gottlieb Baumgarten, *Sciagraphia encyclopaediae philosophicae*. Ed. Johann Christian Förster. Halae 1769, c3v.

70 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu* (= note 65); Alexander Gottlieb Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu in den vier Evangelisten der Evangelischen Geschichten*. Eds. Friedrich Gottlob Scheltz, Anton Bernhard Thiele, vol. II. Pforten 1797.

71 For Baumgarten's own presentation of these meditations, see Scheltz, Thiele: »Vorrede« (= note 65), *2r-**2v.

corrected the general plan of his work and prepared a first selection of thoughts, which is marked with an asterisk in the published version, while the second selection, marked with two asterisks, began in 1759 and arrived at thought n. 330. As stated by the editors, they take advantage of the publication of the first volume, made possible by an anonymous benefactor, to ask for support in order to publish the following volumes.⁷²

Although scholarship has never analyzed such a work in its own right, the two books are undoubtedly worthy of attention. As Ursula Niggli affirms, these reflections grant access to Baumgarten's »innermost thoughts«.⁷³ Without forgetting the leading themes of his philosophy, ranging from ethics to epistemology, from hermeneutics to the mathematics of intensive quantities, Baumgarten's prime aim here is his own and others' edification.⁷⁴ In fact, Baumgarten often applies the content of the examined verse of the Gospel to his own physical and spiritual condition, before going into theological details. Especially in the meditations dating back to the first period of his long-drawn-out illness, when physicians used to say that he had at most but few months to live⁷⁵, Baumgarten unshakably puts his trust in Christ: »May this word of yours take me through and beyond death«.⁷⁶

Disease and corporeal weakness urge Baumgarten to reflect on sin. As in his *Ethica philosophica*, sin is not only responsible for spiritual illness, but also for physical illness.⁷⁷ More specifically – Baumgarten argues here – it is »the prince of this world« to be the primordial cause of the disordered and unhealthy movements of the body.⁷⁸ Suffering in the flesh, however, can be a precious aid in the struggle against Satan.⁷⁹ To this end, the help of Christ is in any case indispensable. Christ is consequently viewed as a spiritual physician⁸⁰, joining the medical attendants in charge of physical health⁸¹, according to the tradition of the »Christus medicus« which had been taken up in Halle by Francke.⁸² It is

72 *Ibid.*, *2v.

73 See Ursula Niggli: »Alexander Gottlieb Baumgarten in neuer Sicht«. In: *Europa in der frühen Neuzeit*, vol. V. *Aufklärung in Europa*. Ed. Erich Donnert. Köln, Weimar, Wien 1999, 295-304, here: 304.

74 As stated by the editors (Scheltz, Thiele: »Vorrede«, see note 65, *2v), Baumgarten dictated the beginning of his observations to some of his students for their edification.

75 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 218; Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 168.

76 Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 96: »Dieses dein Wort bringe mich durch und über den Tod«.

77 *Ibid.*, 86-87. On spiritual illness, see for example Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 199.

78 Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 86.

79 *Daß der sittliche Character des Herrn Professor Baumgarten* (= note 62), 17 and 20. See also *ibid.*, 16.

80 Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 85 and 55; Baumgarten, *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 93.

81 Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 55.

82 See August Hermann Francke: *Christus unser Arzt*. In: August Hermann Francke: *Sonn- und Fest- Tags-Predigten*. Halle 1724, 1447-1460.

not drugs, but spiritual food, hence the word of God, which revives the sick.⁸³ This does not imply, as Baumgarten repeats twice, a plea for a miracle to recover, but rather a request for supernatural assistance in strengthening his faith in Christ in the time of trial.⁸⁴

It is undeniable that the *Gedanken* constitute an important instrument for the *meditatio mortis* which Baumgarten himself recommended in his *Ethica philosophica*.⁸⁵ A wider insight into these *Gedanken* could therefore bring out important elements on Baumgarten's alleged misological attitude on his deathbed. The editors' intention, as stated, was unquestionably that of continuing the publication with further volumes, insofar as they were firmly convinced that Baumgarten's meditations could still be useful to correct some theological mistakes of their age.⁸⁶ Their trust in the utility of this work, though, was not widely shared. In fact, these two volumes were regarded from the outset with a certain indifference and contempt. According to a review of 1799, for example, Baumgarten was undoubtedly an excellent philosopher, and it was obvious that he would write certain things, given his Pietist background.⁸⁷ Yet – this is the objection to the editors – those times are over, and there was no need to air such anachronistic thoughts, which would find hardly any readers. The very cold reception, due to the change in the intellectual milieu at the end of the century, as well as difficulties in finding financial backing, caused the interruption of the project. Only the first 92 thoughts were published; the further 1497 thoughts, as well as the general plan of the work, have remained unknown up to the present.

IV. The found volume

In the preface to the *Gedanken*, however, there is an indication which has hitherto been overlooked by research. The editors state that one of them had received the task to publish Baumgarten's manuscripts. That this refers to Anton Bernhard Thiele could be inferred

83 See for example Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 10; 199; 216; Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 1; 55; 85-86; 131.

84 Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 1; 8; 55. In the aforementioned letter to Kettel, Baumgarten declares that Christian death is part of the accomplishment of the promise of resurrection on the Judgement Day, see *Daß der sittliche Character des Herrn Professor Baumgarten* (= note 62), 20-21.

85 The thought of his death, perceived as always imminent, accompanies the whole writing of these considerations. In fact, his illness is so serious when he starts his meditations that Baumgarten himself is surprised that he has gone far enough to begin his comment on the Sermon on the Mount. Yet, as Baumgarten will state in a later note, not only does he manage to conclude his comment on that sermon, but he will even be able to go through all Jesus' sayings more than once, »still ill, but alive«, see Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 100-101.

86 The editors' argumentation is directed in particular against the theologian Wilhelm Abraham Teller (1734-1804).

87 *Allgemeine Literatur-Zeitung* 2 (1799), n. 141 (3rd May), col. 302.

by a brief consideration of his link with the Baumgarten of the last years.⁸⁸ The entrustee of these manuscripts – the premise continues – had started fulfilling his promise to Baumgarten with the publication of a plan with the contents of the meditations on Jesus' sayings.⁸⁹ This claim is confirmed by an entry in the *Catalogus von alten und neuen Büchern* of 1782, where the publication, edited by Thiele, of one volume of Baumgarten's titled *Die in den vier Evangelisten enthaltenen Reden Jesu nach ihrem Inhalt* is recorded.⁹⁰ More information is offered by Thiele himself, who had written an announcement of his publication in the *Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten* dated 5th August 1782, in order to propitiate the spread of the work.⁹¹ In this writing, which has never been taken into account, Thiele clearly maintains that Baumgarten instructed him to publish his manuscripts, including the *Gedanken*, on condition that he did not add anything.⁹² Up to that moment – Thiele complains – he has not found any publisher willing to get that material into print; consequently, he has decided to publish it by advance payment, as soon as 200 subscriptions are reached. The editor does not doubt that it will be much easier to find a publisher for the following volumes once the first one has come out.⁹³ As proof of the viability of the operation, Thiele appends two thoughts of Baumgarten's on his own announcement (n. 259 on Lk 7:29 and n. 500 on Mt 10:24) and advertises the publication at his expense of the *Inhalt*, which Baumgarten had concluded in 1757 as a part of the first selection of his thoughts. From the *Inhalt* – Thiele claims – it is possible to guess the devotion and the exactitude whereby this philosopher has considered Jesus' words.⁹⁴

This Baumgartenian writing, albeit published, has hitherto completely escaped scholars' attention. The book could well have gone missing, also because it was probably a limited-edition print, given Thiele's self-financing. Although it is currently absent from German and European public bibliographical catalogues, I was able to find a copy of it in

88 Thiele took the defense of Baumgarten with a pamphlet advocating the latter's magnanimity in the dispute following Gottlob Samuel Nicolai's alleged plagiarism of Baumgarten's logic, see Anton Bernhard Thiele: *Augenscheinlicher Beweis daß der Herr Professor Baumgarten zu Frankfurt an der Oder, von dem Herrn Doctor Nicolai zu Zerbst ungenannt ausgeschrieben und schlecht übersetzt worden*. Frankfurt an der Oder 1762; in addition, Thiele edited the index of Baumgarten's *Initia philosophiae practicae primae acroamaticae*, Halae Magdeburgicae 1760. The deep friendship relation is also confirmed by the fact that Thiele is present at Baumgarten's death and has the opportunity to talk alone for a while with the master on this dramatic occasion, see Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 27. The other editor of the *Gedanken*, Friedrich Gottlob Scheltz, was born in 1750, and could hardly have had an intellectual exchange with Baumgarten.

89 Scheltz, Thiele: »Vorrede« (= note 65), *2v.

90 *Catalogus von alten und neuen Büchern, welche von den Frankfurter und Leipziger Michaelis-Messen 1782 mitgebracht worden*. [Berlin] 1782, 5. Baumgarten's volume is defined as a »dry chronological index«.

91 *Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten vom Jahre 1783* I. Stück (1783), 121-124.

92 *Ibid.*, 123.

93 *Ibid.*, 123-124.

94 *Ibid.*, 121-122.

the library of the Divinity School of the University of Yale.⁹⁵ It is a document of extraordinary importance not only because it makes it possible to integrate Baumgarten's œuvre with a volume whose existence was not even suspected, but also because it allows a better insight into Baumgarten's last decade.

In more detail, the interest of this book is twofold: on the one hand, it is a complete index of all the 1589 thoughts which made up Baumgarten's work. If the first 92 thoughts occupy approximately 500 printed pages, it is not difficult to appraise the extent of the whole work. The index is synoptically arranged in a tabular format, in which the titles of Jesus' sayings, in turn articulated in subsections, are numbered and linked to the corresponding verses of the Gospels, one for each column. The second reason for interest is Thiele's preface, dated 7th July 1782, in other words a month before his announcement on the *Berichte*.⁹⁶ Here Thiele specifies the contents of the two selections: while the first one aims to compare Jesus' sayings among one another in the wake of Le Clerc's *Harmonia Evangelica* (1699)⁹⁷, but also departing from this model whenever necessary⁹⁸, the second selection is intended to compare Jesus' sayings with the books of the Old Testament, in an attempt to demonstrate that Jesus completes and expands the teachings of Moses and the prophets, without thereby abrogating one single divine law.⁹⁹

After this introduction, Thiele records some reflections of Baumgarten's, not included in the two volumes of 1796-1797, and therefore as unpublished as those of the announcement. Even if few in number, these found thoughts are particularly interesting, in that Thiele chooses the passages which he considers as the most representative, not least in order to convince potential financiers about the relevance of the editorial undertaking. The thoughts quoted in the form of extracts are: n. 561 on Jn 6:65; n. 676 on Jn 7:7; n. 757 on Jn 9:5; n. 844 on Mk 10:15 and Lk 18:17.¹⁰⁰ The most theoretically relevant element discussed here is precisely the relationship between Christianity and philosophy, which attains its acme in the death scene.

Baumgarten had already tackled the issue at the beginning of his *Praelectiones theologiae dogmaticae*, where he advocated a harmony of Christianity with reason and philosophy.¹⁰¹ To be sure, philosophy is the science of the qualities that are to be known in things

95 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Die in den vier Evangelisten enthaltenen Reden Jesu nach ihrem Inhalte*. Ed. Anton Bernhard Thiele. Frankfurt an der Oder 1782 (University of Yale, Library of the Divinity School, Special Collections, 940861).

96 Thiele: »Vorbericht«, *ibid.*, III-VIII.

97 Jean Le Clerc: *Harmonia Evangelica*. Amstelodami 1699. On this theme, see Heinrich Greeven: »The Gospel Synopsis from 1776 to the Present Day«. In: Johann Jakob Griesbach: *Synopsis and Text. Critical Studies 1776-1976*. Eds. Barnard Orchard, Thomas E. W. Longstaff. New York 1978, 22-49, here: 24-26. On the issue of harmonization, see Dietrich Wünsch: *Evangelienharmonien im Reformationszeitalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Leben-Jesu-Darstellung*. Berlin, New York 1983.

98 See Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 10; 101.

99 Thiele: »Vorbericht« (= note 96), III-VIII.

100 *Ibid.*

101 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Praelectiones theologiae dogmaticae*. Ed. Johann Salomo Semler. Halae Magdeburgicae 1773, § 13, see also §§ 1-2. The first fourteen paragraphs of the work

without faith.¹⁰² It is nonetheless true that just as philosophy can be useful to revealed religion, for example for enabling Christian philosophers to form a system of faith which can be employed for apologetic aims¹⁰³, so too faith can be useful to philosophy, at least as a heuristic aid (*subsidium inveniendi*).¹⁰⁴

The relationship between reason and Christian religion is further discussed in the known volumes of the *Gedanken*. Here too, the point is a fruitful collaboration and not an opposition of the two domains.¹⁰⁵ On the one hand, Baumgarten advocates the legitimacy of natural good and natural truth, both logical and ethical, insofar as they are attainable without faith.¹⁰⁶ On the other hand, he affirms that non-enlightened reason can

have been republished with integrations and German translation by Dagmar Mirbach, Thomas Nisslmüller. In: *Aufklärung* 20 (2008 [Special issue: Alexander Gottlieb Baumgarten. *Sinnliche Erkenntnis in der Philosophie des Rationalismus*. Eds. Alexander Aichele, Dagmar Mirbach]), 305-350. For a thematic outline, see Mirbach's comment, *ibid.*, 305-308. See also Schwaiger: »Alexander Gottlieb Baumgartens Begriff der Religion« (= note 20), 446-447. In the preface to the first edition of his *Ethica philosophica*, Baumgarten defends philosophical ethics from the charge of Pelagianism, due to the fact that it teaches moral obligation by natural means. On the legitimacy of a philosophy of morals, however weak and corrupt natural reason may be, see Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 29), »Auditori benevolo«, without page; Alexander Gottlieb Baumgarten (*praeses*); Samuel Wilhelm Spalding (*auctor*): *De vi et efficacia ethices philosophicae*. Traiecti ad Viadrum 1741, §§ 26 and 30. For more detail, see Grote: *The Emergence of Modern Aesthetic Theory* (= note 53), 132-135; Clemens Schwaiger: »Zwischen Laxismus und Rigorismus. Möglichkeiten und Grenzen philosophischer Ethik nach Alexander Gottlieb Baumgarten«. In: *Schönes Denken. A. G. Baumgarten im Spannungsfeld zwischen Ästhetik, Logik und Ethik*. Eds. Andrea Allerkamp, Dagmar Mirbach. Hamburg 2016 (= *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft*, Sonderheft 15), 255-270, in particular 264-266. On the relationship between theology and philosophy, see also Alexander Gottlieb Baumgarten: *Philosophia generalis*. Ed. Johann Christian Förster. Halae Magdeburgicae 1770, §§ 173-191. Against the theological condemnation of philosophy as *sapientia mundi*, Baumgarten takes stance in Alexander Gottlieb Baumgarten (*praeses*); Michael Erdmann Gebauer (*respondens*): *Dissertatio periodica an philosophia sit sapientia mundi*. Francofurti ad Viadrum 1751.

102 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Acroasis logica*. Halae Magdeburgicae 1761, § 1. For other passages with this definition, see Schwaiger: »Philosophie und Glaube« (= note 23), 216, note 15.

103 See Baumgarten: *Praelectiones theologiae dogmaticae* (= note 101), §§ 2; 13-14.

104 See Alexander Gottlieb Baumgarten (*praeses*); Georg Christoph Wilhelm Bütow (*auctor*): *Dissertatio inauguralis de fidei in philosophia utilitate*. Francofurti ad Viadrum 1750, § 19 sq. Faith must be understood here in a general (not exclusively theological) sense as »assensus per alterum testimonium«, *ibid.*, § 1. For a comment, see Schwaiger: »Philosophie und Glaube« (= note 23). I will get back to the issue of faith below.

105 Not by chance, Thiele declares that Baumgarten honoured Jesus' sayings both as a complement to and as a means of improvement of reason and philosophy, see Thiele: »Vorbericht« (= note 96), IV.

106 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 163 and 168. It is possible to notice here a convergence with the preface of the first edition of Baumgarten's *Ethica philosophica* (= note 27), see above note 101.

also lead to natural faith, whereby man can already place his highest trust in God alone.¹⁰⁷ The good natural seed – philosophy – should thus not be excluded or undermined by spiritual seed¹⁰⁸, in order to avoid a »clash among seeders«. ¹⁰⁹ This notwithstanding, it is plain that only Scripture can bring us to eternal life, thereby demonstrating its superiority to the pure syllogisms of reason.¹¹⁰

In the found considerations, the issue gains momentum, and offers an important and as yet unknown specification on this theme. Also in this case, reason is not denied merits, insofar as it is entitled to detect mistakes, discover their origin, escape sensual temptations, or exact a rational cult of God. Yet, the corrupt nature of the soul does no longer have the necessary correctness, light, certainty, and life to secure eternal felicity in its self-knowledge and in the knowledge of God. This lack cannot be sufficiently remedied by philosophy, which is »the improvement, attempted by natural way, of the natural representative force«. The fact is that »the first author of evil« has so deeply spoiled both the beholders and the part of the world with which they are more familiar that »the merely natural philosopher too cannot, on the basis of merely natural objects, adapt well enough his self-knowledge and his knowledge of God to the aforementioned aim«. ¹¹¹ To the extent that the whole of Christianity is supremely rational, as it would appear to any fully sound reason, such inability makes clear that revelation is permeated by a higher rationality than post-lapsarian capacities can grasp even in their highest performances: »The more something is rational, the more reason is required for its insight, the less merely natural humans are capable of its correct insight. [...] Since more reason is required for the correct penetration of Christianity than that belonging to the whole philosophy and mathematics, it remains a mystery to the non-enlightened reason«. ¹¹²

¹⁰⁷ Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 96; Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 244.

¹⁰⁸ Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 231.

¹⁰⁹ *Ibid.*

¹¹⁰ *Ibid.*, 13. Masters who renounce divine wisdom, exclusively relying on human understanding, earthly wisdom, philosophy, and acroamatic theology, are the salt which loses its saltiness (Mt 5:13), see Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 164-165.

¹¹¹ Thiele: »Vorbericht« (= note 96), VI, n. 757: »Die verderbte Natur der Seele ist auf die mannigfaltige [sic] Kleinigkeiten in der Welt außer sich so zerstreut, daß weder Richtigkeit noch Licht, noch Gewißheit, noch Leben genug zu einer ewigen Glückseligkeit in ihrer Selbsterkenntniß und Erkenntniß Gottes übrig bleibt. Diesem Mangel kann die Philosophie nicht genug abhelfen, ob sie gleich der natürlichen Vorstellungskraft natürlich versuchte Verbesserung ist. Sie lehrt sich manchen Sinnlichkeiten manchmal entziehen, und edlere Gegenstände wählen; sie entdeckt viel Irrthümer, sie begreift ihren Ursprung deutlich und gewiß, und fordert einen vernünftigen Gottesdienst. Allein der erste Urheber des Bösen, hat durch seine Verführung, theils den Betrachtenden, theils das Stück der Welt, so ihm am nächsten und bekanntesten ist, so versteckt und verderbt, daß auch der bloß natürliche Philosoph aus bloß natürlichen Gegenständen sein Selbst- und seines Gottes Erkenntniß nicht zum angeführten Zweck gut genug einrichten kann«. (The number n. following the Roman numerals, indicates the number of Baumgarten's thought which Thiele records.)

¹¹² *Ibid.*, v-vi, n. 561: »Das ganze Christenthum ist höchst vernünftig, würde auch jeder völlig gesunden Vernunft so vorkommen; nachdem aber unsre Vernunft, wie sie uns angebohren

In the face of this unattainable rationality, human beings need new cognitive faculties provided by the Holy Spirit by means of Scripture and a new object of knowledge, namely the Son. Only through this knowledge of the Son can we complete the knowledge of God, as well as of ourselves as sinners in need of deliverance.¹¹³ In this learning, which exceeds natural reason, it is not possible to advance with the self-confident stance of a sage or a philosopher¹¹⁴, not even of a »master of faith«, but only as a humble listener at the feet of Jesus¹¹⁵, a listener in whom the doctrine of the Kingdom penetrates down to the ground of the soul.¹¹⁶ It is precisely this attitude of hopeful trust that we also find in

und bloß natürlich gebessert oder geübt wird, 1) zu schwach ist, manches dahin gehörige deutlich genug und in der wahren Größe seines Zusammenhangs einzusehen, 2) oft falsche Vordersätze annimmt, 3) oft falsch schließt, 4) oft sich selbst zuschreibt, und zuschreiben lassen muß, was doch nur die ihr ähnliche Sinnlichkeit sieht oder zu sehen glaubt, so ist gewiß: Je vernünftiger etwas ist, je mehr Vernunft zu seiner Einsicht gehört, desto weniger bloß natürliche Menschen sind zu seiner Einsicht fähig. Hier darf man nur Philosophie und Mathesis zu Beyspielen recht kennen. Da nun zur richtigen Einsicht des Christenthums mehr Vernunft gehört, wenn es durch Vernunft eingesehen werden soll, als zur ganzen Philosophie und Mathesis: so bleibt es der unerleuchteten Vernunft ein Geheimniß».

113 *Ibid.*, VI-VII, n. 757: »Die Offenbarung giebt durch den Geist, oder der heilige Geist giebt durch die Schrift, wie neue Erkenntnißkräfte, so einen neuen Gegenstand der Betrachtung in der Welt einem Christen, den Sohn, den der Vater in die Welt eingeführt, und in welchem allein die sündige Welt dem Vater hat gefallen können«. Such elements also emerge in the two thoughts of the announcement (n. 259 on Lk 7:29 and n. 500 on Mt 10:24), respectively concerning the significance of obedience in obtaining God's mercy, and the problem of deliverance by means of Christ's merits, which provides believers with new supernatural forces in regeneration. That faith could offer renewed vigor was what Francke had written in the cartouche exposed on the tympanum of the Waisenhaus in Halle, where Baumgarten had studied: »Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler (Is 40:31)«. Baumgarten seems to find out for himself the effectiveness of Isaiah's verse, if it is true, as Thiele records, that in the last thought of the first selection, dated May 1757, Baumgarten wrote: »Mein Liegen, da ich die Reden Jesu zu betrachten anfieng, ist in ein nunmehriges Sitzen verwandelt. Alle die Lebenskraft, so mir diese Worte bis daher ins sechste Jahr täglich in meiner Schwachheit aus der Höhe verliehen, erkennet meine Seele mit tiefstem Dank«, see Thiele: »Vorbericht«, *op. cit.*, IV. See also *Daß der sittliche Character des Herrn Professor Baumgarten* (= note 62), 18.

114 Thiele: »Vorbericht« (= note 96), VII, n. 844.

115 *Ibid.*, V, n. 561.

116 *Ibid.*, VII-VIII, n. 844: »[...] Des größten Königs größter Sohn, auch selbst ein ewiger König aller Könige und Herr aller Herren aber bietet den abtrünnigen und widerspenstigen Bürgern [der großen Stadt Gottes], wie ich, das verlorne, das entfernte wieder an, sie sollen es durch ihn, auch ich soll es durch ihn wieder empfangen und hinein kommen, aber 2) nicht als ein Weiser dieser Zeitlichkeit, noch weniger als ein Weltweiser, sondern als ein Kind, das nicht weise in seinen Augen, 1) durch die neue Geburt aus dem Wasser und Geist, 2) bey einem kindlichen Geist, den mein König mir übernatürlich darbietet, in welchem a) die Lehre vom Reich bald und tief in der Seelen Grund eindringt und über alle Vernunft stark wird, durch die Menge der in die Seele sich so häufig ergießenden Gnadenwirkungen, daß diese jeder einzeln sich nicht bewußt wird, wie das, so man mit der Muttermilch einsaugt, wie die Kna-

Baumgarten's invocations at the moment of his death, for which these reflections had to prepare. In this light, Baumgarten's last statements, despite all their peremptoriness, do not sound as the sign of a sudden change of mind, but rather seem the outcome of a long and consistent meditation route, of an embodied *ars moriendi*.

V. An ›aesthetic‹ death?

If natural reason is undoubtedly limited, its limits do not concern only its relationship with revelation, but also its relationship with sensibility. As affirmed by Raimund Bezold, it is the latter limits that could account for the incapacity of reason to come to terms with one's death.¹¹⁷ In this perspective, the anti-intellectualism heralded by Baumgarten in his last days cannot be considered as the result of a palinode with regard to the philosophical tenets professed up to that moment, but only as an accentuation of earlier positions¹¹⁸, in particular of those concerning the reorientation of philosophy towards the concrete (in opposition to the abstract) which Baumgarten develops in his *Aesthetica* (2 voll., 1750-1758) and which will be crucial in the thought of the Late Enlightenment.¹¹⁹ Precisely because human knowledge lies under the aegis of finitude, which prevents in many cases attaining the rigour of the strictly scientific thought, reason stands helpless in the face of all non-generalizable issues.¹²⁰ Thus, Meier wrote in his *Betrachtungen über die Schranken der menschlichen Erkenntnis* (1755) that those who make use of the sole abstract knowledge, despite all their erudition, do not understand anything of what happens in human life, because they cannot make a concept of something which is absolutely individual.¹²¹ Sensate knowledge is therefore pivotal when it comes to making sense of one's own existence.

ben von dem was sie zuerst lernen, das Gemüth so voll bekommen, daß sie es auch im Schlaf fast herbeten«. See also *Daß der sittliche Character des Herrn Professor Baumgarten* (= note 62), 17. The most intimate approach to God does not occur, therefore, in a distinct way, but as an assimilation of His word in the most obscure region of man, so that it can exert the greatest influence on our actions. The superior strength of the doctrine of the Kingdom of God with regard to reason is therefore justified here not only from a theological point of view, but also from a psychological point of view, insofar as the obscure representations of the ground of the soul are more powerful than the distinct representations of our reason. See for example Clemens Schwaiger: *Alexander Gottlieb Baumgarten. Ein intellektuelles Porträt*. Stuttgart-Bad Cannstatt 2011, 102-104. To the issue of the ground of the soul in the brothers Baumgarten, I will get back in a future essay.

117 Bezold: »Baumgartens Tod« (= note 22).

118 *Ibid.*, 23.

119 *Ibid.*, 26. On Baumgarten's attenuation of Wolff's intellectualism, see Schwaiger: *Alexander Gottlieb Baumgarten* (= note 116), 22-23.

120 On this aspect, see Alexander Gottlieb Baumgarten: *Aesthetica*. Traiecti cis Viadrum 1750, §§ 555-565 and the corresponding paragraphs (as well as § 567) in Alexander Gottlieb Baumgarten: »Kollegium über die Ästhetik«. In: Bernhard Poppe: *Alexander Gottlieb Baumgarten. Seine Bedeutung und Stellung in der Leibniz-Wolffischen Philosophie und seine Beziehungen zu Kant*. Borna, Leipzig 1907.

121 Georg Friedrich Meier: *Betrachtungen über die Schranken der menschlichen Erkenntnis*. Halle im Magdeburgischen 1755, 19-22. On the fact that aesthetics as the science of sensate know-

If Bezold attributes Baumgarten's rejection of reason to the well-established relevance of sensibility in Baumgarten's thought, he refrains from examining the direct link between sensibility and death. It is therefore necessary to step forward in this direction, so as to better understand the scope of this relationship. Indeed, it is unquestionable that the moribund have a privileged link with sensibility according to Baumgarten. The very admonition to look into the future, which Baumgarten recalls both in his *Ethica philosophica* and in the aforementioned letter to Kettel, seems to stem from a performance of the sensate faculties of foreseeing and presaging.¹²² In consequence of the employment of these capacities, the words of the dying can be judged moving and beautiful, as Baumgarten explicitly argues in his *Lectures on aesthetics*, because they hazard the great step into a future in which they see a lot before them.¹²³

This paradoxical relation between aesthetics and death is made still more poignant in an anonymous volume published in the very year of Baumgarten's death (1762) titled *Betrachtung der Gelehrsamkeit*. In the part devoted to aesthetics, it is stated: »Philosophen die rational, but this last moment too is full of sensibility. In fact, they die so serenely only because they foresee their immortality in a sensate way. Thus, the reign of aesthetics stretches out up to the borders of death«.¹²⁴ It is not accidental – the author continues – that teachers and preachers are better than philosophers in this respect. Indeed, preachers »will hardly subtilize with the dying, pile proof on proof, and demonstrate eternity to them. They preach the Redeemer, the bridegroom, the lamb, the bosom of Abraham, the sitting at the table at the great dinner, the bread and wine. Things which no reason can understand, but which faith, that is, the sensate faculty of thinking in conjunction with a devout heart, can well grasp«.¹²⁵

ledge, in opposition to logic, makes it possible to grasp individuality, see Alfred Baeumler: *Das Irrationalitätsproblem in der Ästhetik und Logik des 18. Jahrhunderts bis zur Kritik der Urteilkraft* [1923]. Darmstadt 1967.

122 Baumgarten: *Metaphysics* (= note 25), §§ 595-605; 610-618. On the importance of these faculties, see Schwaiger: *Alexander Gottlieb Baumgarten* (= note 116), 84-85.

123 Baumgarten: »Kollegium über die Ästhetik« (= note 120), § 82: »So sind die letzten Worte des Sterbenden gemeinlich rührend und schön. weil sie nun gewiß den großen Schritt in eine Zukunft wagen, vor der sie sehr viel vor sich sehen«. On Baumgarten's brief remarks about the relationships between physical medicine and aesthetics, see Carsten Zelle: »Sinnlichkeit und Therapie. Zur Gleichursprünglichkeit von Ästhetik und Anthropologie um 1750«. In: »Vernünftige Ärzte«. *Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung*. Ed. Carsten Zelle. Tübingen 2001, 5-24, here: 21.

124 *Betrachtung der Gelehrsamkeit*. [Breslau] 1762, 59: »Philosophen sterben vernünftig. Aber auch dieser letzte Augenblick ist voller Sinnlichkeit. Denn sie sterben nur darum so ruhig, weil sie ihre Unsterblichkeit sinnlich vorhersehen. So erstreckt sich das Reich der Aesthetik bis an die Grenzen des Todes«.

125 *Ibid.*, 59-60: »Dieses wissen die Lehrer und Prediger besser, als die Weltweisen. Sie werden schwerlich mit Sterbenden vernünfteln, Schluß auf Schluß setzen, und ihnen die Ewigkeiten demonstrieren. Sie predigen den Erlöser, den Bräutigam, das Lamm, Abrahams Schooß, das zu Tische sitzen bei dem großen Abendmahle und Brodt und Wein. Dinge, die keine Vernunft begreifen, wohl aber unser Glaube, das ist, unser sinnliches Denkungsvermögen in Verbindung mit einem frommen Herzen fassen kann«.

It is not known if this passage has been written in reference to Baumgarten. What is certain is that the link between faith and sensibility belonged to Baumgarten's death too, and can possibly shed new light upon his abjuration of reason.

Important evidence in this sense is supplied by the Halle physician Johann Christlieb Kemme (1738-1815), whose report has hitherto been neglected. Taking Baumgarten as an exemplary case of serene death in an essay on this topic (1774; 21818), Kemme returns to the dispute following Baumgarten's statements on his deathbed.¹²⁶ According to Kemme, Baumgarten cannot be charged with banishing all erudition in general, as shown by his interest in the peace between Prussia and Russia and in student issues still in his last days, but only as a source of serenity.¹²⁷ To be sure, Baumgarten can have become aware of certain rationalistic excesses in his theological approach – the Halle physician declares – but this does not justify the riddle which Abbt and Mendelssohn wanted to see in his death. Simply, Baumgarten acknowledges that it is not erudition, but faith that furnishes supreme certitude: »*Serenitas animi est demonstratio demonstrationum*. Only the Christian has it, reason does not know anything about it«. ¹²⁸

This statement deserves special attention. In his *Gedanken*, Baumgarten had already evoked twice the peace which lies beyond all reason.¹²⁹ That the ideal of tranquility had a tight connection with faith was quite common in this period, especially in Halle. As early as 1699 the physician Friedrich Hoffmann, after praising the importance of serenity for health, wrote that the most excellent means for acquiring the tranquility of the mind

126 Johann Christlieb Kemme: »Von der Heiterkeit des Geistes bey einigen Sterbenden«. In: *Wöchentliche Hallische Anzeigen* 28.; 30.; 31.; 32. Stück (1774), coll. 449-454; 481-488; 497-502; 513-520. The essay was published in the same year as an autonomous volume, from which I quote: Johann Christlieb Kemme: *Von der Heiterkeit des Geistes bey einigen Sterbenden. Eine Abhandlung aus den hallischen Anzeigen*. Halle 1774. A new posthumous edition was published with a brief biography of the author in 1818.

127 Kemme: *Von der Heiterkeit des Geistes* (= note 126), 27, in note. See Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 27.

128 Kemme: *Von der Heiterkeit des Geistes* (= note 126), 28-29, in note. Albeit unwilling to take a position, Kemme seems to praise Baumgarten's attitude, comparing it with the piety of the dying Socrates, who asks to sacrifice a cock to Asclepius. Interestingly enough, another commentator, the Swiss Calvinist theologian Johann Konrad Pfenninger, acknowledges a difference between Socrates' and Baumgarten's death, insofar as Socrates' serenity does not derive from Revelation, but from reason. As a philosopher and a Christian at the same time, Pfenninger replies to Baumgarten's statement by rewording it as follows: »O die demüthige Vernunft weiß viel, wovon die stolze nichts weiß«, see [Johann Konrad Pfenninger]: *Sokratische Unterhaltungen*, vol. III. Leipzig 1789, 451-485, here: 483. Pfenninger's text has been pointed out to me by Prof. Clemens Schwaiger, whom I warmly thank. On the difference between Socrates' death and Christian death, see Baumgarten: »Kollegium über die Ästhetik« (= note 120), § 63: »Man kann einen Menschen wie den Sokrates in dem letzten Augenblicke mit Freudigkeit von dem ewigen Leben reden lassen; es ist nicht ästhetisch falsch, obschon vielleicht nach der strengen Vernunft hier nicht alles wahr ist, weil diese Freudigkeit nur durch die Lehren des Christentums hervorgebracht werden kann«.

129 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 53; 144.

is Christianity and sincere piety of heart.¹³⁰ The position of the Pietist followers of Stahl was similar on this point. In the *De convenientia medicinae cum theologia practica* (1732), a dissertation written by Joachim Abrahamus Rothe and supervised by Michael Alberti, pupil and successor of Stahl on the second chair of medicine in Halle, it is argued that the »tranquillitas animae« is the crucial element in preserving and restoring one's health; yet, »no philosopher nor natural man can enjoy it, but only the pious, whose sins will be forgiven by means of the faith in Christ Savior«.¹³¹ As evidenced by the Waisenhaus physician Richter, this is all the more true for the dying. In *Die höchst-nöthige Erkenntniß des Menschen* (1710), Richter contends that the peace with God alone is the true ground of the serenity of the mind, while philosophical grounds are judged as too weak. Only if tranquility has a divine ground can it console the heart of the righteous in death, as it is rooted in an immortal good, in relation to which the loss of earthly life also loses its importance and cannot be viewed as an evil.¹³² The serenity with which Baumgarten dies seems to have its original source in this intellectual milieu, which, as recalled, had already inspired his *ars bene moriendi*.

The reference to the *demonstratio demonstrationum* is not accidental either. The phrase was employed in 1618 by Johann Heinrich Alsted, a Calvinist theologian whom Baumgarten well knew for his interests in encyclopedic studies¹³³, to indicate that the authority and certainty of Scripture relies upon the internal testimony of the Holy Spirit, which is defined as the supreme demonstration of demonstrations (*demonstratio demonstrationum*).¹³⁴ As is already held by Salomon Glassius in his *Philologia sacra* (1623-1636), the internal testimony of the Holy Spirit is able to arouse in the believer what Paul had called *aisthesis* (Phil 1:9).¹³⁵ Despite the apparent rationalistic hyperbole, therefore, the »demonstration of demonstrations« does not provide pacification by way of reason, but by way of *aisthesis*.

-
- 130 Friedrich Hoffmann (*praeses*); Johann Heinrich Meschmann (*respondens*): *Dissertatio physico-medica inauguralis de animo sanitatis et morborum fabro*. Halle 1699, § 8.
- 131 Michael Alberti (*praeses*); Joachim Abrahamus Rothe (*respondens*): *De convenientia medicinae cum theologia practica*. Halae Magdeburgicae 1732, § 4.
- 132 Christian Friedrich Richter: *Die höchst-nöthige Erkenntniß des Menschen*. [Halle], Leipzig 1710, 461-462.
- 133 Baumgarten explicitly mentions Alsted in his »Von dem Entwurf einer philosophischen Encyklopaedie«. In: [Alexander Gottlieb Baumgarten], *Philosophische Brieffe von Aetheophilus*. Frankfurt, Leipzig 1741, 5-8, here: 6.
- 134 Johann Heinrich Alsted: *Theologia scholastica*. Hanoviae 1618, 31.
- 135 Samuel Glassius: *Philologia sacra* (1623-1636). Ed. Johann Gottfried Olearius. Lipsiae 1705, col. 1809. On spiritual *aisthesis*, see Simon Grote: »Pietistische *aisthesis* und moralische Erziehung bei Alexander Gottlieb Baumgarten«. In: *Aufklärung* 20 (2008 [Special issue: Alexander Gottlieb Baumgarten. Sinnliche Erkenntnis in der Philosophie des Rationalismus. Eds. Alexander Aichele, Dagmar Mirbach]), 175-198. See now Grote: *The Emergence of Modern Aesthetic Theory* (= note 53), in particular ch. 2. Both in the spiritual meaning and in Baumgarten's psychology, the »aesthetic« dimension of knowledge is more powerful in prompting action than its rational dimension.

In line with his Lutheran background¹³⁶, Baumgarten had already underscored the importance of *aisthesis* in his conception of faith, which has so far gone unnoticed. In general, for him faith is assent to a witness.¹³⁷ The concept of faith in Baumgarten, however, is wider than religious faith. To designate the latter, concerning the »complexus revelationi strictae dictae credendorum«¹³⁸, Baumgarten uses the phrase »fides sacra« or »fides theologica«¹³⁹, and also »fides divina«. By contrast to human faith, which can be obtained by natural faculties alone and is confined to the domain of mere probability, divine faith requires a supernatural intervention which grants complete certitude.¹⁴⁰ As was common in Lutheranism, Baumgarten distinguishes three stages in religious faith: knowledge (*notitia*), assent (*assensus*), and trust (*fiducia*)¹⁴¹, which respectively concern truth, certainty, and practical application (or life) of divine teachings.¹⁴² Such teachings – Baumgarten claims – must be learned not only in a universal, but also in a singular way.¹⁴³ In other terms, the knowledge of divine teachings cannot be properly acquired without appeal to direct experience.¹⁴⁴ For this reason, a marriage of faith and experience is crucial¹⁴⁵, so as

136 Luther himself had already made clear that faith entails sensible and experimental knowledge, see for example Martin Luther: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*, vol. XL/3. Weimar 1930, 738.

137 See for example Baumgarten: *Acroasis logica* (= note 102), § 357.

138 Baumgarten: *Metaphysica* (= note 25), § 993: »Fides sacra obiective sumpta est complexus revelationi strictae dictae credendorum, uti habita revelationi strictae dictae fides, est sacra subiective sumpta« (the specification on the subjective side of faith is not included in the first edition of 1739). See Schwaiger: »Philosophie und Glaube« (= note 23), 219; Schwaiger: »Alexander Gottlieb Baumgartens Begriff der Religion« (= note 20), 447, note 44.

139 See Schwaiger: »Philosophie und Glaube« (= note 23), 219, note 25.

140 Baumgarten: *Praelectiones theologiae dogmaticae* (= note 101), § 33. The distinction between divine and human faith in terms of the distinction of the degree of certainty as a consequence of the source of knowledge was usual in the Lutheran context of that age, see Johann Franz Budde: *Institutiones theologiae dogmaticae*. Lipsiae 1723, 137: »Per fidem divinam cognitionem intelligimus, simpliciter certam, & omnem oppositae formidinem excludentem, quae per internum spiritus sancti testimonium, quod in legitima verbi divini tractatione sese exserit, producitur [...]. Per fidem humanam eiusmodi hic intelligitur cognitio, quae aut testimonio mere umano, aut alia quadam ratione probabili nititur: adeoque non simpliciter certa, sed verosimilis est«. See already Johannes Musäus: *Introductio in theologiam*. Jenae 1678, 298-299.

141 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 77.

142 On these categories, see Alessandro Nannini: »The Six Faces of Beauty. Baumgarten on the Perfections of Knowledge in the Context of the German Enlightenment«. In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* (forthcoming).

143 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 74-75.

144 *Ibid.*, 75: »Jeder ächte Glaube ist eine Tochter der allgemeinen Kenntniß und Erfahrung«. See also Baumgarten: *Acroasis logica* (= note 102), § 461, note.

145 See Baumgarten: *Acroasis logica* (= note 102), § 358, where Baumgarten also mentions the equally important »connubium rationis et fidei«. For more detail, see Schwaiger: »Philosophie und Glaube« (= note 23), 220. The fecundity of the marriage between faith and experience is restated in Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 20-21; 31-32; 75-76. In fact, only this marriage can avoid, on the one hand, a merely historical faith and, on the other hand, enthusiastic sentiments which are not mediated by Scripture, see *ibid.*, 21.

to see by one's own eyes – in an »intuitive and experimental manner« (*anschauend und erfahrend*) – what is handed down in Scripture.¹⁴⁶ It is this supernatural experience (*experientia supernaturalis*) that, relying on the testimony of the Holy Spirit¹⁴⁷, provides an »argumentum infallibile seu complete certum« as to the divine inspiration of Holy Scripture.¹⁴⁸

It does not come as a surprise, therefore, that this experience or *aisthesis*¹⁴⁹ can soothe Baumgarten's soul *in puncto mortis*. This is indeed what is suggested by Kemme, who argues: »To those who remember what theologians maintain concerning the internal testimony this speech, as it seems to me, cannot remain obscure. This tranquility, this joy whereby I see my end approaching, Baumgarten means, convinces me in the most living way that my religion is true, my faith is not ungrounded; it even surpasses in weight and convincing force any other demonstration. Since it is only a consequence of the living faith, certainly reason does not know anything about it; only the Christian knows it, because he feels it, he senses it and is aware of how strong it acts«. ¹⁵⁰ Precisely the relation-

¹⁴⁶ Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 32.

¹⁴⁷ Baumgarten: *Praelectiones theologiae dogmaticae* (= note 101), § 106.

¹⁴⁸ *Ibid.*, §§ 105 sq. Not by chance, § 105 makes reference to § 33, where Baumgarten defines the concept of »fides divina«. In Baumgarten, the testimony of the Holy Spirit involves the marriage at the same time of faith, experience, and reason (§ 115).

¹⁴⁹ In Halle Pietism, where Baumgarten was raised, *experientia* often served as the Latin counterpart of the biblical term *aisthesis*. Suffice to cite a dissertation by Joachim Lange, one of Baumgarten's professors of theology, who interprets the passage of the epistle of Paul to the Philippians concerning the connection between *epignosis* and *aisthesis* (Phil 1:9) in the sense of the connection between faith and spiritual experience, see Joachim Lange: *Disputatio exegetico-dogmatica de experientia spirituali*. Halae Magdeburgicae 1710, in particular §§ 20-24 of the exegetical part (here § 24): »Quae cum ita sint, facile dari potest ratio, cur B. Lutherus *aistheseos* vocem reddiderit Germanice *Erfahrung* [...]. Etenim rem sentire ac degustare nihil aliud est, quam eam sentiendo ac gustando, seu ipso sensu gustuque, *experiri*«. On the aisthetic dimension of experience in the early German Enlightenment, see my »*Aesthetica experientialis*. Baumgarten and the Aesthetic Dimension of Experience«. In: *The Experiential Turn in Eighteenth-Century German Philosophy*. Eds. Karin de Boer, Tinca Prunea-Bretonnet (forthcoming). It is important to notice that the issue of »spiritual experience«, hence of spiritual *aisthesis*, is not completely foreign to Wolff's philosophy either. According to Wolff, it is the experimental theology that teaches how the Christian should experience the truth of the Christian doctrine, see Christian Wolff: »De influxu philosophiae Autoris in Facultates superiores«. In: Christian Wolff: *Horae Subsecivae Marburgenses Anni MDCCXXXI. Trimestre brumale*. Francofurti & Lipsiae 1735, 1-106, here: § 12.

¹⁵⁰ Kemme: *Von der Heiterkeit des Geistes* (= note 126), 25-26, in note: »Wer sich dessen erinnert, was die Gottesgelehrten von dem innern Zeugniß behaupten, dem kann, wie mir deucht, diese Rede nicht dunkel seyn. Diese Ruhe, diese Freudigkeit, will Baumgarten sagen, mit der ich meinem herannahenden Ende entgegen sehe, überzeugt mich auf das lebendigste, daß meine Religion wahr, mein Glaube nicht ungegründet sey, ja sie übertrifft an Gewicht und an überzeugender Kraft jeden andern Beweis. Da sie nur eine Folge des lebendigen Glaubens: so weiß freylich die Vernunft von ihr nichts; allein der Christ kennt sie, denn er fühlt sie, er empfindet sie, und ist sich bewußt, wie kräftig sie wirke«. A different point of view is put forward by Pfenninger, see [Pfenninger]: *Sokratische Unterhaltungen* (= note 128), 475-485.

ship between *aisthesis* and serenity through the internal testimony is for Kemme the key to solve the riddle of Baumgarten's farewell. For Baumgarten's trustful serenity in death could well stem from the ›aisthetic‹ approach through which he perceives with utmost certitude the truth of his belief¹⁵¹ after years of intense meditations in the training ground of illness.¹⁵² While the dying Baumgarten proves to be unfaithful to the *logos* of philosophy and theology, therefore, he never repudiates his allegiance to *aisthesis*.

As is known, the tradition of spiritual *aisthesis* has lately been taken into consideration for its indirect influence on Baumgarten's foundation of aesthetics as the science of sensate knowledge¹⁵³. From what has been discussed above, it is now clear that this doctrine played a much more direct role in Baumgarten's theological thought¹⁵⁴, thus elucidating from a fresh perspective his acquaintance with the subject. On the other hand, it is interesting to notice that these two aspects are all but impermeable to each other. For if spiritual experience exacts transcendent gifts mediated by Scripture¹⁵⁵, God's presence

Against the prejudice that serenity in death is the proof of the truth of a Christian's and a philosopher's system of thought and faith, Pfenninger argues that the dying are serene if they return not to truth as such, but to all that seemed truest to them when they reflected in all sincerity; yet, sincerity is not incompatible with error. From this perspective, Baumgarten's last statements are a return to the religion he had sincerely cultivated from his infancy, but cannot be considered as the decisive proof of the truth of Christian religion. Pfenninger's conclusion is that the demonstration of demonstrations about the truth of Christian religion is not serenity in death, but the number and weight of the fruits of faith, love, and hope.

151 Spiritual *aisthesis* thus seems to be crucial in order for faith to go from the truth of divine teachings (*notitia*) to trust (*fiducia*), in which the will is also involved. Not by chance, spiritual *aisthesis* was tightly connected with living knowledge, a kind of knowledge specifically aimed at action, see for example Budde: *Institutiones theologiae dogmaticae* (= note 140), 75. On the link between living knowledge and *aisthesis* in Budde, see Schwaiger: »Alexander Gottlieb Baumgartens Begriff der Religion« (= note 20), 443.

152 From this point of view, Baumgarten's everyday reflections on Jesus' sayings are as much spiritual exercises as they are also ›aisthetic‹ exercises. The outcome of such ›aisthetic‹ exercises could well be the development of those »well-trained sensory organs«, »aistheteria gegymnasmena«, of which Paul spoke in Heb 5:14 – a passage which was frequently cited in the debate on spiritual *aisthesis*. On a different level, Trop has suggested the possible relation between the tradition of spiritual *askesis* and the aesthetic exercises with which Baumgarten deals at the beginning of his *Aesthetica*. See Gabriel Trop: »Aesthetic Askesis. Aesthetics as a Technology of the Self in Alexander Gottlieb Baumgarten«. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 37/1 (2013), 56-73.

153 See Grote: »Pietistische *aisthesis* und moralische Erziehung« (= note 135); Grote: *The Emergence of Modern Aesthetic Theory* (= note 53), in particular ch. 2; Schwaiger: »Alexander Gottlieb Baumgartens Begriff der Religion« (= note 20), 443-444.

154 I will return to this issue in a future essay. Suffice to say that while August Hermann Francke insisted on the importance of this doctrine for biblical hermeneutics (see Grote: »Pietistische *aisthesis* und moralische Erziehung«, = note 135), Baumgarten primarily discusses the issue in a dogmatic context, with special regard to the acknowledgement of the divinity of Scripture.

155 See Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 56; and Thought n. 500 quoted in Thiele's announcement, *Berichte der allgemeinen Buchhandlung der Gelehrten* (= note 91), 122-123.

in one's soul cannot be perceived without appealing to the inner sense¹⁵⁶, which is a lower faculty just as the aforementioned faculties of foreseeing and presaging. Divine faith itself, in its cognitive side, is not independent from sensibility.¹⁵⁷ In fact, if faith can be implanted into the ground of the soul, as Baumgarten declares in his *Gedanken*¹⁵⁸, this means that it can take abode in sensate representations, thereby giving rise to sensate desires (*sinnliche Begierden*)¹⁵⁹ and obscure instincts that claim their power over all reason.¹⁶⁰ The reign of aesthetics thus really stretches out up to the borders of death, though not as a theoretical province of erudition, but as the practical dimension of *Empfinden*.¹⁶¹ In *Empfinden*, therefore, converge both the new thrust towards the values of sensibility and the experimental trust of Lutheran faith, which Baumgarten, turning to Thiele, also expresses in his very last words.¹⁶²

Indeed, as recent research has pinpointed, Baumgarten's engagement as an Enlightenment thinker cannot be parted from his Pietist background.¹⁶³ In the light of this broader

-
- 156 See for example Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), § 44. On the definition of inner sense, see Baumgarten: *Metaphysics* (= note 25), § 535. See Maximiliano Hernández Marcos: »El sentido interno. Tópica natural de la invención en A. G. Baumgarten«. In: *Philosophica* 44 (2014), 65-91.
- 157 This is very clear in the anonymous author of the aforementioned *Betrachtung der Gelehrsamkeit* (= note 124).
- 158 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 88; 191; 202; Thiele: »Vorbericht« (= note 96), VIII, n. 844; Baumgarten: *Ethica philosophica* (= note 27), §§ 49 and 242; Baumgarten: *Praelectiones theologiae dogmaticae* (= note 101), § 92; for the ground of the soul as the collection of obscure perceptions in the soul, see Baumgarten: *Metaphysics* (= note 25), § 511. See Hans Adler: »Fundus Animae – Der Grund der Seele. Zur Gnoseologie des Dunklen in der Aufklärung«. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 62 (1988), 197-220; Hans Adler: *Die Prägnanz des Dunklen*. Hamburg 1990, 39 sq.
- 159 Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 191.
- 160 See note 116. The possible rooting of faith in obscure knowledge is essential to reject the Catholic doctrine of implicit faith, viewed as a justification for total ignorance, see Baumgarten: *Gedanken über die Reden Jesu*, vol. I (= note 65), 88. On the tradition of *fides implicita*, see at least Georg Hoffmann: *Die Lehre von der fides implicita. Vom Ende des Reformationszeitalter bis zur Gegenwart*. Leipzig 1909.
- 161 On Baumgarten's plea to God to overcome his insensibility (*Fühllosigkeit; Unempfindlichkeit*) towards the actions of grace, see Baumgarten: *Gedanken bei den Reden Jesu*, vol. II (= note 70), 16. In this sense, aesthetics seems to be essential not only for a popularization of medical knowledge or as a basis for psychological cures (Zelle: »Sinnlichkeit und Therapie«), but also as a viaticum for a Christian death. On the problem of *Empfinden* and *Empfindsamkeit* in relation to its religious root in the German Enlightenment, see the classical works Gerhard Sauder: *Empfindsamkeit*, vol. I: *Voraussetzungen und Elemente*. Stuttgart 1974; Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit*, vol. VI/1: *Empfindsamkeit*. Tübingen 1997.
- 162 Thiele: »Vorbericht« (= note 96), VII: »Nun wird mein Herr Christus bald kommen«. See also Meier: *Baumgartens Leben* (= note 1), 31.
- 163 Ursula Niggli: »Einleitung«. In: Alexander Gottlieb Baumgarten: *Vorreden zur Metaphysik*. Ed. Ursula Niggli. Frankfurt am Main 1999, XXIX; Schwaiger: *Alexander Gottlieb Baumgarten* (= note 116), 27-29; 116; Schwaiger: »Alexander Gottlieb Baumgartens Begriff der Religion«

identity, the charge of inconsistency levelled by his detractors must be downgraded. On closer inspection, Baumgarten's last statements provide dramatic evidence to a number of theses which have long since belonged to his thought. Bewilderment aroused in his contemporaries, however, cannot be dismissed as a mere misunderstanding, but rather betrays the intellectual stakes of that farewell. For at play in it are not only personal issues or, worse, the ravings of a delirious mind, but an array of far-reaching discourses of that age, ranging from ethics to medicine, from aesthetics to theology. In this sense, Baumgarten's death contributes to laying bare, well beyond the biographical plane, the frictions present in the reconfiguration of the relationships between reason and its boundaries in the middle of the German eighteenth century.

Alessandro Nannini, ICUB – University of Bucharest

(= note 20). Bezold only hints at the Pietist background as the possible context of Baumgarten's last statements, see Bezold: »Baumgartens Tod« (= note 22), 23.

Vom Konversationslexikon zur Enzyklopädie

Das Zedlersche *Universal-Lexicon* im Wandel seiner Druckgeschichte.

The Universal-Lexicon does not simply equal the Universal-Lexicon, that is the central finding of this contribution. In the 23 years of its creation, it developed from being a brief universal dictionary to a fully-fledged encyclopaedia. Not only the content changed, but also the intentions of its creators and the expectations of its audience. It is, therefore, crucial for scholars utilising the ›Zedler‹ as a source to understand the structural changes that occur between the letter A in 1731 and Z in 1750 and, even more so, in the supplements thereafter.

L'Universal-Lexicon ne se résume pas à l'Universal-Lexicon: telle est la conclusion centrale de cet essai. Au cours des 23 années de sa création, il a évolué d'un bref dictionnaire universel vers une encyclopédie à part entière. Non seulement le contenu mais aussi les intentions des créateurs ainsi que les attentes du public ont changé. Il est donc crucial pour les chercheurs d'utiliser le « Zedler » comme une source permettant de comprendre les changements structurels qui ont eu lieu entre la lettre A en 1731 et la lettre Z en 1750 et, de façon encore plus marquée, dans les suppléments suivants.

Das Zedlersche *Universal-Lexicon* ist eines der wichtigsten zeitgenössischen Nachschlagewerke für die Geschichte des 18. Jahrhunderts.¹ In seinen rund 289.000 Artikeln, verteilt auf 68 Foliobände, bietet es eine breite Palette an Informationen zu unterschiedlichsten Wissensbereichen. Verführerisch nahe liegt heute der Zugriff auf diese Momentaufnahme des enzyklopädischen Wissens von 1731-1754. Doch jeder, der sich tiefergehend mit dem Werk befasst, erkennt schnell, dass es sich um einen Flickenteppich an Wissensbausteinen von sehr unterschiedlichem Tiefgang und Qualität handelt. Gerade diese inhaltliche wie formelle Pluralität, die im Universalitätsanspruch eines Werkes angelegt ist, das über 30 Wissensgebiete auf sich vereinen möchte², ermöglicht einen unmittelbaren Einstieg in das Buchwissen seiner Zeit. Durch Verweise auf seine Quellen und weitere Literatur führt es, wenn auch auf einem verschlungenen Pfad, durch den sonst beinahe undurchdringlichen Dschungel zeitgenössischer Druckwerke.

Deutlich erleichtert wurde der Zugriff auf dieses »Buch über Bücher«³ durch dessen digitale Erschließung. Bereits 2001 wurden die Buchseiten von der Bayerischen Staatsbibliothek als Bilddaten erfasst und erzielten seitdem immens hohe Zugriffszahlen.⁴ Durch die nachfolgende inhaltliche Erschließung in einem Kooperationsprojekt zwischen der

1 Johann Heinrich Zedler (Hg): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* [...]. 68 Bde., Halle, Leipzig 1731/32-1754. Nachweise im Folgenden im Text mit »Lem-ma« (Band, Spalte von-bis).

2 Ulrich Johannes Schneider: *Die Erfindung des allgemeinen Wissens: enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung*. Berlin 2013, 39.

3 Ebd., 113.

4 Nico Dorn, Lena Oetjens, Ulrich Johannes Schneider: »Die sachliche Erschließung von Zed-lers ›Universal-Lexicon‹. Einblicke in die Lexikographie des 18. Jahrhunderts«. In: *Das acht-zehnte Jahrhundert* 32 (2008), 96-125, hier: 101.

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Bayerischen Staatsbibliothek München von 2004 bis 2007 entstand auch der Webauftritt *Zedler-Lexikon.de*.⁵ Diese Webseite ermöglicht nicht nur die gezielte Suche nach spezifischen Lemmata, sondern auch den thematischen Einstieg gegliedert nach 13 verschiedenen Wissensbereichen. Die Zedler-Forschung hat von dieser Erschließung sehr profitiert, was sich nicht zuletzt in einer Reihe neuer Beiträge zum *Universal-Lexicon* und einer lebhaften Forschungsdiskussion verdeutlicht.⁶

Vor allem zwei Fragen haben eine durchaus hitzige Debatte entfacht: Erstens ist dies die Frage nach den größtenteils anonym gebliebenen Autoren der Artikel. Während beispielsweise Ines Prodöhl davon ausgeht, dass nur ein sehr kleiner Personenkreis rund um die drei bekannten Redakteure Jakob August Franckenstein (1731-1732), Paul Daniel Longolius (1733-1735) und Carl Günther Ludovici (1739-1754) die Kompilation des Inhalts bewerkstelligte⁷, forcieren andere Forscherinnen und Forscher ein großes und in dynamischen Wechsel stehendes Redaktionsteam.⁸ Vor allem Katrin Löffler unterstrich die Rolle von externen Beitragenden und deren Einsendungen bei den geographischen Artikeln sowie den Personenartikeln.⁹ Gleichzeitig stellt sie die mehr oder weniger konstanten und bezahlten Fachredakteure überzeugend als promovierte Gelehrte ohne hochdotierte Professur dar.¹⁰ Plausibel erscheint es dennoch, wie Löffler weiter anführt, dass zumindest die Supplementbände von nur wenigen Mitarbeitern, wenn nicht gar durch den langjährigen Redakteur Carl Günther Ludovici allein, verfasst worden sein könnten.¹¹

Als zweite Frage wird häufig der Arbeitsprozess und damit implizit auch die Bewertung des *Universal-Lexicons* als Quelle diskutiert. Diese rangiert dabei im Spannungsfeld zwischen einer sehr kritischen Betrachtung im Sinne eines ›Großen vollständigen Universal-Plagiats‹ bei Kaminski und Prodöhl; vor allem letztere betont, dass Zedler nie ein kohärentes Werk plante.¹² Dem gegenüber bemerkt Schneider, das *Universal-Lexicon* sei »das bedeutendste Monument des enzyklopädischen Schreibens im Zeitalter der Aufklärung«,

5 www.zedler-lexikon.de (08.06.2018).

6 Eine Reihe kleinerer Beiträge erschien beispielsweise in: *Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers ›Universal-Lexicon‹*. Hg. Kai Lohsträter, Flemming Schock. Wiesbaden 2013.

7 Ines Prodöhl: »Aus denen besten Scribenten«. Zedlers ›Universal Lexicon‹ im Spannungsfeld zeitgenössischer Lexikonproduktion«. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 29 (2005), 82-94, hier: 88.

8 Vor allem betont dies Christine Haug: »Das ›Universal-Lexicon‹ des Leipziger Verlegers Johann Heinrich Zedler im politischen Konfliktfeld zwischen Sachsen und Preußen«. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), 301-331, hier: 313. Ebenfalls von einem größeren Redaktionsteam gehen unter anderem aus: Kai Lohsträter: »Periodische Presse und Enzyklopädie. Friedrich Wilhelm Kraft und Zedlers Musen«. In: *Die gesammelte Welt* (= Anm. 6), 41-72, bes. 60-68, sowie Schneider (= Anm. 2), 106.

9 Katrin Löffler: »Wer schrieb den Zedler? Eine Spurensuche«. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), 265-284, hier: 265.

10 Ebd., 272.

11 Ebd., 271.

12 Nicola Kaminski: »Die Musen als Lexikographen. Zedlers ›Großes vollständiges Universal-Lexicon‹ im Schnittpunkt von poetischem, wissenschaftlichem, juristischem und ökonomischem Diskurs«. In: *Daphnis* 29 (2000), 649-693, hier: 679-680; Prodöhl (= Anm. 7), 83.

wobei die Praxis des sogenannten »Ausschreibens« als »europäische Kulturtechnik« aufgefasst wird.¹³ Dierse wertet das Werk ebenfalls positiv und schreibt, dass dieses »an Umfang, aber auch an Genauigkeit alle anderen lexikalischen Unternehmungen übertraf.«¹⁴ Jene Debatte reicht zurück bis in die zeitgenössischen Auseinandersetzungen im sogenannten Verlegerstreit zwischen Johann Heinrich Zedler, Thomas Fritschs Erben und Johann Gottlieb Gleditsch, ein Konflikt, der von der Forschung bereits vielerorts intensiv behandelt wurde.¹⁵ Die Frage dreht sich dabei, im zeitgenössischen wie im Forschungsdiskurs, nicht nur um die rechtliche, ökonomische und poetische Legitimation¹⁶ des Aus-, Ab- und Umschreibens von bestehendem Buchwissen, sondern auch um die erbrachte Eigenleistung der Verfasser und Redakteure, die vom stupiden Plagiat bis zur hochwertigen Kompilation reichen können.

Für eine endgültige Beantwortung dieser und weiterer Fragen reicht die bisherige inhaltliche Untersuchung des *Universal-Lexicons* kaum aus. So schätzen Dorn, Oetjens und Schneider, dass keineswegs mehr als 1.000 der 289.000 Einträge tiefergehend inhaltlich analysiert wurden.¹⁷ Wenn auch in den letzten Jahren weitere wichtige Beiträge erschienen sind, so ist nicht anzunehmen, dass dieses enorm umfangreiche Werk auch nur annähernd vollständig inhaltlich analysiert wurde.¹⁸

Da die inhaltliche Analyse der Lexikonartikel ein Desiderat darstellt, dem in den nächsten Jahren wohl weiter nachgekommen werden wird, weil auch dessen Bedeutung als »Realien-Fundgrube«¹⁹ beziehungsweise als »Nachschlagewerk für das 18. Jahrhundert«²⁰ für die Konsultation durch Historiker und Historikerinnen aus verschiedenen Fachbereichen anhält, ist eine umfassende Quellenkritik des Gesamtwerkes umso wichtiger. Diese muss danach fragen, was es denn bedeute, einen Artikel aus dem Zedlerschen *Universal-Lexicon* als historische Quelle heranzuziehen und in welcher Form die wechselvollen Entstehungsbedingungen den Inhalt beeinflussen.

Wenn auch eine allgemeine Quellenkritik dieser Textgattung und ihrer Beziehung zu anderen Text- und Wissensformen bereits erarbeitet wurde, wie bei Schneider²¹, bleibt der »Zedler« als spezifische Quelle nach wie vor noch nicht hinreichend bestimmt. Begründet liegt dies im Fehlen eines umfangreichen Archivs zum *Universal-Lexicon*, wie solches beispielsweise zu seinem berühmten französischen Pendant vorhanden ist.²² Obwohl die Biographie des Verlegers Johann Heinrich Zedler durch den Schriftsteller Gerd Quedenbaum 1977 in seinen Grundzügen skizziert und durch wichtige Grundlagenarbeit im

13 Schneider (= Anm. 2), 9.

14 Ulrich Dierse: »Encyclopédie«. In: *Handbuch Europäische Aufklärung. Begriffe – Konzepte – Wirkung*. Hg. Heinz Thoma. Stuttgart, Weimar 2015, 139-149, hier: 140.

15 Beispielsweise bei Haug (= Anm. 8), 303-306; Kaminski (= Anm. 12), 662-664.

16 Behandelt bei Kaminski (= Anm. 12).

17 Dorn, Oetjens, Schneider (= Anm. 4), 97.

18 Diese Einschätzung teilen Kai Lohsträter, Flemming Schock: »Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers »Universal-Lexicon«: Einführung«. In: *Die gesammelte Welt* (= Anm. 6), 1-18, hier: 6.

19 Kaminski (= Anm. 12), 649.

20 Prodöhl (= Anm. 7), 82.

21 Schneider (= Anm. 2), 21-39.

22 Ebd., 75.

Stadtarchiv Leipzig von Carla Calov weitgehend bestätigt wurde, verbleiben hier viele offene Fragen.²³ Wie hat der Verlegerstreit mit Fritsch und Gleditsch um Patentrechte und Plagiatsvorwurf die inhaltliche Gestaltung des Werkes beeinflusst? Inwiefern spiegelt sich der mehrfache Wechsel des Druckorts besonders in den Anfangsjahren im Werk wider? Wie haben sich ökonomische und inhaltliche Zielsetzungen in der über 20-jährigen Entstehungszeit unter verschiedenen Herausgebern verändert? Hat das *Universal-Lexicon* eine Wandlung vom Konversationslexikon zu einer Enzyklopädie vollzogen, wie diese ab der Mitte des Jahrhunderts zunehmend *en-vogue* wurden?²⁴

Wie Lohsträter und Schock überzeugend darlegen, muss der Entstehungskontext des *Universal-Lexicons* aufgrund der schlechten Quellenlage wohl überwiegend textimmanent erschlossen werden.²⁵ Diesem Grundgedanken folgt auch der anschließende Beitrag, jedoch nicht auf einer semantisch-inhaltlichen Ebene, sondern auf einer Metaebene bestehend aus Seitenzahlen, Artikellängen und Verweishäufigkeiten, jeweils projiziert auf den zeitlichen Verlauf von 1731 bis 1754. Wie sich zeigt, bilden sich in diesen Metadaten Strukturen ab, die in enger Verbindung mit der wechselvollen Entstehungsgeschichte des Werkes stehen. Die daraus resultierenden Beobachtungen liefern nicht nur neue Hinweise in Bezug auf die offenen Fragen der Forschung, sondern zeigen, dass das *Universal-Lexicon* zwei verschiedene Konzepte systematisch in sich vereint: das, eines knappen Konversationslexikons und das, einer umfangreichen Enzyklopädie. Zwischen den Artikeln von »A« bis »Z« liegen demnach nicht nur über 20 Jahre, und mehr als 100.000 Spalten, sondern auch ein Wandlungsprozess, der die Ausrichtung des Werkes erheblich veränderte.

Methode der Datenerhebung

Die für diese Auswertung erhobenen Metadaten wurden in drei Arbeitsschritten, die von automatisch über teilautomatisch zu manuell reichen, erfasst. Anlass dafür war der Bedarf einer umfangreichen Quellenkritik, sowohl des Werkes an sich als auch seiner digitalen Repräsentation auf der Webseite *Zedler-Lexikon.de*.²⁶

23 Gerd Quedenbaum: *Der Verleger und Buchhändler Johann Heinrich Zedler 1706-1751. Ein Buchunternehmer in den Zwängen seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels im 18. Jahrhundert*. Hildesheim u. a. 1977; Carla Calov: »Quellen zu Johann Heinrich Zedler und seinem Lexikon im Stadtarchiv Leipzig«. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), 203-244.

24 Der Begriff »Enzyklopädie« bezeichnet hier enzyklopädische Lexika, eine Bedeutung, die sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Vorbildwirkung der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* entwickelte. Die ältere und weiter parallel bestehende Bedeutung von »Enzyklopädie« als systematische Wissensordnung trifft auf das *Universal-Lexicon* nicht zu. Auch wenn die zunehmende Verwendung von Verweisartikeln sowie die Verweise innerhalb der Artikel durchaus die Versuche einer nachträglichen Systematisierung aufweisen, lässt das *Universal-Lexicon* eine explizite Systematik in Form von Wissensbäumen oder -tabellen vermissen. Vgl. hierzu ausführlich Ulrich Dierse: *Enzyklopädie. Zur Geschichte eines philosophischen und wissenschaftstheoretischen Begriffs*. Bonn 1977 (= *Archiv für Begriffsgeschichte. Supplementheft*, 2), 52-73.

25 Lohsträter, Schock (= Anm. 18), 4.

26 Dieser Bedarf ergab sich durch die laufende Dissertation des Verf.s, die sich im Rahmen einer Untersuchung des Berufs- und Arbeitsbegriffs in frühneuzeitlichen Enzyklopädiën unter anderem mit dem Zedlerschen *Universal-Lexicon* befasst.

Sämtliche nachfolgenden Daten stammen von dem genannten Webauftritt und stützen sich ausschließlich auf die frei zugänglichen und für jedermann überprüfbaren Metadaten. Ausgangspunkt für die Datenaufbereitung war die Suchfunktion von *Zedler-Lexikon.de*, die weit mehr zu bieten hat, als nur die Abfrage nach einzelnen Suchbegriffen. Vielmehr kann dieses Suchfeld für das gezielte Auslesen einiger bis dato unterschätzter Metadaten dienen.

Lässt man das Suchfeld auf der Webseite leer und startet damit eine Abfrage, so werden 289.139 Artikel als Treffer angezeigt. Dabei handelt es sich in der Tat, wie der Abgleich mit den publizierten Ergebnissen von Dorn, Oetjens und Schneider sowie der älteren Sekundärliteratur zeigt, um weitgehend sämtliche (bekannte) Artikel im *Universal-Lexicon*, die in der Forschung meist mit rund 284.000 oder fast 300.000 angegeben werden.²⁷ Mit der Suchspezifikation »auch Verweise« erzielt die Suche 560.617 Treffer, was abzüglich der Artikel 271.478 Verweislemmata ergibt, die in der digitalen Repräsentation des »Zedlers« erfasst wurden.²⁸

Wird die Suche auf einzelne Bände eingeschränkt, so lassen sich nach dem obigen Prinzip die Anzahl der Artikel und Verweise pro Lexikonband ermitteln, was beispielsweise den unten aufgeführten zeitlichen Verlauf von durchschnittlicher Artikellänge und Artikel-Verweis-Verhältnis über die gesamte Laufzeit des Lexikons ermöglicht. Lediglich die vier Supplementbände lassen sich über dieses Verfahren nur auf Umwegen ermitteln, da hier scheinbar ein technisches Problem bei der Suchfunktion vorliegt.²⁹

Neben diesem ersten Schritt lassen sich jedoch nicht nur Summen von Trefferzahlen über die Suchfunktion ermitteln. Tatsächlich bilden die 289.139 Treffer der Suche eine Lemmataliste, die neben dem Titel des Artikels auch noch die Länge, die Bandnummer und die Seitenzahl wiedergibt. Anstatt nun in einem manuellen Verfahren durch über 11.000 Seiten mit je 25 Treffern zu navigieren, ermöglicht ein selbst verfasstes Abfrageskript³⁰ die gesamte Trefferliste nicht nur zu speichern, sondern auch in eine strukturierte Tabelle mit den Spalten »Kurtitel«, »Volltitel«, »Bandnummer«, »Seite« und »Länge« zu übertragen. Diese Artikeltabelle ermöglicht es, über Filterfunktionen auch die noch fehlenden Beiträge aus den einzelnen Supplementbänden abzurufen und zu zählen. Ebenso können damit die vorher genannten Suchabfragen validiert werden und detailliertere Auswertungen über die Verteilung und Länge der Artikel werden realisierbar.

27 Dorn, Oetjens, Schneider (= Anm. 4), 99; Schneider (= Anm. 2), 9; Lohsträter, Schock (= Anm. 18), 2.

28 Auf der Informationsseite von *Zedler-Lexikon.de* ist von 284.000 Artikeln und 276.000 Verweisen die Rede. Auch die Summe der kategorisierten Artikel ergibt 284.135. Hier wurden hingegen 289.139 Artikel und 271.478 Verweise mittels der Suchfunktion ausgelesen. Weshalb auf der Informationsseite offenbar 5.000 Artikel den Verweisen zugerechnet wurden, bleibt unklar (<https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=zedlerinfo&l=de>) [12.02.2019].

29 Anstatt die Suche auf die einzelnen Supplementbände einzuschränken, wird stattdessen immer die Gesamtheit aller 68 Bände durchsucht.

30 Dieses Skript wurde in Python 3.6 verfasst und vom Verfasser spezifisch für diesen Anwendungsfall erstellt.

Der dritte Schritt, die Überprüfung der gedruckten Seitenzahlen, erfolgte hingegen ausschließlich manuell. Der Anlass hierzu war gegeben, da für die Zitation stets die Druckseite (Paginierung) benötigt wird, in der Suchabfrage aber eine digitale Seitenzahl (Nummer des Scanbildes) vergeben wurde. So findet sich beispielsweise der Artikel zur Pflanze »Digitalis« im Band VII laut der Suchfunktion auf der digitalen Seiten 472. Auf diesem Scanbild ist wiederum die Paginierung 901 und 902 aufgedruckt. Um hier eine Konkordanz zwischen der digitalen Seitenzählung und der Druckseite zu erstellen, wurde manuell die erste gezählte Inhaltsseite eines jeden Bandes ausfindig gemacht und erfasst.³¹ Wäre die Seitenzählung im »Zedler« konsistent, so ließe sich nun mit der jeweils ersten Inhaltsseite zwischen den gedruckten Nummerierungen und den digitalen Scanseiten hin und her rechnen.³² Stattdessen hat jedoch gerade die Analyse der hier auftretenden Inkonsistenz in der Seitenzählung, Einblicke in die Schwierigkeiten des Druckbetriebs und eine positive Quellenkritik des Digitalisierungsprojekts aufgezeigt.

Druck und Paginierung

Die Analyse der Seitenzählung wies auf teils erhebliche Abweichungen zwischen der Zählung und der Anzahl der Scanbilder hin. Dabei kam es sowohl vor, dass Seiten entsprechend der Paginierung fehlten oder dass diese auch mehrfach gezählt wurden.³³ Zuvorderst lag hier der Verdacht nahe, dass bis dato unbekannte Probleme bei der Digitalisierung des Werkes aufgetreten sein könnten. Immerhin erscheint es nicht unmöglich, dass Seiten beim Scan nicht erfasst oder doppelt erfasst wurden. Eine nähere Analyse der Ursache der Abweichung zeigte jedoch schnell, dass die im Erschließungsprojekt erfolgte Überprüfung der vorhandenen Digitalisierung und Meldung von Doppelungen im Scan nach München offenbar vorbildlich funktionierte.³⁴ Eine punktuelle Überprüfung der im Digitalisat scheinbar »fehlenden« Seiten anhand der Druckexemplare im Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung (*IZEA*) zeigte, dass diese tatsächlich bereits im Original »fehlen«. In der gesamten weiteren Analyse ergab sich auch kein stichhaltiger Hinweis für eine Abweichung von Digitalisat und Original, womit die digitale Quellenkritik der Version auf *Zedler-Lexikon.de* gesamt eine gute Qualität bescheinigt.

31 Diese erste Inhaltsseite beendet damit den Paratext aus Titelblatt, Vorwort und Dedikation und stellt immer die erste gezählte Seite dar. Bei immerhin 46 der 68 Bände befindet sich diese erste Inhaltsseite immer auf Scanseite 14, jedoch schwankt diese bei den anderen Bänden durch unterschiedlich lange Paratexte.

32 Auch für diese Berechnungen wurde ein Python-Skript verwendet, wobei diese Kalkulation auch einfach analog möglich ist. Die Formel beinhaltet dabei die Druckseite (s), die digitale Seite (d) und die Position der ersten Inhaltsseite (p) und lautet wie folgt: $s = 1 + (d - p) \times 2$.

33 Hierfür wurde nach der in Anm. 32 genannten Formel jeweils die letzte gedruckte Seitenzahl errechnet und dieser Erwartungswert mit der tatsächlich aufgedruckten Seitenzahl abgeglichen, der daraus entstehende Differenzwert wurde als Abweichung analysiert.

34 Dorn, Oetjens, Schneider (= Anm. 4), 101, Fn. 22.

Abweichung der Seitenzählung

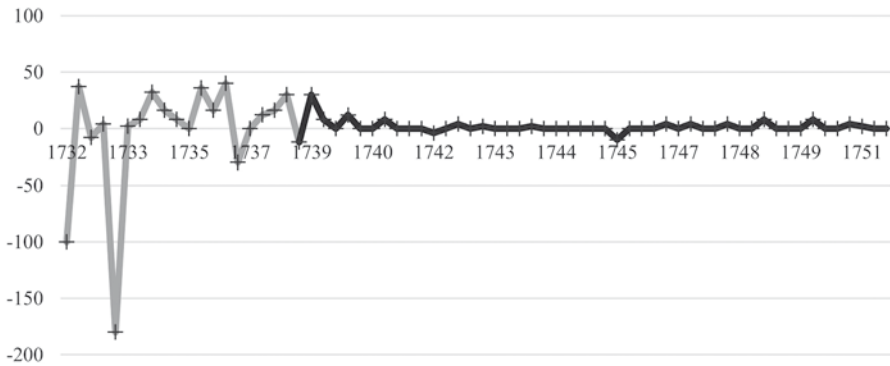


Abb. 1: Abweichung der Seitenzählung (selbsterstellte Abbildung).

Stattdessen zeigte die Frequenz der Abweichungen in der Paginierung im Hinblick auf die Erscheinungsjahre der Bände ein eindeutiges Muster.³⁵ Wie in Abb. 1 ersichtlich, entfallen die massiven Schwankungen vor allem auf die Frühphase des Lexikons von 1731-1738. Ab 1739 verschwinden diese Abweichungen beinahe völlig. Die intensivste Phase des Verlegerstreits von 1731-1736 war mit einem mehrfachen Wechsel des Druckorts zwischen Leipzig, Delitzsch und Halle verbunden. Dies resultierte bekanntlich in einem großen finanziellen wie zeitlichen Aufwand und erforderte teilweise das Neusetzen der Druckvorlagen.³⁶ In dieser unübersichtlichen Phase kam es offenbar zu größeren Problemen im Druck: 1731/32 wurden rund 100 Seiten ausgelassen, 1733 gar 180. Auch danach kam es bis 1739 häufig zu Schwankungen von rund 50 Seiten.³⁷

Wie manifestieren sich diese Schwankungen jedoch im *Universal-Lexicon*? Die Ursachen für die Abweichungen sind verschieden, ebenso die Lösungen der Drucker. Nachfolgend werden exemplarisch die Abweichungen in den Bänden I, II und V untersucht. Die erhebliche Abweichung im ersten Band geht vor allem auf Druckseite 1375 zurück (Abb. 2). Hier wurde in der rechten Spalte mit »1376 ...1472« eine Auslassung in der Seitenzählung von 96 Seiten vorgenommen. Obwohl diese Auslassung nicht erkennbar

35 Die 1735 erschienen Bände 13 und 14 wurden wegen Zedlers Konkurs verpfändet und mussten 1739 neu gedruckt werden. Für alle folgenden Darstellungen konnten für diesen Zeitraum nur die Neudrucke von 1739 verwendet werden, dies verändert den generellen Trend jedoch nicht. Zu den Neudrucken s. Prodöhl (= Anm. 7), 88, Fn. 32. – Die Diagramme der Abb. 1, 4 und 4 basieren auf den Zahlen, die in Tab. 1 im Anhang zusammengestellt sind.

36 Dorn, Oetjens, Schneider (= Anm. 4), 108. Von den damit verbundenen Schwierigkeiten schrieb schon Quedenbaum (= Anm. 23), 78.

37 Die tatsächlichen Schwankungen könnten hierbei sogar noch größer sein als festgestellt, da Seiten, die doppelt gezählt wurden und Seiten, die ausgelassen wurden, sich in dieser Rechnung gegenseitig aufheben.

1375	Alphonfus	Alphonfus Alphas	1376 *** 1472
sentia geschrieben, welches aber sein Sohn herausgegeben. <i>Antonius Bibl. Hisp. Hendreich.</i>		ne ad mortem: Dialogum inter Christum & animam. <i>Antonius Bibl. Hisp. Hendreich.</i>	
Alphonfus, (<i>Ioannes</i>) hat einen Tractat de suis itineribus maritimis atque terrestribus hinterlassen, welchen Melinus a S. Gelasio zu Poitu 1559. herausgegeben. <i>Hendreich.</i>		Alphonfus, oder Alonfus, (<i>Petrus</i>) dessen von <i>Ronsartio</i> in Hist. oculo c. 18. mit Ruhm gedacht wird, hat in Italiänischer Sprache navigationes ad insulas incognitas geschrieben, welche Archang. Madrignanus an. 1531 zu Basel ins Lateinische übersetzt, sie sind auch bey denen Scriptoribus rerum Americanarum teutsch anzutreffen. <i>Hendreich.</i>	
Alphonfus, oder Alonfo, und a Ruicibus de Fonrecha, (<i>Ioannes</i>) ein Medicus in Spanien, gab an. 1598 Medicorum incipientium Medicinam: Diez Privilegios para Mugires prennadas und Diccionario Medico, beydes zu Alcalá 1604 heraus. <i>Hys</i>		Alphonfus, (<i>Petr. Niger</i>) siehe Niger.	

Abb. 2: Auslassung der Paginierung Seite 1375. Zedler-Lexikon.de, Universal-Lexicon, Bd. 1, 1731/32, 1375.

mit fehlenden Lemmata verbunden ist, weisen mehrere Indikatoren eindeutig auf die Verbindung verschiedener Bögen hin: So zeigt der Wechsel der Bogensignatur auf diesem Blatt von den Buchstaben »Yyyy 2, Zzzz2« zum nächsten Blatt »Aaaaa« an, dass die Auslassung exakt am Ende eines Alphabet-Bogens vorgenommen wurde. Das deutlich engere Schriftbild auf den Folgeseiten gegenüber den hier großzügigen Aussparungen zwischen den einzelnen Artikeln, weist ebenso wie der wesentlich größere Fußsteg in diese Richtung.³⁸ Dabei wurde der Bogen, auf dem die Auslassung erfolgte, eindeutig später gedruckt, als der ihm in der Zählung nachfolgende Bogen, was die korrekte Kustode und die vorgenommene Korrektur in der Seitenzählung bestätigen. An dieser Stelle erfolgte also durch die Störung und Unterbrechung des Drucks die Zusammenführung zweier, voneinander unabhängig gedruckter Bestandteile.

Im zweiten Band des Lexikons lässt sich keine derart eindeutige Intention attestieren. Hier findet sich beispielsweise auf der Scanseite 1130 noch die Paginierung 2209/2210, auf der Verso-Seite des Blattes wechselt die Paginierung jedoch um 16 Seiten zurück auf 2194/2195. Dies hat zur Folge, dass die Druckseiten 2194 bis 2210 im zweiten Band doppelt vergeben sind und zwar auf Seiten mit unterschiedlichem Inhalt. Dieser Umstand hält auch für die korrekte Zitation des Werkes unerwartete Fallstricke bereit.

Wiederum eine andere Fehlerquelle findet sich im fünften Band. Hier wurden auf den Scanseiten 712-721 und 726-805 jede Spalte nicht mit einer Paginierung versehen, sondern mit jeweils zwei, also gesamt vier Seitenzahlen pro Scanseite (Abb. 3). Ob dies planvoll geschah, um eine ähnliche Auslassung wie im ersten Band zu vermeiden, oder dies

³⁸ Der Fußsteg bezeichnet den Abstand der letzten Zeile zur Blattunterkante. Dieser Abstand beträgt auf Seite 1376/1472 5,80 cm, auf Seite 1474 hingegen nur 3,30 cm und bildet auf der aufgeschlagenen Doppelseite eine deutliche Stufe. Diese Überprüfung fand ebenfalls an den gedruckten Originalausgaben in der Bibliothek des IZEA statt.

1393	1394	Casus	Casus	Casus	1395	1396
<p>Casus insolitus differt von insolitismo, daß wenn jemand die Gewehrleistung derer Casuum fortuitorum auffich genommen, zu der er doch nach denen Gesetzen nicht gehalten, so wird es nur von denen ungewöhnlichen und insolitis verstanden, nicht aber von denen Insolitisimis oder die sich etwa in 1000. Jahren einzutragen pflegen; wiewohl dieser Terminus etwas zu lang hinaus gesetzt, so wird er hingegen dem Arbitrio des Richters zur Entscheidung überlassen, <i>Stryck. Tr. de Jure Senf. Disp. 10. c. 7. n. 38.</i> Hingegen differirt ein Casus insolitus oder ungewöhnlicher Zufall, von einem improviso oder unversehenen <i>Carpz. Pr. Crim. p. I. qv. 5. n. 31.</i> erklärt solches auf folgende Art, daß bey einem fortuito keine culpa vor-</p>				<p>Willführ des Richters also steht, daß er aussprechen könne, vor welchen Theil er wolle, und also seinen Freunde gratificiren. Verstehen demnach die Doctores durch die Casus pro amicis diejenige Streit-Fragen, von welchen unterschiedene und wichtige Meinungen derer Doctorum vorhanden. daß der Richter nicht wissen kan, welche die gemeinste, und welchen er in Rechtsprechen folgen möge: Und solchergestalt könnte er eine erwählen, welche er wollte, und also vor seinen Freund das Urtheil fällen, weil ihm frey stünde auch der andern beizupflichten. Bey solchen Zustande wird gesagt, daß es gut fen, wenn man einen günstigen und favorablen Richter oder denselben zum Freunde habe; <i>Gail. Lib. 1. observ. 153. num. 9. Menoch. l. 2. presumt. 71.</i></p>		

Abb. 3: Doppelte Paginierung Seite 1393. Zedler-Lexikon.de, Universal-Lexicon, Bd. 5, 1733, 1393

schlichtweg einen Irrtum darstellt, ist schwer zu beurteilen. Auffällig ist, dass sowohl der Beginn als auch das Ende der Doppelzählung innerhalb eines Alphabet-Bogens (Einmal auf Blatt »C«, einmal auf Blatt »T«) erfolgen, was einen Irrtum bei der Zusammenführung wie oben unwahrscheinlich macht und eher ein planvolles Vorgehen – vielleicht zur Überbrückung einer ähnlichen Lücke? – nahelegt.

Es zeigt sich also mit Blick auf den Verlauf der Abweichungen in Abb. 1, dass sowohl Seiten ausgelassen wurden (negative Abweichung) als auch Nummerierungen doppelt vergeben wurden (positive Abweichung) und dies vor allem die turbulente Anfangsphase des *Universal-Lexicons* von 1731-1738 widerspiegelt. Zedler selbst schreibt im Vorwort des 19. Bandes (1739) sogar, dass man bisher »einen Band in sechs und mehrern, ja so gar auswärtigen Buchdruckereyen hat setzen und abziehen lassen müssen«, ein Umstand, der nun behoben sei.³⁹ Mit der Übernahme der Redaktion durch den Philosophieprofessor Carl Günther Ludovici, durch die Absicherung der Finanzierung durch den Kaufmann Johann Heinrich Wolff und aufgrund der Zentralisierung des Drucks in Leipzig, setzte also eine Verstetigung und Stabilisierung der Produktion ein, die sich auch in einem Anstieg der Druckqualität widerspiegelt.

Verweise und Artikellängen

Ähnliche Wandlungsprozesse zeigen sich auch bei einer Analyse der Verweise und Artikellängen. Bei den hier untersuchten Verweisen handelt es sich um eigene Einträge bzw. Lemma, die lediglich auf andere Artikel weiterleiten. Verweise im Text eines Artikels

³⁹ Johann Heinrich Zedler: »Nöthiger Vorbericht. zu dem XIXten und den folgenden Theilen dieses Grossen Universal-Lexicons«. In: Zedler: *Universal-Lexicon* (= Anm. 1), Bd. 19 (1739), unpag. [digitalisierte S. 14-21, hier: 16].

Verweise pro Artikel

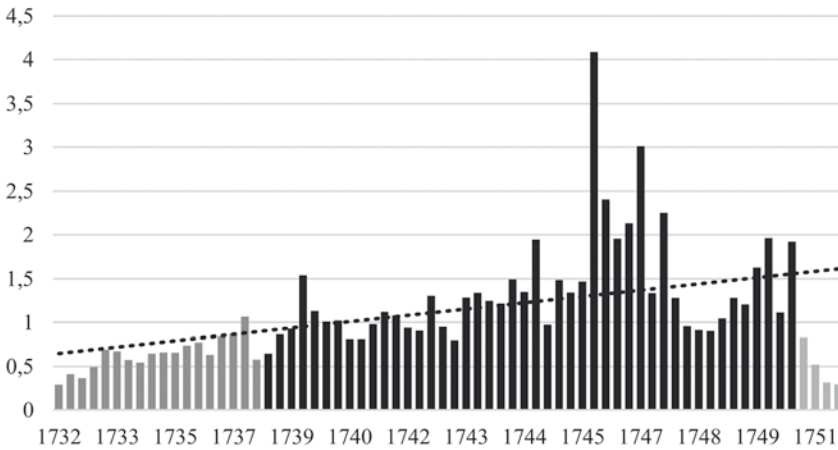


Abb. 4: Anzahl der Verweise (selbsterstellte Abbildung).

werden damit jedoch nicht erfasst.⁴⁰ Ein Beispiel für ein solches Verweislemmata ist der Eintrag »Studierende« (40, 1198) mit dem Vermerk: »Studierende, siehe Student«. Die generelle Zunahme der Verweise von 0,3 Verweisen pro Artikel 1731/32 auf 1,9 Verweise pro Artikel 1751 (Abb. 4), kann hier teilweise dadurch erklärt werden, dass ein Verweis auf bereits bestehende Bände (von Z auf A) wohl attraktiver war, als auf solche, die erst geschrieben werden mussten (von A auf Z).

Bemerkenswert in Abb. 4 ist die Spitze von 1745 bis 1747 sowie der Rückgang der Verweise bei den Supplementbänden, die ja gerade versäumte Verweise vom Anfang des Alphabets nachholen könnten.⁴¹ Es erscheint hier tatsächlich plausibel, dass eine der Hauptaufgaben Ludovici ab 1739 die Erstellung solcher Verweise war. Im Vorwort zum ersten Supplementband merkt Ludovici nämlich an, dass allein das Erstellen dieser »Siehe-Artikel« ihn etwa ein Viertel seiner gesamten Arbeitszeit als Redakteur gekostet hätte⁴², offenbar so viel, dass er, bei seiner selbstständigeren aber auch sicherlich arbeitsintensiven Verfassung der Supplementbände, diese Aufgabe deutlich zurückstellte.

⁴⁰ Die Verweise, die sich innerhalb der Artikeltexte befinden, wurden bisher noch nicht systematisch erschlossen und sind entsprechend nur an einzelnen Artikeln zu überprüfen. Zu deren Forschungspotenzial s. u., »Ausblick«.

⁴¹ Eine ähnliche Tendenz zeigt sich auch in absoluten Zahlen: Im Jahr 1746 erreichten die Verweise mit gesamt 8.193 einen Höhepunkt, gegenüber 2.576 Verweisen 1732 und 1.953 Verweisen 1754.

⁴² Carl Günther Ludovici: »Vorrede«. In: Zedler: *Universal-Lexicon* (= Anm. 1), Bd. 65 (1751), unpag. [digitalisierte S. 6-9, hier: 9].

Durchschnittliche Artikellänge

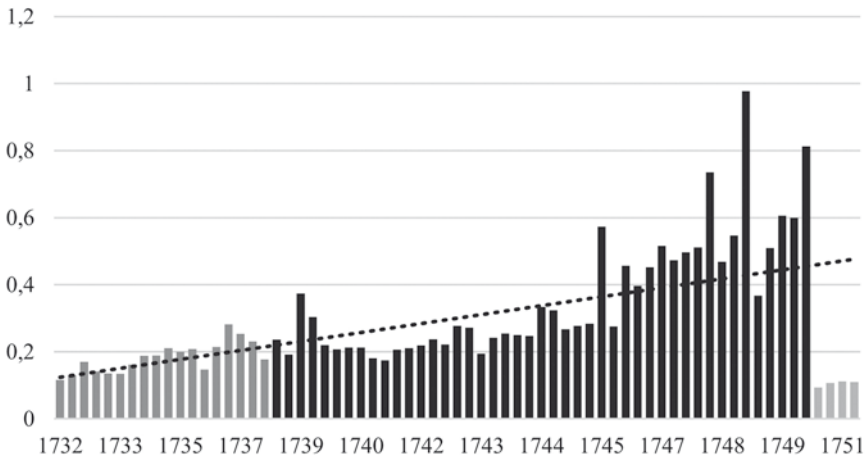


Abb. 5: Veränderung der Artikellängen (selbsterstellte Abbildung).

Für die Analyse der Artikellängen wurde wiederum die Anzahl der Inhaltsseiten (ohne Paratexte) zur absoluten Anzahl der Artikel pro Band in Bezug gesetzt (Abb. 5). Hierbei zeigt sich sehr deutlich die kontinuierliche Zunahme der durchschnittlichen Artikellänge. War im ersten Band ein Artikel noch im Schnitt 0,1 Seiten lang und wurden somit etwa 10 Artikel pro Seite (2 Spalten) aufgeführt, erreichte ein Artikel 1751 eine Länge von 0,81 Seiten und somit fast 1 Artikel pro Seite. Somit erfolgt eine Zunahme der Artikellänge um das bis zu zehnfache.

In der Frühphase stand das *Universal-Lexicon* noch stark in der Tradition der Konversationslexika und Realwörterbücher. Diese werden als zentraler Referenzpunkt für das *Universal-Lexicon* auch von dem Kanzler der Universität Halle, Johann Peter Ludewig, in seinem Vorwort zum ersten Band genannt.⁴³ Als ›Wörterbücher‹ hatten sie überwiegend die Funktion den Wortschatz zu inventarisieren und lieferten meist nur eine kurze Erklärung des Worts für den alltäglichen Gebrauch.⁴⁴ Zu dieser Funktion trat jedoch schrittweise das Bestreben hinzu, den erreichten Wissensstand in größtmöglicher Vollständigkeit

43 Johann Peter Ludewig: »Vorrede über das Universal-Lexicon«. In: Zedler: *Universal-Lexicon* (= Anm. 1), Bd. 1 (1731), unpag. [digitalisierte S. 24-39, hier: 24-26]. Der Begriff ›Enzyklopädie‹ findet hier jedoch noch keine Verwendung. Zur Etablierung des ›Enzyklopädie‹-Begriffs mit Bezug auf enzyklopädische Lexika ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts s. Dierse (= Anm. 24), 52-54.

44 Vgl. zur Bedeutung der Konversationslexika am Beginn des 18. Jahrhunderts Schneider (= Anm. 2), 39.

zu dokumentieren.⁴⁵ In seinem Anfangsstadium dürfte sich das *Universal-Lexicon* noch vor allem aus anderen Lexika und Wörterbüchern gespeist haben, wie schon Prodöhl vermutete, und die Länge der Artikel damit stärker limitiert gewesen sein.⁴⁶ Durch die Aufnahme von umfangreicheren geographischen Artikeln und Artikeln über noch lebende Personen ab 1739, die zunehmend von Beiträgern eingesandt wurden, erscheint eine Zunahme der Artikellänge ebenfalls nachvollziehbar. Was am Anfang des Werkes undenkbar schien, Artikel mit einem Umfang von hundert Spalten, war am Ende des Projekts nicht mehr außergewöhnlich.

Tatsächlich befinden sich die zehn längsten Artikel alle am alphabetischen Ende des Lexikons. Dies sind in absteigender Reihenfolge: »Wolfische Philosophie« (58, 883-1231) mit 349 Spalten, »Wien« (56, 31-299) mit 269 Spalten, »Wurtzen« (60, 259-487) mit 229 Spalten, »Zerbst« (61, 1368-1585) mit 218 Spalten, »Zürich« (63, 1342-1530) mit 189 Spalten, »Wunder« (59, 1897-2084) mit 188 Spalten, »Syncretismus« (41, 787-968) mit 182 Spalten, »Zucht (Kirchen-)« (63, 822-998) mit 177 Spalten und schließlich »Zittau« (62, 1598-1767) mit 170 Spalten.⁴⁷

Im Gegensatz dazu umfassen die zehn längsten Artikel im ersten Band nur jeweils drei bis vier Seiten. Von den 100 längsten Artikeln des Lexikons findet sich kein Einziger unter den Buchstaben »A-H« und allein 58 von ihnen stammen aus den Buchstaben »W-Z«. Dies zeigt zweifelsohne nicht nur eine Veränderung der konzeptionellen Ausrichtung hin zu einer ausführlicheren Darstellung, sondern auch eine Veränderung der redaktionellen Praxis mit einem eindeutigen ökonomischen Motiv. Durch den finanziellen Erfolg des *Universal-Lexicons* und die stetig fließenden Zahlungen der Pränumeranten und Subskribenten waren die späten Bände quasi mit einer Verkaufsgarantie versehen. Da die Seitenanzahl pro Band aber mit zumeist 800 bis 1000 Seiten nur unerheblich schwankte, hatten längere Artikel schlichtweg mehr Bände zur Folge und brachten damit weitere Einnahmen.⁴⁸ Die Aufnahme übermäßig langer Artikel war somit eine geschickte Möglichkeit aus dem Verlagsprojekt noch weiteren Profit zu machen. Diese Praxis war aber erst dadurch möglich geworden, da Käufer nun nicht mehr nur knappe Ausführungen eines Konversationslexikons erwarteten, sondern ausführliche Darstellungen einen Teil des Erwartungshorizonts bildeten.

45 Hanco Jürgens, Hans-Jürgen Lüsebrink: »Enzyklopädismus und Ökonomie im Aufklärungszeitalter. Zur Einführung«. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 41 (2017), 197-202, hier: 199.

46 Prodöhl (= Anm. 7), 83.

47 Für die Längenangabe wurden hier die nummerierten Spalten (zwei Spalten pro Buchseite) berücksichtigt. Die Zählung folgt auch hier der Ausgabe von *Zedler-Lexikon.de*.

48 Einige Bände wie die Nummern 8, 9, 15, 25 respektive die Buchstaben E, F, K und O sind auch im Regal auffällig breiter als die übrigen und umfassen jeweils etwa 1200 Seiten. Dies dürfte mit dem Bestreben zusammenhängen, möglichst einen Buchstaben in einem Band abzuschließen. Nennenswerte Abweichungen nach unten sind jedoch nicht festzustellen und wären wohl auch von den Zeitgenossen mit Blick in das Bücherregal leicht bemerkt worden.

Die Supplementbände

Wie jedoch Abb. 5 zeigt, endet diese Praxis der Gewinnmaximierung rapide mit den vier Supplementbänden, die in Bezug auf die Artikellängen wieder deutlich kürzer ausfielen. Dies widerspricht scheinbar der Entwicklung vom Konversationslexikon zur Enzyklopädie. Doch worin liegt diese plötzliche Veränderung begründet? Ludovici selbst gibt in seinem Vorwort zum ersten Supplementband eine ausführliche Antwort: »Der Augenschein giebet es klärlich, daß die letzteren Theile des Universal-Lexicons sich einer ziemlichen Vollständigkeit rühmen können [...]. Und unter denen ersten Buchstaben ist offenbar der allererste am allerleichtesten ausgearbeitet. Solches führet mich zu den Ursachen warum ich in dem gegenwärtigen ersten Supplementen-Bande nicht einmal die Beyträge zu dem ganzen Buchstaben A geliefert habe, die ich nun anzeigen muß. [...] Ja, wenn ich, ohne Uebergang aller nur vorgekommenen Artickel, so hätte fortfahren wollen, als ich von vornen herein angefangen hatte, so würde ich nicht einmal so weit gekommen seyn, als ich wirklich geleistet, um nur nicht denen, die mit dem ersten Supplementen-Bande auch gern zugleich den letzten haben möchten, ein allzugroßes Schrecken einzujagen. Je näher aber die herausgekommenen Lexicons-Theile unsern Zeiten sind, und je mehrere Sorgfalt auf ihre Ausfertigung, welches denen folgenden nicht abzusprechen ist, verwendet worden: je weniger werde ich bey solchen nachzutragen und zu verbessern finden. Dabey ich aber gleichwohl alle unnöthige Weitläufigkeit auf das sorgfältigste zu vermeiden haben werde, wenn ich, versprochener maßen, alles erforderliche nur in acht Bänden liefern will.«⁴⁹

Ludovici führt hier also mehrere Argumente ins Feld: Einerseits attestiert er den ersten Bänden vor seiner Zeit als Redakteur Unvollständigkeit (auch durch die fehlenden Artikel zu lebenden Personen, die erst mit Ludovici aufgenommen wurden) und rechtfertigt damit gleichzeitig die Arbeit an den Supplementen. Hier wird bereits deutlich, dass die Intention bei dem Verfassen der letzten Bände im Gegensatz zu den ersten Bänden einen deutlichen Wandel erfahren hat. Hielt man die knappen Artikel bei der Darstellung so vieler Wissensgebiete 1731/32 noch für ausreichend, wurden sie 1751 als unzureichend wahrgenommen.

Andererseits sieht sich Ludovici gedrängt zu rechtfertigen, warum er im ersten Supplementband nicht einmal den Buchstaben »A« fertiggestellt hat, ein Problem, das er mit dem ersten Lexikonband von 1731 teilt, der ursprünglich auch einem Lexikon von nur zwölf Bänden vorausgehen hätte sollen.⁵⁰ Ludovici begründet dies eben damit, dass der erste Band der »leichteste« gewesen sei und damit der meisten Ergänzungen bedürfte. Dennoch, so bekräftigt er, sollen nur acht Supplementbände erscheinen. Er kündigt daher an, alle »Weitläufigkeit« zu vermeiden und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Hier sind also die Intention des Redakteurs und die Interessenslage der Käufer eine völlig andere als zuvor. Der »Schrecken« der Subscribenten, die »mit dem ersten Supplementen-Bande auch zugleich den letzten haben möchten«, verdeutlicht die Verschiebung

49 Ludovici (= Anm. 42), unpag. [digitalisierte S. 6-7].

50 Nur zwölf Bände wurden in den Wöchentlichen *Hallischen Anzeigen* am 29. Oktober 1731 angekündigt. Faksimile abgedr. bei Quedenbaum (= Anm. 23), 99.

dieser Interessenslage und den Umstand, dass auch der Redakteur keineswegs mehr mit einer Absatzgarantie rechnete. Mit Band 64 hatte das Lexikon eine alphabetische Vollständigkeit erreicht, die eine Fortsetzung in den Supplementbänden möglich, aber keineswegs notwendig machte.

Tatsächlich verschwanden die »Weitläufigkeiten« unüberschaubar langer Artikel weitgehend. Die 50 längsten Artikel der Supplemente umfassen 3 bis 20 Seiten, abseits dieser ist die Länge weitgehend einheitlich und moderat. Auffällig ist, dass von den genannten 50 längsten Artikeln immerhin 43 genealogisch oder geografisch sind, was hier die umfangreiche Mitwirkung von Beiträgern bestätigt. Diese wurden bereits in einer Anzeige zur Ankündigung des 61. und 62. Bandes 1749 explizit zur Einsendung genealogischer und geografischer Beiträge für die kommenden Supplementbände aufgefordert.⁵¹ Thematische Ausnahmen bilden nur die drei Artikel »Aachener Friede« (S1, 13-56), »Aboer Friede« (S1, 192-211) und »Antwerper Congreß« (S1, 1644-1655), die zu den wenigen umfangreichen Sachartikeln in den Supplementbänden zählen. Durch ihre thematische Nähe und ihre Positionierung im selben Supplementband dürften sie wohl aus einer Quelle stammen.

Die Artikel wurden somit ab 1751 wieder deutlich kürzer, doch waren sie deswegen auch qualitativ hochwertiger? Bereits eine stichprobenartige Untersuchung der Supplementbände offenbart, dass die verbreitete Praxis des »Ausschreibens« damit keineswegs zu Ende war. Die vom Verfasser bisher untersuchten Berufs- bzw. Ständebeschreibungen speisten sich überwiegend aus Zinkes Manufakturlexikon von 1745.⁵² Jedoch fallen vier wesentliche Unterschiede in der Arbeitsweise auf, die über ein einfaches »Plagiat« hinausgehen: Erstens erfolgen korrekte Quellenangaben am Ende der Artikel, was gerade bei der Übernahme aus anderen Lexika ansonsten eher die Ausnahme denn die Regel war.⁵³ Zweitens werden zahlreiche Verweise innerhalb des *Universal-Lexicons* eingefügt, was von einer guten Kenntnis desselben und einem entsprechenden Arbeitsaufwand zeugt. Drittens erfolgt die Übernahme der Artikel aus Zinkes Manufakturlexikon keineswegs wahllos. Beispielsweise wurden zwar Artikel wie »Actien-Händler« (S1, 397), »Barchent-Weber« (S3, 6-7) und »Binder« (S3, 1254) direkt übernommen, andere Artikel wie »Bar-

51 Anonym: »Avertissement«. In: *Erlangische gelehrte Anmerkungen und Nachrichten* 4 (1749), 336.

52 Georg Heinrich Zincke: *Teutsches Real-Manufactur- und Handwerks-Lexicon. Worinnen nicht nur von den Manufactur-Fabriquen- und Handwercks-Wesen überhaupt, sondern auch insonderheit bey jedem von denen Haupt- und Neben-Materialien, Ingredienzien, dem Gebrauch des Feuers, Wassers und der Luft [...]*. Bd. 1. Leipzig 1745.

53 Dorn, Oetjens, Schneider (= Anm. 4), 114. Der wiederholte Hinweis auf Ludovicis anderes mehrbändiges Druckwerk, die *Akademie der Kaufleute*, fungiert wiederum sowohl als Verweis auf weiterführende Literatur, als auch als Werbung im Interesse des Redakteurs. *Eröffnete Akademie der Kaufleute. oder vollständiges Kaufmanns-Lexicon: woraus sämtliche Handlungen und Gewerbe, mit allen ihren Vortheilen, und der Art, sie zu treiben, erlernet werden können; und worinnen alle Seehäfen, die vornehmsten Städte und Handelsplätze; alle Arten der rohen und verarbeiteten Waaren; die Künstler, Fabrikanten und Handwerksleute; Commerciencollegia, Handelsgerichte, Banken, Börsen, Leihhäuser, Manufacturen, Fabriken und Werkstätte; die Rechte und Privilegien der Kaufmannschaft, u. s. w. beschrieben und erklärt werden: Mit vielem Fleiße aus den besten Schriftstellern zusammengetragen [...]*. 5 Bde. Hg. Carl Günther Ludovici. Leipzig 1752-1756.

bier« oder »Bergleute«, beide wurden bereits im dritten Band (1733) abgehandelt, blieben jedoch unangetastet und wurden nicht in die Supplementbände integriert. Hier scheint das Vorgehen damit weitgehend planvoll und an einer tatsächlichen Ergänzung der bereits erschienenen Bände orientiert zu sein. Viertens sind die Artikel teilweise aus mehreren verschiedenen Quellen kompiliert, wie der Artikel »Abdecker« (SI, 110–III), was in einem Jahrhundert in dem das Plagiat erst »erfunden« wurde, wie Cevolini betont, durchaus eine zulässige gelehrte Praxis war.⁵⁴

Die hier angestellten Beobachtungen scheinen mit der These von Löffler weitgehend kompatibel, dass die Erstellung der Supplementbände stark in der persönlichen Verantwortung des Philosophieprofessors aus Leipzig lag.⁵⁵ Dies erhärtet sich weiter, da die Beiträger im »Avertissement« von 1749 explizit aufgefordert werden, ihre Einsendungen für die Supplementbände an »Herrn Carl Günther Ludovici, Professor der Philosophie zu Leipzig, und der Königl. Preußischen Academie der Wissenschaften in Berlin Mitglied als Verfertiger[n] [sic!] dieses Werks, oder an die Wolffische Handlung, nach Leipzig in Zeiten einzusenden.«⁵⁶ Der von Carla Calov zutage geförderte Vertrag zwischen Wolff und Ludovici vom 30. September 1750 bestätigt ebenfalls dessen offizielle Verantwortung, wenn auch der Einsatz von Hilfskräften nicht ausgeschlossen werden kann und damit die persönliche Autorschaft Ludovici nicht endgültig festzulegen ist.⁵⁷ In dem genannten Vertrag verpflichtete sich Ludovici gegenüber Wolff zur Abfassung von insgesamt sechs Supplementbänden. Dass der ambitionierte Professor für »Weltweisheit« tatsächlich mehr im Blick hatte, zeigt sich im bereits zitierten Vorwort zum ersten Supplementband, in dem er acht Bände ankündigt.⁵⁸ Hinzu kommt, dass in der stabilen Phase des Lexikons, von 1739 bis 1750 stetig vier Bände pro Jahr erschienen, bei den Supplementbänden hingegen erschienen in gesamt vier Jahren nur vier Bände, was ebenfalls für eine deutliche Veränderung der redaktionellen Praxis und einer Reduktion des Mitarbeiterstabs spricht. Dennoch zeigen gerade die langen genealogischen und geografischen Artikel in den Supplementbänden, die weiter umfangreiche Mitwirkung von externen Beiträgern, die zweifelsohne einen großen Anteil an der Fortführung des Werkes hatten.

Ausblick

Das *Universal-Lexicon* ist nicht gleich das *Universal-Lexicon* – das ist die zentrale Erkenntnis dieser Untersuchung. Vor allem in der thematischen Erforschung der Inhalte dieses Werkes müssen die Sequenzialität seiner Entstehung und die darunterliegenden Wandlungsprozesse Berücksichtigung finden. Pauschalisierende Aussagen über das *Universal-*

54 Alberto Cevolini: »Lob und Tadel der gelehrten Räuberei. Exzerpieren, Plagiiere[n] und Zitieren in der frühneuzeitlichen Schriftkultur«. In: *Exzerpt, Plagiat, Archiv. Untersuchungen zur neuzeitlichen Schriftkultur*. Hg. Elisabeth Décultot, Helmut Zedelmaier. Halle (Saale) 2017 (= *Kleine Schriften des IZEA*, 8), 16–38, hier: 16.

55 Löffler (= Anm. 9), 271.

56 Anonym (= Anm. 51), 336.

57 Calov (= Anm. 23), 221.

58 Ludovici (= Anm. 42), unpag. [digitalisierte S. 7].

Lexicon zielen damit schnell ins Leere. Wenn auch die thematische Suche auf *Zedler-Lexikon.de* Artikel aus dem gesamten Lexikon in einem Ergebnisfenster übersichtlich zusammenbringt, bleibt es von großer Wichtigkeit, den Aufbau und die Entstehungsprozesse dieses Werkes zu reflektieren. Untersucht man Artikel von »A« wie »Aachen« (1, 10-14) mit 5 Spalten bis »W« wie »Wien« (56, 31-299) mit 269 Spalten, so stammen diese aus teils sehr verschiedenen Quellen, von unterschiedlichen Verfassern und Redakteuren, mit manchmal beinahe konträren Intentionen. Die Unterschiede sind dabei nicht nur in den verwendeten Quellen begründet, sondern schlichtweg von ihrer Position im Alphabet und damit vom spezifischen Kontext ihrer Entstehung beeinflusst.⁵⁹

Für die konkrete Quellenarbeit am *Universal-Lexicon* lassen sich daher je nach Fragestellung verschiedene Empfehlungen aussprechen. Ist eine kurze Definition eines Begriffes gesucht, so ist dafür das Frühwerk (etwa 1731-1738, A-L) eine geeignete Anlaufstelle. Das Spätwerk (etwa 1744-1750, S-Z) bietet sich hingegen wesentlich besser für umfangreiche inhaltliche Analysen einzelner Artikel an.⁶⁰ Die späteren und damit auch längeren Artikel umfassen zudem oft zahlreiche Verweise innerhalb des Lexikons und können damit zum Teil als eine regelrechte »Landkarte« für das *Universal-Lexicon* dienen.⁶¹ Somit sind diese auch für die Ermittlung weiterer Autoren besonders relevant. Die Artikel, die Ziele dieser Verweise waren, waren dem Bearbeiter nicht nur bekannt, bei häufiger Referenz erscheint es sogar naheliegend, dass solchen regelrechten »Referenznetze« einem einzelnen Autor zugeordnet werden können.⁶² Die Supplementbände wiederum (1751-1754, A-C) bieten mit meist kurzen aber tendenziell hochwertigen Artikeln nicht nur nützliche Definitionen, sondern auch häufig Verweise auf externe Literatur. Sie können vor allem für die Erforschung der Rolle Ludovici nach Abschluss des Alphabets (1750) interessant sein. Kritisch wäre es hingegen, bei einer thematischen Analyse Beiträge aus den verschiedenen Abschnitten des Lexikons unreflektiert zu vermischen und dabei Schwerpunktsetzungen, Veränderungen oder Positionierungen der Autoren zu attestieren, die oft vielmehr auf die wechselhafte Druckgeschichte des Werkes zurückgehen.

59 Auf den Umstand, dass die Disparität der jeweiligen Quellen der Artikel deren Inhalt und Stilistik beeinflussten, haben Dorn, Oetjens, Schneider (= Anm. 4), 113, hingewiesen.

60 Die hier vorgenommene Unterteilung in einen »frühen Zedler« und einen »späten Zedler« dient als eine grobe Orientierung und ist aufgrund der Sequenzialität des Werkes zwangsläufig fließend zu verstehen.

61 Eindrucksvoll zeigt sich dies am Artikel »Schiff, Lat. Nava« (Bd. 34, 1742, 1470-1486). Dieser beinhaltet eine Liste von 70 verschiedenen Schiffstypen und jeweils die Referenz zu dem entsprechenden Artikel im *Universal-Lexicon*, ein Umstand der bei einer früheren Alphabetstelle undenkbar wäre.

62 Als Beispiel sei der Artikel »Zauberey, eines der allerschändlichsten Laster« (Bd. 61, 1749, 62-142) genannt. Dieser rund 40-seitige Artikel beinhaltet insgesamt 25 Verweise auf andere Artikel, wobei 21 dieser Verweise präzise und wiederholt auf Lemmata von »R« wie »Richter (peinlicher)« (Bd. 31, 1742, 1376-1393) bis »W« wie »Wasserprobe« (Bd. 53, 1747, 693-697) verweisen, auf Artikel von »A-O«, darunter »Hexerey« (Bd. 12, 1735, 1978-1995) oder »Magie, Magia« (Bd. 19, 1739, 288-298), wird jedoch nur beiläufig und vereinzelt Bezug genommen. Dies legt nahe, dass es sich möglicherweise um einen Bearbeiter handelt, der erst in der Spätphase hinzukam und wenig Kenntnis des Frühwerks hatte.

Insbesondere da die turbulente Anfangsphase des Lexikons bisher mit der Untersuchung des Verlegerstreits umfangreich kontextualisiert wurde, ist es umso wichtiger, diese spezifische Phase in der Entstehung des ›Zedlers‹ nicht einfach auf die übrigen Erscheinungsjahre zu projizieren. Hingegen muss nach den spezifischen Intentionen und sich wandelnden Praktiken eines derart umfangreichen Werkes gefragt werden, das in seiner späteren Erscheinungsphase eine einträgliche Geldquelle und ein unternehmerischer Erfolg geworden ist.

Auch die Fragen nach Plagiat und Kompilation müssen vor diesem Hintergrund neu beleuchtet werden. Die Frühphase des Werkes war durchaus, wie Prodöhl eindringlich betont, von einem Ausschreiben »der besten Scribenten« geprägt, das Werk besaß demnach wenig genuin Neues.⁶³ Jedoch ändert sich das Gesicht durch die Aufnahme geographischer und genealogischer Artikel von externen Beiträgern deutlich. Obwohl die Praxis des ›Ausschreibens‹ damit keineswegs verschwand, trat doch ein neuer Beitragstypus hinzu, der nicht nur die Länge der Artikel deutlich nach oben trieb und die thematische Ausrichtung änderte, sondern auch ein neues Verhältnis zwischen den Verfassern der Artikel und der Redaktion etablierte. Diese waren nun zunehmend externe Beiträger und nicht zwangsläufig arme Gelehrte aus dem ›akademischen Mittelbau‹. Auch wenn in diesen Einsendungen ebenfalls Texte übernommen oder erneut verwertet wurden, so handelt es sich doch um den bewussten Versuch von Beiträgern an einer vollständigen Wissenssammlung ihrer Zeit mitzuwirken und ihre ›Flecken und Dörfer‹ sowie ihre Namen und Geschlechter in diesem zu verewigen. Auch in dieser Hinsicht wird aus dem ›Universal-Plagiat‹ in Form eines vielbändigen Konversationslexikons, eine Enzyklopädie mit inhaltlichem Tiefgang und einer breiten Basis an Beiträgern. Dies stellt zweifelsohne eine Entwicklung dar, die weit über die ursprüngliche Intention des Verlegers und Buchhändlers Johann Heinrich Zedler und dessen verschriener Praktik des ›Ausschreibens‹ hinausgewachsen ist.

Andreas Müller, Halle (Saale)

63 Prodöhl (= Anm. 7), 83.

Bd	Buchstabe	Jahr	Artikel	Verweise	Inhaltsseiten	Fehlseiten	Aritkellänge
1	A-Am	1731/32	8873	2576	870	-100	0,10
2	An-Az	1732	10094	4142	1174	37	0,12
3	B-Bi	1733	7670	2814	996	-8	0,13
4	Bl-Bz	1733	6093	3005	1034	4	0,17
5	C-Ch	1733	7526	5197	1066	-180	0,14
6	Ci-Cz	1733	7346	4938	994	2	0,14
7	D	1734	6350	3657	850	8	0,13
8	E	1734	7625	4147	1234	32	0,16
9	F	1735	6377	4112	1200	16	0,19
10	G-Gi	1735	4545	3002	860	8	0,19
11	Gm-Gz	1735	3611	2372	762	0	0,21
12	H-He	1735	5130	3783	1024	36	0,20
13	He-Hz	1735/39	3691	2852	768	16	0,21
14	I/J-Iz	1735/39	5985	3793	878	40	0,15
15	K	1737	5095	4282	1092	-30	0,21
16	La-Le	1737	3214	2801	906	0	0,28
17	Leis-Lm	1738	3483	3713	882	12	0,25
18	Lo-Lz	1738	3493	2021	806	16	0,23
19	M-Ma	1739	7095	4595	1253	30	0,18
20	Mb-Mh	1739	3208	2776	758	-12	0,24
21	Mi-Mt	1739	5326	4961	1022	30	0,19
22	Mu-Mz	1739	2379	3663	888	8	0,37
23	N-Net	1740	3329	3761	1010	0	0,30
24	Neu-Nz	1740	4035	4065	888	12	0,22
25	O	1740	6250	6389	1292	0	0,21
26	P-Pd	1740	3929	3191	836	0	0,21
27	Pe-Phy	1741	5296	4311	1126	8	0,21
28	Pi-Pq	1741	5406	5298	978	0	0,18
29	Pr-Pz	1741	5386	6045	940	0	0,17
30	Q, R-Reh	1741	4716	5088	970	0	0,21
31	Rei-Ri	1742	4436	4165	936	-4	0,21
32	Ro-Rz	1742	4799	4350	1048	0	0,22
33	S-San	1742	4451	5819	1054	4	0,24
34	Sao-Schla	1742	4132	3929	916	0	0,22
35	Schle-Schwa	1743	3641	2910	1009	2	0,28
36	Schwe-Senc	1743	3442	4427	936	0	0,27
37	Send-Si	1743	4957	6641	964	0	0,19
38	Sk-Spie	1743	3873	4831	934	0	0,24
39	Spif-Sth	1744	4131	5022	1049	2	0,25
40	Sti-Suim	1744	3637	5430	908	0	0,25
41	Sui-Tarn	1744	3750	5064	928	0	0,25
42	Taro-Teutschep	1744	2881	5606	960	0	0,33
43	Teutscher-Th	1745	3191	3113	1032	0	0,32
44	Ti-Trao	1745	4028	5986	1076	0	0,27
45	Trap-Tz	1745	4137	5558	1148	0	0,28
46	V-Veq	1745	3150	4632	894	-10	0,28
47	Ver-Vers	1746	1917	7836	1098	0	0,57
48	Vert-Vis	1746	3404	8193	938	0	0,28
49	Vit-Vn	1746	2834	5543	1294	0	0,46
50	Vo-Vrh	1746	1944	4142	770	4	0,40
51	Vri-Zu	1747	1499	4513	678	0	0,45
52	W-War	1747	2361	3152	1218	4	0,52
53	Was-Weh	1747	2139	4817	1012	0	0,47
54	Wie-Wend	1747	2086	2675	1036	0	0,50
55	Wene-Wiee	1748	2292	2192	1172	4	0,51
56	Wief-Wilk	1748	1142	1043	840	0	0,74
57	Will-Wn	1748	2183	1968	1022	0	0,47
58	Wo-Woq	1748	1441	1506	788	8	0,55
59	Wor-Wuq	1749	1142	1465	1116	0	0,98
60	Wur-Zar	1749	2264	2728	832	0	0,37
61	Zas-Zet	1749	1831	2985	932	0	0,51
62	Zeü-Zi	1749	1538	3018	932	8	0,61
63	Zk-Zul	1750	1387	1544	832	0	0,60
64	Zum-Zz	1750	1102	2117	896	0	0,81
51	A-An	1751	8971	7451	834	4	0,09
52	Ao-Barb	1751	7082	3683	757	2	0,11
53	Barc-Bod	1752	6757	2121	750	0	0,11
54	Boe-Caq	1754	6631	1953	724	0	0,11

Tab. 1: Bandverzeichnis des Universal-Lexicons (selbsterstellte Tabelle basierend auf Zedler-Lexikon.de).

Kotzebue 1803 – Lesenotizen, Gedanken über Intertextualität und Versuch einer Positionsbestimmung im goethezeitlichen Literaturbetrieb

The common picture of August von Kotzebue (1761-1819), who was once and for all negatively canonised as a ›trivial‹ author, is bizarrely disproportionate to the lack of philological examination of his texts – which, despite their multitude, can apparently be judged according to the Terentian unum cum noris, omnes noris. The contribution reacts to this desideratum by reading the texts from the perspective of aggressive intertextuality, which programmatically includes the supposedly categorically separate classicist-romantic ›high literature‹.

L'image commune que l'on se fait d'August von Kotzebue (1761-1819) que l'on a péjorativement considéré une fois pour toutes comme un auteur ›trivial‹ est étrangement disproportionnée par rapport au manque d'études philologiques de ses textes qui, en dépit de leur multitude, peuvent de toute évidence être évalués selon l'unum cum noris, omnes noris de Tèrence. Cet essai répond à ce desiderata en abordant les textes dans la perspective d'une intertextualité agressive incluant de façon programmatique la ›haute littérature‹ classico-romantique supposée séparée d'un point de vue catégoriel.

Thesen

Zu Beginn seien drei Thesen formuliert, die dem gängigen, allem Anschein nach ein für allemal ausgemachten Kotzebue-Bild zuwiderlaufen, um von da aus in exemplarischer Konzentration auf eine, vielleicht *die* goethezeitlich entscheidende Zäsur ›um 1803‹ eine Revision vorzuschlagen: eine Re-vision nicht allein der Rolle Kotzebues, sondern der ›Gemengelage‹ auf dem literarischen Markt um 1800 insgesamt, die dann in das alsbald literaturgeschichtlich kodifizierte Auseinanderdriften von ›Hoch-‹ und ›Trivilliteratur‹ mündet.

1. Ihrer intertextuellen Machart nach sind Kotzebues vermeintlich einsinnig polemisch *gegen* das klassizistisch-romantische ›Lager‹ in Weimar und Jena gerichtete Texte anti-romantisch und romantisch zugleich.

2. Das im publizistischen Diskurs um 1800 im Namen der Kunst verunglimpfend *gegen* Kotzebue gewendete Argument des ›großen Publikums‹, für das er schreibe, läßt sich nur dann als ›Erweis‹ minderer literarischer Qualität seiner Texte lesen, wenn man deren exzessiv am ›hochliterarischen‹ Diskurs partizipierende Intertextualität ausblendet.

3. Nimmt man diese außerordentlich aggressiv verfahrenende Intertextualität, die ungeachtet dessen nur ›funktioniert‹, wenn die jeweiligen Referenztexte bekannt sind oder durch die Zitation bekannt *werden*, ernst, so ist das *qualitativ* polarisierende Szenario ›Hoch- vs. Trivilliteratur‹ *quantitativ* zu reformulieren als Konkurrenz zwischen einem exklusiven und einem inklusiven Modell von Teilhabe am literarischen Diskurs.

Da es im folgenden darum gehen wird, Kotzebues intertextuellen Strategien auf die Spur zu kommen und deren Stoßrichtung zu verfolgen, erscheint es sachdienlich, sich in synchron-zeitgenössischer Perspektive den implizit-mehrstimmigen Manövern der Texte sowie der publizistischen Reaktionen darauf anzuvertrauen.

Zur Michaelismesse 1799, ein halbes Jahr nach Friedrich Schlegels *Lucinde*, erscheint *Der hyperboreische Esel*, im Untertitel bezeichnet als »drastisches Drama«, als Autor firmiert »A. v. Kotzebue«¹ – ein Stück, das die Forschung einhellig als antiromantische Polemik verbucht. Vorangestellt ist eine »Zueignungsschrift an die Herren Verfasser und Herausgeber des Athenäum«, die von der Forschung gemeinhin ironisch verstanden wird. Auch ich verstehe sie ironisch, möchte aber vorschlagen, sie *gleichzeitig* nichtironisch zu lesen. »Jhnen, meine günstigen Herren, widme ich diesen Versuch, Ihre Lehren auch in das große Publicum zu verbreiten, und sie folglich gemeinnütziger zu machen. Die dramatische Form habe ich gewählt aus reiner Freude am sprechen und sprechen lassen¹). Ich bilde mir ein, ein gutes Drama gemacht zu haben, denn es ist drastisch, und Sie selbst sagen: Gute Dramen müssen drastisch seyn²).«² Eine Zueignungsschrift *liest* man, ein Drama rezipiert man um 1800 primär *auf der Bühne*, das Theaterpublikum ist gegenüber dem *lesenden* zweifellos das größere, ein Theaterstück folglich die geeignete Plattform zur Verbreitung von bislang bloß gedruckt Vorliegendem. Schon ganz und gar, wenn es sich um ein Stück von Kotzebue handelt, dem wohl bühlenwirksamsten Theaterautor um 1800 schlechthin. Nun ist aber gerade für den *Hyperboreischen Esel* etwas konstitutiv, das den Rezipienten nur in der Schrift erreicht. Als eine Art typographische Regieanweisung *liest* man im Anschluß an das Personenverzeichnis: »Die Rolle des Karl ist einzig und allein, und zwar wörtlich, aus den bekannten und berühmten Schriften der Herren Gebrüder Schlegel gezogen. Alle die goldenen Sprüchlein dieser Weisen sind sorgfältig unterstrichen worden, theils, damit man nicht glauben möge, ich wolle mich mit fremden Federn schmücken, theils weil – wie gleichfalls Einer ihrer goldenen Sprüche behauptet – in der wahren Prosa Alles unterstrichen seyn muß. | Siehe Fragmente p. 122.«³ Folgt man dem Zitatbeleg (weiterhin *lesend*) ins zweite Stück des ersten *Athenaeum*-Bandes, dann steht da: »Jn der wahren Prosa muß alles unterstrichen seyn«⁴, d. h. im Übergang vom Manuskript zum (Fraktur-)Druck: *gesperrt gesetzt*.⁵

Zum sonderbaren Grenzgang des *Esels* zwischen Bühne und Druckseite gesellt sich ein zweiter. Gesperrt und mit seitengenaue Belegangabe versehen erscheinen nämlich nicht

- 1 Der hyperboreische Esel oder Die heutige Bildung. Ein drastisches Drama, und philosophisches Lustspiel für Jünglinge, in Einem Akt. Von A. v. Kotzebue. Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer. 1799. Mein Exemplar.
- 2 Ebd., 3-12, hier: 3.
- 3 Ebd., 14.
- 4 Fragmente. In: Athenaeum. [Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel.] Ersten Bandes Zweytes Stück. [Berlin, 1798. bey Friedrich Vieweg dem älteren], 3-146, hier: 122. Mein Exemplar.
- 5 In Antiquaschriften hingegen kursiv. Vgl. etwa die typographischen Anweisungen in: Vollständiges theoretisch-practisches Lehrbuch der Buchdruckerkunst für angehende Schriftsetzer und Drucker in den Buchdruckereyen, in welchem auch alles, was denselben von andern Wissenschaften, Kunst- und Gewerbsfächern, die mit der Buchdruckerkunst in naher Verwandtschaft oder Verbindung stehen, zu wissen nöthig ist, deutlich erklärt wird. Nebst beygefügtem ausführlichen Formatbuch. Von Christian Gottlob Täubel, Buchdrucker in Wien. Mit Kupfern. Wien, 1809. Jm Verlage der Binzischen Buchhandlung, 152-155, hier: 152.

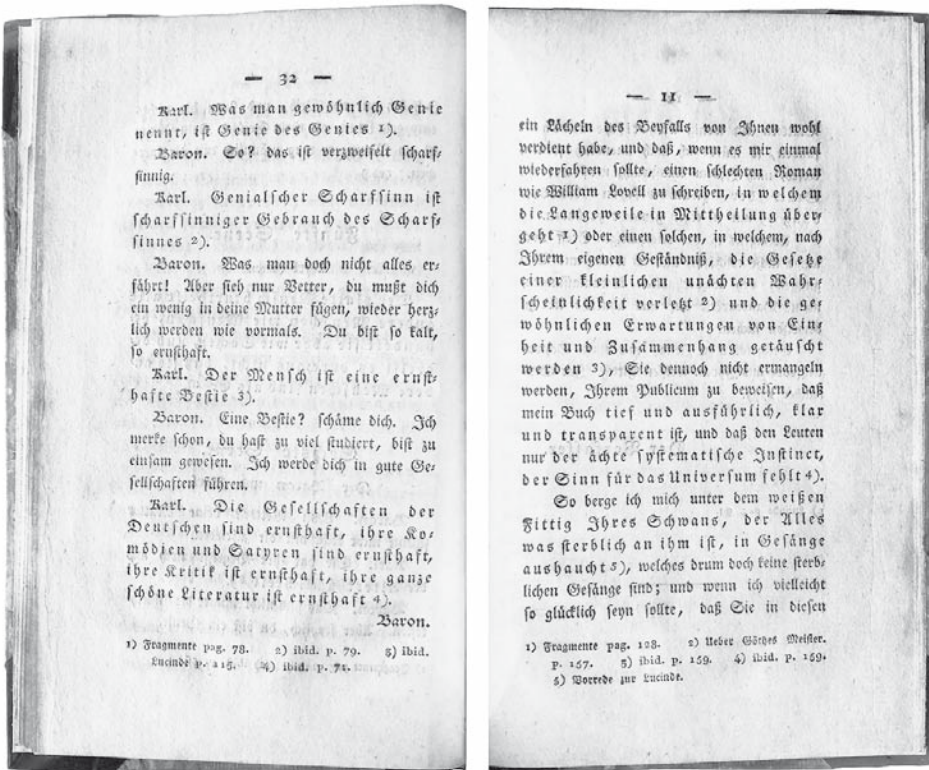


Abb. 1: Typographische Allianz zwischen Figur und Verfasser

nur die Reden Karls, jenes hoffnungsvollen Jünglings, den Mutter und Onkel zum Studium der »Wissenschaftslehre« bey Fichte, der »Aesthetik« bey Schlegel, der »Historie« bey Schiller geschickt haben⁶ und der nun allem Anschein nach fürs praktische Leben verdorben zurückkehrt; gesperrt und mit Fußnotenbelegen erscheinen, das Eingangszitat ließ es bereits erkennen, auch die vorgeblich den Brüdern Schlegel huldigenden »goldenen Sprüchlein« aus dem *Athenaeum* und aus der *Lucinde* in der »Zueignungsschrift« des »Verfasser[s]«.⁷ Eine typographische Allianz zwischen, so scheint es, unironisch lächerlich gemachter Hauptfigur und ironischem Verfasser (Abb. 1), die die Lektüre eigentlich von geradlinig-binären Zuordnungen ablenken müßte.⁸ Der als

6 Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 18.

7 Ebd., 12.

8 Die demgegenüber binär vereindeutigende Deutung als »satirische[s] Drama« und »Persiflage«, die »Worte der Romantiker ironisch zitiert«, gehört seit Josef Kotzur: *Die Auseinandersetzung zwischen Kotzebue und der Frühromantik um die Jahrhundertwende*. Diss. Breslau 1932, 10-38, hier: 10, zu den Konstanten der *Esel*-Forschung; zur »Zueignungsschrift« 14-16. In dieser Fluchtlinie noch der die polemische Gelehrtensatire akzentuierende Artikel von Alexander

buchstäblich a-sozial geworden vorgeführte Karl und der als Multiplikator »dieser herrlichen Fragmente[.]«⁹ ins »große Publicum« sich anbietende »Verfasser«, sie eint das Zitieren und die Seitenverweise in die zitierten Texte, denen lesend zu folgen die Voraussetzung bildet für die Entfaltung der Komik des *Esel*. Wer über den *Hyperboreischen Esel* lachen können will, so der intertextuelle Wink der dramatischen Fußnoten, muß Zitate nachschlagen, und wer Zitate nachschlägt, muß, selbst wenn er Seitenangaben hat (meistens stimmen sie, gelegentlich fehlen sie oder liegen knapp daneben¹⁰), blättern, suchen, kontextualisieren – und also *viel mehr lesen* als bloß das gesuchte Zitat. Unvermeidlich geht so die ›Saat‹ auf, die im vergleichsweise noch ziemlich konventionellen *Ersten Stück* der provokant den literarischen Markt betretenden neuen Zeitschrift der Brüder Schlegel der »Blüthenstaub. Von Novalis« sowohl fordert als auch selbst bereits »[a]usstreu[t]«. ¹¹

Košenina: »Der hyperboreische Esel oder Die heutige Bildung«. In: *Kotzebues Dramen. Ein Lexikon*. Hg. Johannes Birgfeld, Julia Bohnengel, Alexander Košenina. Hannover 2011, 114–116. Die Bezeichnung als »Pasquill« (Kotzur, 12 u. ö.; Košenina, 115) trifft im Sinne eines justitiablen Tatbestands hingegen nicht zu; vgl. die Definition bei Günter Schmidt: *Libelli famosi. Zur Bedeutung der Schmähschriften, Scheltbriefe, Schandgemälde und Pasquille in der deutschen Rechtsgeschichte*. Diss. Köln 1985, 15; zu »Literaturfeinden«, deren »Bedeutung [...] für den rechtsgeschichtlichen Begriff des libellus famosus gering« sei, 193–196, zum Pasquill im *Allgemeinen Preussischen Landrecht* 301f. Mutmaßlich ist der Begriff aus der romantischen Anti-Kotzebue-Polemik in die Diskussion geraten, vgl. unten Anm. 13 Schellings Invektive sowie die Reaktion von Christian Gottfried Schütz darauf: »Wenn Hr. Schelling diese Personal-Satire ein Pasquill nennt: so mag er erst bey den Juristen in die Schule gehn und sich erklären lassen, was ein Pasquill sey.« Schütz spricht demgegenüber von »Farce«. Vgl. Vertheidigung gegen Hn. Prof. Schellings sehr unlautere Erläuterungen über die A.L.Z. In: INTELLIGENZ-BLATT der ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG Numero 57. Mittwochs den 30ten April 1800, 465–480, hier: 479.

9 Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 7.

10 So muß es, ebd., 9, Fußn. 5) nicht »p. 94« der *Lucinde* heißen, sondern »p. 95–97«. Vgl. *Lucinde*. Ein Roman von Friedrich Schlegel. Erster Theil. Berlin. Bei Heinrich Frölich. 1799. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München (Signatur: Rar. 139). Zu Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 11 (»tief und ausführlich, klar und transparent«) fehlt der Verweis auf »Fragmente« (= Anm. 4), 129; der Verweis *Esel*, 26, Fußn. 5) muß nicht »p. 92« lauten, sondern »p. 92 f.«; *Esel*, 28, fehlt zu Karls zweiter und dritter Replik der Verweis auf »Fragmente«, 115 f.; *Esel*, 32, Fußn. 4) muß der Verweis »Fragmente, p. 71 f.« lauten (nicht »ibid. p. 71«); darauf, daß hier sowie in einer Reihe weiterer Fälle auf den Seiten 33–37 und 53 f. »die Angabe »ibidem«, die sich auf ein voranstehendes ›Lucinde‹ bezieht, durch ›Fragmente‹ zu ersetzen« ist, weist Kotzur: *Auseinandersetzung* (= Anm. 8), 17, hin; allerdings trifft dies nicht zu auf *Esel*, 37, Fußn. 2), die sich sehr wohl auf die *Lucinde* bezieht. *Esel*, 38, Fußn. 1) muß der Verweis nicht »p. 116« lauten, sondern »p. 117«, *Esel*, 40, Fußn. 4) nicht »p. 74«, sondern »p. 74 f.«, *Esel*, 41, Fußn. 2) nicht »p. 40«, sondern »p. 40 f.«, und Fußn. 4) nicht »p. 77«, sondern »p. 76 f.«, *Esel*, 47, Fußn. 2) nicht »p. 71«, sondern »p. 99«, *Esel*, 48, Fußn. 1) nicht »p. 71«, sondern »p. 71 f.«; zu *Esel*, 51, fehlt für Karls erste Replik der Verweis auf »Fragmente«, 56.

11 Blütenstaub. In: *Athenaeum*. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Erstes Stück. Berlin, 1798. bey Friedrich Vieweg dem älteren, 70–106, besonders deutlich in der Rahmung der Sammlung: »Freunde, der Boden ist arm, wir müssen

Der Verfasser des *Hyperboreischen Esels* wie die Figur Karl verbreiten demnach ganz praktisch das *Athenaeum* und die *Lucinde* ins ›große Publikum‹, und zwar dezidiert ins *Lese*publikum.¹²

Zwischenakt: Erstrezeption im ›großen Publikum‹

Am 28. Dezember 1799 wird eine der ersten Rezensionen des *Esels* in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* abgedruckt, nicht in einem Unterhaltungsblatt somit, sondern in der führenden Rezensionszeitschrift der Zeit.¹³ Auch sie dokumentiert eine *Lese*-, keine

reichlichen Samen | Ausstreun, daß uns doch nur mäßige Erndten gedeihn.« (70); »Die Kunst Bücher zu schreiben ist noch nicht erfunden. Sie ist aber auf dem Punkt erfunden zu werden. Fragmente dieser Art sind litterarische Sämereyen. Es mag freylich manches taube Körnchen darunter seyn: indessen, wenn nur einiges aufgeht!« (106). Die für die Praxis des ›Lesens‹ solcher Lese Früchte entscheidende Voraussetzung ist zeitgenössisch, daß sie auf der Druckseite keiner Hierarchisierung unterliegen, eben – anders als in den Neuausgaben einer den romantischen Text philiströs disziplinierenden Editionsphilologie – *nicht* numeriert sind, weder der »Blüthenstaub« noch die immerhin fast hundertfünfzig Seiten füllenden »Fragmente« im Zweyten Stück des *Athenaeums*. So kann, wer den Zitatnachweisen beispielsweise auf S. 7 des *Hyperboreischen Esels* folgen will, eben nicht zielstrebig die Fragmente Nr. 65, 208 und 206 aufsuchen, sondern muß mit dem Auge jeweils über die ganze Seite schweifen. Zählung nach: »Athenäums-Fragmente«. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. Ernst Behler. Mitwirkung: Jean-Jacques Anstatt, Hans Eichner. Bd. 2: *Charakteristiken und Kritiken I (1796-1801)*. Hg. Hans Eichner. Paderborn 1967, 165-255, hier: 174 und 197.

- 12 Gesehen wird dieses Problem schon bei Kotzur: *Auseinandersetzung* (= Anm. 8), 31, der von einer *doppelten Adressierung* ausgeht und dabei eine strikte Trennung von Lese- und Theaterpublikum voraussetzt: »Wäre das Drama nur zur Aufführung bestimmt gewesen, so wäre einerseits die giftige ›Zueignungsschrift‹ überflüssig, und andererseits hätten die Fußnoten der Zitate keinen Sinn. [...] Durch die Darstellung auf der Bühne wird die satirische Wirkung des ›drastischen Dramas‹ abgeschwächt, während die komische hervortritt. Dem mit dem ›Athenäum‹ nicht bekannten Publikum mußte dabei die wahre parodistische Absicht verborgen bleiben. Demgegenüber hatte die Buchausgabe den Zweck, nachdrücklich auf die Schlegel als die Schöpfer der belachten Sätze hinzuweisen.« Geht man von der Prämisse aus, daß Lektüre des *Athenaeums* für die Entfaltung der Komik unabdingbar ist, wird man sich wohl entschließen müssen, statt dessen eine *doppelte Rezeption* anzunehmen: eines Publikums, das liest *und* ins Theater geht.
- 13 Zum Stellenwert der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* vgl. Sylvia Kall: »Wir leben jetzt recht in Zeiten der Fehde«. *Zeitschriften am Ende des 18. Jahrhunderts als Medien und Kristallisationspunkte literarischer Auseinandersetzung*. Frankfurt am Main 2004 (= *Bochumer Schriften zur deutschen Literatur*, 62), 53-132. Die Unselbstverständlichkeit des Besprechungsortes spiegelt Friedrich Wilhelm Joseph Schellings – allerdings ihrerseits von beträchtlicher polemischer Energie gegen die *ALZ*-Herausgeber getriebene – Invektive vom April 1800: »Die Lit. Z. ist zu gut, für oder wider eine Partei als Werkzeug gebraucht zu werden – nicht aber um das Product eines vor mehrern Jahren schon wegen eines bei weitem weniger unwitzigen Pasquills vor dem Publicum gebrandmarkten Menschen – ein Product, das in jeder Rücksicht so beschaffen ist, daß die Redactoren selbst sogar, (was viel sagen heißt), in jeder andern Lage, es unter der Würde einer gelehrten Zeitung geachtet hätten, davon Notiz zu nehmen, jetzt, da es darauf ankam,

Zuschauerfahrung, wiewohl für das »in der Michaelismesse 1799 erschienen[e]« Stück¹⁴ die Leipziger Aufführung noch »während der Messe« brieflich bezeugt ist.¹⁵ Die anonyme Besprechung¹⁶ geht aus von einem systematischen Aufriß dessen, was »*literarische Satyre*«, je nach gewählter Zielscheibe, sein kann¹⁷, bestimmt als ihre *conditio sine qua non* »treffende[n] Witz und komisches Talent«¹⁸, um sodann hinsichtlich des *Esels* zu einer zwiespältigen Einschätzung zu gelangen: Einesteils fehle ihm zur Satire Wesentliches – »Hr. v. K. [habe] zu dieser Ergötzlichkeit seiner Leser *aus dem Seinigen* zu wenig beygetragen«¹⁹, habe Witz und Komik ganz der *Figur* überantwortet, »als wären die Stellen, die er seinem *Karl* in den Mund legte, *an sich* so lächerlich und komisch, daß er ihnen

auch die unterste Classe gegen zwei Schriftsteller, deren einer ihnen vor kurzen auf eine ihnen freilich bisher ungewohnte Art die Wahrheit gesagt hatte, in Bewegung zu bringen – ein solches Product sage ich in einer solchen Zeit zum Object einer gründlichen, ihren Gegenstand mit weitläufiger Gelehrsamkeit behandelnden Kritik durch denselben Rec. machen zu lassen, der kurz zuvor das Athenäum beurtheilt hatte, und – so endlich bis zur Allianz mit den verächtlichsten Wesen der Schriftstellerwelt herabzusinken.« Anhang zu dem voranstehenden Aufsatz, betreffend zwei naturphilosophische Recensionen und die Jena'sche Allgemeine Literaturzeitung vom Herausgeber. In: Zeitschrift für spekulative Physik Herausgegeben von Schelling. Ersten Bandes erstes Heft. Jena und Leipzig, bei Christian Ernst Gabler. 1800, 49-99, hier: 90 f.

14 [Anzeige von Paul Gotthelf Kummer]. In: INTELLIGENZBLATT der ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG Numero 146. Mittwochs den 13^{ten} November 1799, 1190.

15 Caroline Schlegel an Auguste Böhmer, 21. Oktober 1799. Zitiert nach der umfassenden Dokumentation: *Die ästhetische Prügeley. Streitschriften der antiromantischen Bewegung*. Hg. Rainer Schmitz. Göttingen 1992, 326. Vgl. auch die weiteren Briefzeugnisse aus dem Oktober und November 1799, ebd., 327 f. Im Rahmen einer (gleichfalls im Dezember erscheinenden, bei Schmitz fehlenden) Sammelbesprechung im *Journal des Luxus und der Moden* bekommt die Leipziger Erstaufführung relativ viel Raum, auch hier steht aber die Referenz aufs Gedruckte im Zentrum. Vgl. Ueber die Leipziger Bühne. Im Oktober 1799. In: *Journal des Luxus und der Moden*. December 1799. Herausgegeben von Bertuch und Kraus. Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs. 1799, 629-631, hier: 631. Exemplar der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf (Signatur: Rara Za 8913).

16 Schmitz (Hg.): *Prügeley* (= Anm. 15), 319, bezeichnet diese Besprechung (die übrigens in Nummer 415, nicht 414, der *ALZ* erscheint) unzutreffenderweise als »[d]ie erste Rezension des ›hyperboreischen Esels‹«, obwohl er selbst an späterer Stelle (325 f.) eine bereits im November 1799 veröffentlichte Rezension abdruckt. Zu Ludwig Ferdinand Hubers (er ist der *ALZ*-Rezensent) Kotzebue-Kritiken vgl. Klaus Gerlach: »Die Kritiken Ludwig Ferdinand Hubers als Auslöser der Selbstreflexion August von Kotzebues. In: *August von Kotzebue. Ein streitbarer und umstrittener Autor*. Hg. Alexander Košenina, Harry Liivrand und Kristel Pappel. Hannover 2017 (= *Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800*, 25), 103-114.

17 LEIPZIG, b. Kummer: *Der hyperboreische Esel, oder die heutige Bildung*. Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel. Für Jünglinge, in einem Act. Von A. v. Kotzebue. 1799. 58 S. 8. In: ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG Numero 415. Sonnabends, den 28. December 1799, 822-824, hier: 822.

18 Ebd., 823.

19 Ebd., 824. Meine Hervorhebung.

alle Kosten *seiner* Satyre zu tragen geben konnte«. ²⁰ Andernteils gehe Kotzebue aber auch über die Grenzen von Satire hinaus, tue also nicht zu wenig, sondern zu viel – in den durchaus zweideutigen Schlußworten des Rezensenten: »Wenn hingegen Hr. v. K. seinen Helden durch seine abentheuerlichen Floskeln mit *frommen* und *fürstlichen* Personen in seinem Stücke compromittirt; so hat er ohne Zweifel nicht bedacht, daß dieses in den gegenwärtigen Zeitläuften gar zu leicht *etwas mehr als Satyre* seyn kann.« ²¹ Was die Kritik am Zuviel und die Kritik am Zuwenig offenbar verbindet, ist das Unbehagen an der Grenzverwischung zwischen den Zuständigkeiten der *lächerlichen Figur* und des *satirischen Autors*, die, ginge alles mit rechten Gattungsnormen zu, durch die klare Hierarchie des »lächerlich oder komisch gemacht [W]erden[s]« geschieden sein müßten. ²²

Daß sie es im vorliegenden Fall *nicht* sind, und dies wohl auch nicht ohne Bedacht, treibt die *Fortsetzung* der Besprechung an die Oberfläche. Auffällig ist nicht allein das schiere Faktum eines solchen Nachspiels, sondern mehr noch dessen Modus: gegen alle Usancen der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* handelt es sich nämlich um eine fiktive Leserzuschrift. ²³ Genaugenommen muß man von einer *halbfiktiven* Zuschrift sprechen, die damit just auf jener vom Rezensenten eingeklagten Grenze balanciert – was auszubuchstabieren letzterer in einer Erwiderung noch eigens provoziert wird. Denn zwar malt die einen guten Monat später im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* abgedruckte »Ergebenste Bitte an den gelehrten Hn. Recensenten des hyperboreischen Esels in No. 415. der A. L. Z.« aus »Krähendorf in Thüringen«, die »Andreas Kanzelmann, Pfarrer daselbst«, im eigenen Namen sowie in dem seines »Schulmeister[s], Hr[n]. Lorenz Wachtel«, verfaßt ²⁴, die Umstände von deren Zustandekommen unverkennbar fiktiv aus: »[S]eit einiger Zeit« hätten er (der Pfarrer) und sein Kompagnon sich »des Runkelrübenbaues beflissen« und gewönne »so viel rohen Zucker, daß wir durch den Verkauf desselben uns in den Stand gesetzt sehen, die Literatur-Zeitung mitzuhalten«, welche an Markttagen der auf dem Hinweg mit Zucker »bepackte[] Esel, der kein hyperboreischer Esel, sondern ein sehr geduldiges Thierlein« sei, »bey der Heimkehr [...] in seinen ausgeleerten Körben« mitbringe; es schließe sich dann regelmäßig in der Pfarrwohnung die gemeinschaftliche Lektüre an, und immer wenn der »etwas vernagelt[e]« Schulmeister »die gelehrten Phrasen nicht versteh[e]«, stecke der Pfarrer ihm ein Licht auf – *bis* »bey Gelegenheit der Recension des *hyperboreischen Esels*, der sowohl mir als dem Hn. Lorenz Wachtel eine dergestaltige Gemüthsergötzung verschafft hat, daß ich sogar die Titel-

20 Ebd., 823. Die erste Hervorhebung im Original, die übrigen von mir.

21 Ebd., 824. Hervorhebungen im Original.

22 Ebd. Hervorhebung im Original.

23 Das konstitutive Moment des Fiktiven unterschlägt Kotzur: *Auseinandersetzung* (= Anm. 8), 32 f., wenn er schreibt: »Kotzebue fühlte sich in seiner Eitelkeit durch diese Rezension verletzt. Pseudonym ließ er darum eine Entgegnung ins Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung einrücken.«

24 Vermischte Nachrichten. In: INTELLIGENZBLATT der ALLGEM. LITERATUR-ZEITUNG Numero 18. Sonnabends den 8^{ten} Februar 1800, 141-144, hier 141 und 143. Der Antwortfiktion zufolge muß das Datum der Zuschrift der 31. Dezember 1799 sein, nicht »d. 13 Dec. 1799« (ebd., 143).

Vignette unter Glas und Rahmen, bey den übrigen wohlgetroffenen Bildnissen der Gelehrten in meinem Museo aufgehängt habe«, *bis* also bei Gelegenheit dieser Rezension *beide* stehen wie »die Ochsen am Berge« und nicht weiterwissen.²⁵ Bis hierhin ist der fiktive Charakter der Zuschrift mit Händen zu greifen. Doch legen die sodann von »*Erstens*« bis »*Fünftens*« dem Rezensenten zu »klar[er] und »deutlich[er] [...] [B]eantwort[ung]« vorgelegten »bescheidene[n] Fragen« den Finger derart zielsicher und alles andere als unschuldig auf eben jene inkriminierten Grenzverwischungen²⁶, daß sich hinter den fiktiven, in ihrer Krähendorfschen Beschränktheit lächerlichen Stimmen aus dem »großen Publikum« der Umriss des mit dem Pfarrer die Initialen teilenden Hrn. v. K. abzeichnet.²⁷ Ein Moment, das der Rezensent, will er im Spiegelgefecht nicht selbst die lächerliche Figur geben, in seiner »Antwort« aussprechen – und damit *mutatis mutandis* für den grenzgängerischen Karl des *Esels* (auch er ein K. ... im übrigen) bestätigen – muß: »Die *nomina et omina* dieser Herren führen mich«, so repliziert der »[d]er Recensent des hyperboreischen Esels«²⁸, »auf eine Supposition, auf eine Fiction, mittelst deren ich ihnen das meiste von dem, was ihnen in meiner Recension dunkel geblieben war, ganz klar machen zu können hoffe. Ich setze also den *Fall*, Hr. v. Kotzebue hätte meine Recension weiter nicht lächerlich gefunden, aber in dem inwohnenden Contrast zwischen einem ernsthaften Dinge wie eine Recension, und einem spaßhaften Dinge wie sein *hyperboreischer Esel*, guten Stoff zu einer artigen Persiflage erkannt; ich setze weiter den *Fall* – versteht sich also ohne alles Präjudiz, und ohne *sie* zu *Nicht-sies* machen zu wollen – die Hn. Kanzelmann und Wachtel existirten gar nicht in dieser wirklichen Welt, sondern Hr. v. Kotzebue hätte Personen von seiner Erfindung, denen er diese Namen gegeben hätte, an mich schreiben lassen, gerade wie die *wirklichen* Hn. Kanzelmann und Wachtel an mich geschrieben haben: so würde Hr. v. Kotzebue gerade dadurch die meisten Behauptungen meiner Recension, und besonders die *sub* 2, 3 und 4 in Zweifel gezogenen, auf das Vollständigste elucidirt, und den passendsten Beweis dazu geliefert haben.«²⁹ *Quod erat demonstrandum*, möchte man annotieren: das »drastische Drama« wirkt.³⁰

25 Ebd., 141.

26 Vgl. ebd., 142.

27 Dies nicht zuletzt auch dadurch, daß der Briefschreiber Kanzelmann sich wie Karl und der Verfasser des *Hyperboreischen Esels* der »goldenen Sprüchlein« »aus den bekannten und berühmten Schriften der Herren Gebrüder Schlegel« (Kotzebue: *Esel*, wie Anm. 1, 14) bedient. Vgl. Vermischte Nachrichten (= Anm. 24), 141f., des Pfarrers Bekenntnis, er »schreibe auch keine Satyren, sondern lache nur gern darüber, ob ich gleich sonst eine ziemlich »ernsthafte Bestie« bin«, das ebenso wie die Rede von der »ästhetischen Bosheit« (ebd., 142) Schlegel: *Lucinde* (= Anm. 10), 115 und 90, zitiert.

28 Vermischte Nachrichten (= Anm. 24), 144.

29 Ebd., 143 f., hier: 143. Diese performative – wenn man so will: »drastische« – Dimension der Kanzelmannschen Zuschrift, die den Rezensenten »gleich den drastischen oder heroischen Arzneimitteln« unwillkürlich aus der Reserve lockt (vgl. unten Anm. 30), wird in deren Charakterisierung durch Schmitz als »ein blosses Lob der Satire« völlig verfehlt. Schmitz (Hg.): *Prügeley* (= Anm. 15), 320.

30 Zum zeitgenössischen Verständnis von »drastisch« vgl. den aufschlußreichen Eintrag in: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Aus-

Vorspiel (Beschluß)

Ich treibe, bevor ich ins Jahr 1803 wechsele, mein Komplexitätspostulat für den *Esel* auf die Spitze und kehre, ermuntert durch die typographische Gleichung von lächerlich machendem Verfasser und lächerlich gemachter Figur einerseits, durch die über mangelnde Grenzziehung stolpernde zeitgenössische Rezeption andererseits, probeweise die komische Perspektive um: Führen denn allein die umgebenden Figuren (der Baron, Karls Verlobte, seine Mutter, der Fürst) Karl als lebensuntauglich vor? Führt nicht umgekehrt auch Karl den Baron, die Verlobte, die Mutter, den Fürsten vor, die ihn bei seiner Rückkunft vom Studium regelrecht katechisieren und reduktiv für die je eigenen engstirnigen Interessen zu instrumentalisieren suchen?³¹ Zu denken geben die beiden kurzen monologischen Szenen 5 und 7, in denen Karl zitierend (wie sonst) seinen Empfang kommentiert. Ich wähle die fünfte: »Der platte Mensch beurtheilt alle andere Menschen wie Menschen, behandelt sie aber wie Sachen, und begreift es durchaus nicht, daß sie andere Menschen sind als Er¹).«³² Die eindimen-

drücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche von Joachim Heinrich Campe. In zwei Bänden. Erster Band A.-E. Braunschweig 1801. In der Schulbuchhandlung, 316 s. v. »Drastisch:« »in der Arzneikunst, stark oder kräftig wirkend, z. B. ein solches Arzneimittel. Neulich haben wir auch ein drastisches Schauspiel bekommen; womit der Verfasser ein solches bezeichnen wollte, welches, gleich den drastischen oder heroischen Arzneimitteln, auf Leben und Tod geht.« »Drastisch: ist demnach weniger vom (ggf. dramatisch) vorliegenden *Tatbestand* her zu denken (wozu der etymologische Zusammenhang mit »Drama« verleiten könnte) als von der *Wirkung*.

31 Vgl. den Empfang Karls durch die Mutter, die nach drei Begrüßungssätzen zu folgenden Prüfungsfragen übergeht: »Bist du noch der du warst? der gute, fromme, herzliche Mensch? [...] Tugendhaft gingst du von mir, tugendhaft kehrst du in meine Arme zurück, nicht wahr? [...] Du hast doch noch Religion?« Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 24 und 25. Oder den des Onkels, der – nach der nichtbestanden mütterlichen Prüfung – dem Kandidaten noch eine Chance zu geben versucht (»Karl! nicht wahr du verstellst dich nur? Du bist nicht so ein Erz-Genie? – rede, was hast du denn eigentlich studiert?«), seine Fragen aber überhaupt erst nach drei Seiten loswird und dabei zwischenzeitlich selbst ins Zitieren aus den »Fragmenten« verfällt (vgl. ebd., 34f.). Was im Gespräch mit den Familienmitgliedern nur unterschwellig zum Ausdruck kommt, spricht der Fürst unumwunden aus: daß es um »jederzeit wichtige Dienste« geht, die Karls »Familie [...] [s]einem Hause [...] geleistet« habe (ebd., 47); daraus resultiert ein, heute würde man sagen: kompetenzenorientierter Fragenkatalog (vgl. ebd., 48–51). Kotzur: *Auseinandersetzung* (= Anm. 8), 24, nimmt die Brüchigkeit der unidirektionalen Satire durchaus wahr, rechnet sie aber Kotzebues Unfähigkeit zu, vom Rührstückschluß zu lassen, ohne diesen Schluß als decouvrierendes Versatzstück zu durchschauen; vgl. ebd., 25f.

32 Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 31. Kotzur: *Auseinandersetzung* (= Anm. 8), 20, notiert dazu bezeichnenderweise: »Es ist unerklärlich, was Kotzebue an dieser Äußerung – die er sehr gut auf sein eigenes Tun hätte beziehen können – lächerlich fand.« Analog zu diesem Einspruch gegen funktionalisierende Verdinglichung des Individuums auch Karls aus der *Lucinde* zitierender Monolog in der siebten Szene: »Karl allein. (Er lächelt). Es giebt rechtliche und angenehme Leute, die den Menschen und das Leben so betrachten, als ob von der besten Schaafzucht die Rede wäre. Es sind Oekonomen der Moral¹).« Kotzebue: *Esel*, 37.

sionale Lektüre des *Esels* als denunziatorisches »Pasquill«, in dem »Kotzebue [...] Stellen aus den ›Fragmenten‹ und aus der ›Lucinde‹ zitieren [ließ] und [...] sie durch die Montage in den Kontext eines Familiendramas lächerlich [machte], womit er die neueste Bildung als politisch gefährlich und staatsfeindlich verdächtigte«³³, ist angesichts der ostentativ ›platten‹ Charakterzeichnung *aller* Figuren nur mit Vorsatz aufrechtzuhalten.

Dieses ›Vorspiel‹, mit dem Rainer Schmitz in seiner Dokumentation ›die ästhetische Prügeley‹ beginnen läßt³⁴, wirft in der vorgeschlagenen, auf ein textkonstitutives Merkmal gegründeten Perspektivierung die Frage nach literaturgeschichtlicher Positionsbestimmung auf, die im ›Fall Kotzebue‹ von Wertungsfragen nicht (mehr) zu trennen ist.³⁵ Daß Polemik eine zentrale Komponente solchen Operierens auf der literarischen Szene um 1800 bildet, versteht sich; doch schon deren Klassifizierung als ›antiromantisch‹ erscheint fraglich.³⁶ Denn indem das Lustspiel in geschliffener Ironie *Athenaeum* und *Lucinde* polemisch aufspielt, dokumentiert es erstens, daß sein Autor die Prätexte aufs genaueste und mit scharfem Blick für Pointen studiert hat; zweitens aber läßt es auch das »große Publicum« zu umfassender Lektüre romantischer Textproduktion ein – wer lachen will, muß lesen. Anders gewendet: Die Polemik des *Esels* geht auf Texte los, nicht auf Personen.³⁷ Unterstellt man, daß eine Publikation wie das *Athenaeum* nicht auf affirmative

33 Heinz Härtl: »Athenaeum«-Polemiken«. In: *Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hg. Hans-Dietrich Dahnke, Bernd Leistner. Berlin, Weimar 1989, 246-357, hier: 300.

34 Vgl. außer dem Neuabdruck des *Hyperboreischen Esels* an erster Stelle (5-45) bes. Schmitz (Hg.): *Prügeley* (= Anm. 15), 245-328 (»Nachwort und Dokumentation«), sowie den Kommentar zum *Esel* (317-332).

35 Hierzu erhellend Simone Winko: »Negativkanonisierung: August v. Kotzebue in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts«. In: *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Hg. Renate von Heydebrand. Stuttgart, Weimar 1998, 341-364. Symptomatisch die einleitende Legitimierung der »Beschäftigung mit Kotzebue« bei Frithjof Stock: *Kotzebue im literarischen Leben der Goethezeit. Polemik – Kritik – Publikum*. Düsseldorf 1971 (= *Literatur in der Gesellschaft*, 1), 9-14, hier: 9: »Anders als bei Autoren, deren Rang über jeden Zweifel erhaben ist, muß man Gründe nennen, wenn man die Aufmerksamkeit auf einen Autor lenken will, dem die Literaturgeschichtsschreibung schon seit anderthalb Jahrhunderten literarische Minderwertigkeit bescheinigt.« Entsprechend erfolgt die Rechtfertigung im Rekurs auf den hochliterarischen Kanon, vgl. ebd., 11. Für eine Literaturgeschichte mit »revisionäre[r] Kraft« plädiert demgegenüber Conrad Wiedemann: »Vorwort – Oder: Gedanken zur Revision eines literaturgeschichtlichen ›Falls‹«. In: Košenina, Liivrand, Pappel (Hg.): *August von Kotzebue* (= Anm. 16), 7-11, hier: 7.

36 So im Untertitel von Schmitz (Hg.): *Prügeley* (= Anm. 15), der einen Forschungskonsens spiegelt.

37 Das ist ein entscheidendes, von der Forschung in der Regel nicht in Rechnung gestelltes Differenzkriterium insbesondere gegenüber August Wilhelm Schlegels *Ehrenpforte* (die statt dessen, aufschlußreich genug, für ein kunstautonomes Bonum, ihren virtuoson Formenreichtum, gepriesen wird). Vgl. Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bey seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Musik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München (Signatur: P. o. germ. 1293).

Rezeption zielt, sondern darauf, vor den Kopf zu stoßen, dann treibt der *Esel* dem *Athenaeum* genau die richtigen Leser zu.³⁸ Und wie könnte es anders sein – schließlich ist, wie die Titelvignette im Zusammenspiel mit ihrer »Erklärung« auf der letzten Druckseite bezeugt, der *Esel* selbst ja dem *Athenaeum* entsprungen.³⁹

1803: Haupt- und Staatsaktion oder ›Die Prügeley‹

Ein Erklärungsangebot für diesen widersinnigen Befund – der *Esel* verfährt antiromantisch *und* romantisch zugleich – macht das Jahr 1803. Ein guter Jahrgang, wenn man unter quantitativem Aspekt bilanziert: rechnet man die sechs Einakter des bereits im Herbst des Vorjahres für das Folgejahr erschienenen *Almanachs Dramatischer Spiele* hinzu, so beläuft sich allein Kotzebues dramatische Produktion auf fünfzehn Stücke.⁴⁰ Hinzu kommt ab dem 3. Januar das Literatur- und Unterhaltungsblatt *Der Freimüthige*. Bedeutender als die schiere Produktivität erscheint allerdings das Moment institutionalisierter, auf Fortsetzung angelegter Positionierung im goethezeitlichen Literaturbetrieb, wie sie mit den beiden periodischen Neugründungen verbunden ist, durch die Kotzebue seinen Wechsel von Weimar nach Berlin markiert. Beide, der *Almanach Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande* wie *Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für*

38 In dieser Perspektive stellt »Ueber die Unverständlichkeit« dem *Esel* nachträglich beinahe einen Freibrief aus, wenn Friedrich Schlegel darin im eigenen und im Namen des *Athenaeums*, ironisch und nichtironisch zugleich, das »Anstoßgeben« und Anstoßnehmen als Motor der Zeitschrift bezeichnet (343) und über die Forderung nach planer Verständlichkeit in einer Prognose für das neue Jahrhundert spottet (vgl. 349 f.). Ueber die Unverständlichkeit. In: *Athenaeum*. [Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel.] Dritten Bandes Zweites Stück. [Berlin, 1800. bei Heinrich Frölich], 335–352. Mein Exemplar.

39 Selbstverständlich ist diese »Erklärung« selbst wieder Zitat, als Provenienz wird angegeben: »Athenäum. Ersten Bandes, zweytes Stück p. 52.« Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), nach 58.

40 Das Lexikon *Kotzebues Dramen* (= Anm. 8), das sein Corpus auf »227 Stücke« beziffert, die zu Kotzebues »Lebzeiten oder posthum unter seinem Namen erschienen« sind (ix), führt für 1803 auf (in alphabetischer Reihenfolge): 1. Ariadne auf Naxos. Ein tragi-komisches Triodrama (9 f.), 2. Die barmherzigen Brüder. Nach einer wahren, in der National-Zeitung vom Jahr 1802 aufbehaltenen Anekdote (15 f.), 3. Cleopatra. Eine Tragödie (38 f.), 4. Die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten (43 f.), 5. Don Ranudo de Colibrados. Ein Lustspiel in vier Acten (47 f.), 6. Expectorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos (65 f.; die Zuweisung ist nach den Kriterien des Lexikons nur bedingt valide, insofern das Stück anonym erschien und Kotzebue die Autorschaft bestritt), 7. Die französischen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Acten von Picard, zum Erstenmal aufgeführt auf dem Theatre de l'Odéon, am 19. Floreal, im 9. Jahre der Republik, aus dem Französischen frey übersetzt (74), 8. Der Hahenschlag. Schauspiel in Einem Akt (99 f.), 9. Hugo Grotius. Ein Schauspiel in vier Acten (109 f.), 10. Die Hussiten vor Naumburg im Jahr 1432. Ein vaterländisches Schauspiel mit Chören in fünf Acten (112 f.), 11. Die Kreuzfahrer. Ein Schauspiel in fünf Akten (135 f.), 12. Der Schauspieler wider Willen. Ein Lustspiel in einem Act. Nach dem Französischen frey bearbeitet (185), 13. Die schlaue Wittwe oder Die Temperamente. Posse in Einem Akt (186 f.), 14. Unser Fritz. Ein Schauspiel in Einem Akt (225), 15. Der Wirrwarr, oder der Muthwillige. Eine Posse in fünf Akten (247 f.).

gebildete, unbefangene Leser, tragen programmatisch publikumszugewandte Titel, beide führen sich ein als Fürsprecher von Publikumsinteressen, und zwar eines gebildeten Publikums, hier »auf dem Lande«, dort in der Stadt.⁴¹ Was jedoch auf den ersten Blick aussieht wie Differenzierung »des« Publikums in rezeptionskulturelle *Teil*mengen, die wiederum allesamt dem »ausgesuchten Zirkel« einer hochliterarisch orientierten Elite gegenüberstehen als der verachtete »große[] Haufen«⁴², das weist bei näherem Hinsehen eine gemeinsame Signatur auf. Verbindend ist etwas, das im literaturwissenschaftlichen Wertungsdiskurs gemeinhin als hochliterarisches Gütesiegel gilt, nämlich eine geradezu exzessive *Intertextualität*, die nicht nur aus einem reichen Fundus einzelner Referenztexte schöpft, sondern auch Gattungssemantiken oder Verstraditionen einschließt. Mit andern Worten: Wie schon der *Hyperboreische Esel* präsentieren sich der *Almanach* fürs Publikum »auf dem Lande« und *Der Freimüthige* für die Berliner Leserschaft in eminenter Weise als »littérature au second degré«.⁴³

a) Referenz *Moralische Wochenschrift*

Nun mag das für ein Literaturblatt, als das *Der Freimüthige* ausdrücklich antritt, so ungewöhnlich nicht erscheinen. Doch operiert *Der Freimüthige* selbst, noch ehe die erste Buchbesprechung kommt, vom »Erste[n] Wort« an intertextuell: »Zum neuen Jahre führen wir den Fremdling in das Publikum. Ja, Fremdling ist der Freimüthige, leider, wohl an den meisten Orten in Deutschland geworden. Wann gab es eine Zeit, wo man sich in der Literatur mehr als jetzt vor Namen und Worten gebeugt, auf fremde Autorität gelobt und getadelt, mit Rücksichten verschont, blind angebetet, oder neidisch verschrien hätte?«⁴⁴ Unverkennbar zitiert der personal modellierte Auftritt des *Freimüthigen*, der auch im Fortgang immer wieder als personifiziertes Journal das Wort ergreift, die ein knappes Jahrhundert zuvor ins Leben gerufene Tradition der *Moralischen*

41 Vgl. Vorrede. In: ALMANACH Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von A. von KOTZEBUE. Berlin bei F. T. de La Garde 1803, 1-6. Mein Exemplar; Erstes Wort. In: Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser Nr. 1. Montags den 3ten Januar 1803, 1-3. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek (Signatur: 4 Per. 7 p-I,1/6).

42 Die Opposition von »großem Haufen« und »ausgesuchtem Zirkel« arbeitet Klaus Gerlach: *August Wilhelm Ifflands Berliner Bühne. »Theatralische Kunstführung und Oekonomie«*. Berlin, Boston 2015, 101-118, hier: 102, als erste der die Berliner Theaterkritiken um 1800 beherrschenden »binären Oppositionen« heraus, deren letzte lautet: »Goethe versus Kotzebue« (ebd., 111). Vgl. die sarkastische Selbstcharakterisierung, die Kotzebue in der »Zueignungsschrift« zum *Hyperboreischen Esel* an die Entschuldigung anschließt, es sei ihm »nicht möglich gewesen [...], Jhren ganzen herrlichen fragmentarischen Unterricht in die dramatische Form zu gießen«, er habe »theils Jhre schönen, volltönigen, in der neuesten philosophischen Terminologie ausgedrückten Wundergedanken, theils Jhre herrlichen, kraftvollen Zoten weglassen müssen«: »denn dasjenige Publicum, für welches ich schreibe – (Sie wissen, ich schreibe nur für den großen Haufen) – würde die Ersteren doch nicht verstanden, und für die Letztern zu zarte Ohren affectirt haben.« Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 8.

43 Vgl. Gérard Genette: *Palimpsestes. La littérature au second degré*. Paris 1982.

44 »Erstes Wort« (= Anm. 41), 1.

Wochenschriften.⁴⁵ Das genuin aufklärerischen Idealen verpflichtete Programm der ›Freimüthigkeit‹ paßt zu diesem Gestus ebenso wie die wiederkehrende Forderung nach »Gründe[n]« (anstelle von Machtsprüchen).⁴⁶ Begreift man das generische Format Moralische Wochenschrift als publizistisches Experiment zur Konstitution einer sich als kritisches Forum reflektierenden Öffentlichkeit, somit eines mündigen Publikums, so bietet der *Freimüthige* für ein solches Projekt im Namen des Publikums vielfältige Anschlußstellen.⁴⁷ Und dies in einer markanten und literaturgeschichtlich folgenreichen Umbruchsituation, in der, fanalartig eröffnet durch die »Xenien« in Schillers *Musen-Almanach für das Jahr 1797*⁴⁸, die Wortführer einer Hochliteratur im Namen der Kunst mit beträchtlicher polemischer Energie auf Distinktion dringen: vom Markt, von Unterhaltung, von Publikumserfolg wie auch vom als Pöbel verunglimpften Publikum selbst.⁴⁹

Diesen exklusiven (d. h. im Wortsinn: ausschließenden) Habitus spießt der *Freimüthige* auf, wenn er am 1. Februar 1803 unter der Überschrift »Trostwort für die Herren Schlegelianer. Ausgesprochen von ihrem großen Meister, in der Zeitung für die elegante Welt d. J., Seite 43«, schreibt: »Wenn etwas vielen Zuschauern mißfällt, so ist es ein gutes Zeichen. Was den meisten, als fremd, nicht zusagt, ist eben das Rechte. Ist das wahr, so darf man den Herren Schlegelianern Glück wünschen; denn es ist nicht zu leugnen, daß sie eben das Rechte erwischt haben.«⁵⁰ Folgt man auch hier dem Verweis, so führt er in eine Fortsetzungsbesprechung »Ueber die Berlinische Kunstausstellung von 1802«, die vom 8. bis zum 20. Januar 1803 in satirischem Generalverriß alle ausstellenden Künstler, die Berliner Akademie der Künste und

45 Nach wie vor grundlegend Wolfgang Martens: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart 1968.

46 Vgl. »Erstes Wort« (= Anm. 41), 1 und passim.

47 Allerdings unter differenten Rahmenvorgaben, denn anders als die Moralische Wochenschrift verfährt der *Freimüthige* nicht im ganzen, mittels einer Verfasserfiktion, literarisch, macht dafür aber Literatur und die zeitgenössische Theaterszene zu seinem zentralen Gegenstand; von den im »Erste[n] Wort« (= Anm. 41), 2, aufgeführten zehn Rubriken widmen sich vier ausdrücklich der Literatur und dem Theater.

48 Vgl. Xenien. In: *Musen-Almanach für das Jahr 1797*. herausgegeben von SCHILLER. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung, 197-203 [recte: 302]. Exemplar der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (Signatur: A 300 (2)). Zu deren Fanalcharakter vgl. Schmitz (Hg.): *Prügeley* (= Anm. 15), 248-251, sowie Härtl: »Athenaeum-Polemiken« (= Anm. 33), 261.

49 Vgl. ebd., 248-255. Polemisch gespiegelt wird dieses Distinktionsgebaren in den anonymen *Expectorationen*, die den zeitgenössischen Literaturbetrieb von der als hochliterarisch sich gerierenden Seite her in Szene setzen, Kotzebue folglich nicht auftreten lassen und ihm doch Dauerpräsenz in der Vorstellungswelt seiner Gegner attestieren; vgl. z. B. *Expectorationen*. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarcos. 1803, 38 f. Mein Exemplar. Der Forschung gilt Kotzebues Autorschaft an den *Expectorationen* als erwiesen. Die zeitgenössischen Aussagen zum Kasus bleiben allerdings zweideutig, vgl. Schmitz (Hg.): *Prügeley* (= Anm. 15), 485-506 sowie 511-516.

50 Trostwort für die Herren Schlegelianer. Ausgesprochen von ihrem großen Meister, in der Zeitung für die elegante Welt d. J., Seite 43. In: Der *Freimüthige*, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser Nr. 18. Dienstags den 1sten Februar, 72.

das Berliner Publikum der Lächerlichkeit preisgibt⁵¹, um, mit dem vom *Freimüthigen* herausgegriffenen Zitat, einen einzigen Künstler aus all der »schlecht, schlecht, schlecht[en]« Stümperei⁵² auszunehmen, nämlich den Bruder Ludwig Tiecks.⁵³ Aufgespießt wird dieser publikumsverachtende Habitus auch, wenn der *Freimüthige* gleich am 4. Januar offenlegt, wie Goethe durch die Drohung, von der Weimarer Theaterdirektion zurückzutreten, die Unterdrückung einer kritischen Besprechung von August Wilhelm Schlegels *Jon* im *Journal des Luxus und der Moden* erzwingt⁵⁴; wenn er am 10. Januar berichtet, wie bei der Weimarer Aufführung von Friedrich Schlegels Trauerspiel *Alarcos* Goethe dem Publikum das »laute[] schallende[] Gelächter« verbietet⁵⁵; wenn er am 20. Mai – nachdem »die Deutschen Kleinstädter im Druck erschienen sind, und folglich jeder, der etwa Interesse an der Sache nimmt, sie selbst nachschlagen kann« – dokumentiert, wie Goethe in die vom Autor mit den Weimarer Schauspielern bereits einstudierten *Kleinstädter* zensierend eingreift.⁵⁶ Man hat diese und ähnliche text- und aufführungsbezogenen Auseinandersetzungen im *Freimüthigen* als Teil eines persönlich motivierten polemischen Feldzugs gegen Goethe und die Brüder Schlegel verstanden, ja geradezu das ganze Blatt auf einen gegen die klassizistisch-romantische Hochliteratur gerichteten Anti-Kurs reduziert.⁵⁷ Mir scheint eine solche polarisierende Deutung im Zeichen wech-

- 51 Ueber die Berlinische Kunstaussstellung von 1802. In: Zeitung für die elegante Welt [Nr.] 4. Sonnabend 8 Januar 1803, 25-29; Ueber die Berlinische Kunstaussstellung. (Fortsetzung.). In: ebd. [Nr.] 5. Dienstag 11 Januar 1803, 33-37; Ueber die Berlinische Kunstaussstellung. (Fortsetzung.). In: ebd. [Nr.] 6. Donnerstag 13 Januar 1803, 41-44; Ueber die Berlinische Kunstaussstellung. (Fortsetzung.). In: ebd. [Nr.] 7. Sonnabend 15 Januar 1803, 49-53; Ueber die Berlinische Kunstaussstellung. (Fortsetzung.). In: ebd. [Nr.] 8. Dienstag 18 Januar 1803, 57-59; Ueber die Berlinische Kunstaussstellung (Beschluß.). In: ebd. [Nr.] 9. Donnerstag 20 Januar 1803, 67-72. Daß der Fortsetzungsartikel von »A. W. Schlegel« stammt, gibt erst das am Ende des Jahrgangs ausgelieferte Inhaltsregister zu erkennen, vgl. Inhalt des dritten Jahrganges der Zeitung für die elegante Welt. In: Zeitung für die elegante Welt. Dritter Jahrgang. 1803. Leipzig, bei Voß und Compagnie, unpag. [gez. 3].
- 52 »Ueber die Berlinische Kunstaussstellung« (15. Januar 1803) (= Anm. 51), 52.
- 53 Vgl. »Ueber die Berlinische Kunstaussstellung« (13. Januar 1803) (= Anm. 51), 43: »Die Büste der Gräfin Voß [von Christian Friedrich Tieck] soll vielen Zuschauern mißfallen haben. Ein gutes Zeichen! Was den Meisten, als fremd, nicht zusagt, ist eben das Rechte.«
- 54 Vgl. Eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre. In: Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser Nr. 2. Dienstags den 4ten Januar 1803, 7f.
- 55 Alarcos auf der Weimarischen Bühne. In: Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser Nr. 5. Montags den 10ten Januar 1803, 19f., hier: 19.
- 56 Vgl. Ueber einen Zwist, welcher durch das Lustspiel, die Deutschen Kleinstädter, zwischen Herrn von Göthe und Herrn von Kotzebue entstanden. In: Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser Nr. 80. Freitags den 20sten Mai 1803, 318-320, hier: 318.
- 57 Dabei wird in der Regel nicht getrennt zwischen dem im ersten Jahrgang des *Freimüthigen* Gedruckten und den 1802/03 im Umkreis der Gründung und des Starts des neuen Blattes rege gewechselten Briefen, vor allem aber wird nicht methodisch reflektiert in Rechnung gestellt, daß es sich um die Briefe *Interessierter* handelt und insofern um alles andere als unparteiische Zeugnisse.

selseitiger Ausschließung an der publizistischen Stoßrichtung des *Freimüthigen* vorbeizugehen. Ich möchte daher die Grundsatzerklärung des »Herausgeber[s] des Freimüthigen« in der Nummer vom 4. Februar 1803, »[n]ur litterarische oder Kunst-Thorheiten gehör[t]en vor das Publikum«, nicht, »was auf das Privatleben eines angegriffenen Schriftstellers Einfluß haben könnte«⁵⁸, probeweise für bare Münze nehmen und die Gegenthese zur Diskussion stellen: Der *exklusiven* Geste des hochliterarischen Lagers setzt Kotzebue in dezidiert öffentlichkeitskonstitutiven Medien, auf dem Theater, im Unterhaltungsblatt, im dramatischen Taschenbuch, eine provokant *inklusive* Geste entgegen. An die Stelle ausschließender Publikumsbeschimpfung oder -bevormundung setzt er eine aggressive, das Publikum involvierende Intertextualität und sucht so der autonomieästhetisch betriebenen Spaltung des Literaturbetriebs in Hoch- und Trivilliteratur – einem in dieser Radikalität deutschen Sonderweg – performativ entgegenzuwirken.⁵⁹

58 Bittschrift. In: Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser Nr. 20. Freitags den 4ten Februar 1803, 78 f., hier: 79, Fußn. *). Zu Kotzebues Konzept der »Trennung von Autor und Werk« vgl. Gerlach: »Die Kritiken Hubers« (= Anm. 16), 111–114, hier: 114.

59 Grundlegend dazu Jochen Schulte-Sasse: *Die Kritik an der Trivilliteratur seit der Aufklärung. Studien zur Geschichte des modernen Kitschbegriffs*. München 1971 (= *Bochumer Arbeiten zur Sprach- und Literaturwissenschaft*, 6). Daß man um 1800 überwiegend noch »das als Einheit betrachtete, was später als hohe und Trivilliteratur auseinandertrat«, betont gleichwohl zu Recht Stock: *Kotzebue* (= Anm. 35), 10, und setzt damit der von Schulte-Sasse (bei dem Kotzebue nicht vorkommt) aus hochliterarischer Perspektive herausgearbeiteten Dichotomisierung eine Relativierung »von unten« entgegen. Analog Johannes Birgfeld, Claude D. Conter: »Das Unterhaltungsstück um 1800. Funktionsgeschichtliche und gattungstheoretische Vorüberlegungen«. In: Dies. (Hg.): *Das Unterhaltungsstück um 1800. Literaturhistorische Konfigurationen – Signaturen der Moderne. Zur Geschichte des Theaters als Reflexionsmedium von Gesellschaft, Politik und Ästhetik*. Hannover 2007 (= *Forum für deutschsprachiges Drama und Theater in Geschichte und Gegenwart*, 1), VII–XXIV, hier XIII–XV, die darauf hinweisen, »wie falsch es ist, der Mehrheit des Theaterpublikums« um 1800 »zu unterstellen, es habe einen unausgebildeten Geschmack und Interesse bloß an schematisch vorgetragenen, altbekannten Stoffen ohne jede kommunikative Produktivität besessen« (VIII), und demgegenüber die »Austauschprozesse zwischen den Parteigängern der aufkommenden Ästhetik der Innovation und Autonomie sowie [...] einer Ästhetik der Professionalität [des Theaterbetriebs; N.K.]« akzentuieren (x). Wichtig die Warnung, man dürfe »jene Abwertungsstrategien, die ab 1800 insbesondere im Umfeld der Romantik gegen die Vertreter einer beim Publikum erfolgreichen Dramatik formuliert und propagiert wurden«, nicht »zur Grundlage des Blicks auf die Texte« machen, »wie es in der Literaturwissenschaft bereits zu lange und zu oft der Fall war« (xv). Kritisch zur literaturhistorischen Fortschreibung der »zutiefst agonale[n] Kanonbildung der Kunstperiode« auch Stefanie Stockhorst: »Politische Vermittlungsstrategien und transnationale Kanonbildung. Zur britischen Kotzebue-Rezeption am Beispiel von William Taylor und Henry Crabb Robinson«. In: *Angermion* 8 (2015), 35–59, bes. 57–59, hier: 59.

b) Referenz Versdrama

Eine solche inklusive Lesart, derzufolge das »große Publicum«⁶⁰ wieder und wieder zum Nachlesen (dem Anspruch nach) hochliterarischer, es habituell ausschließender Texte aufgefordert und zur Urteilsbildung eingeladen ist, findet Plausibilisierung dort, wo man sie am wenigsten vermuten sollte: im *Almanach Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*. Unmißverständlich adressiert das neue, als Marktlücke ausgemachte Format ein gebildetes ländliches Publikum, das »fünf oder sechs Wintermonate« lang, fernab von Königlichem Schauspiel- oder Opernhaus, den »Abend hindurch angenehm [...] unterhalten« sein möchte.⁶¹ Doch obwohl *Unterhaltung*, nicht *Kunst* annonciert wird und die verheißenen »kleine[n] Stücke oder Scenen [...], zu welchen man nur vier oder fünf Personen und ein paar spanische Wände nöthig« habe⁶², alle Zeichen des Anspruchslosen an sich tragen, präsentieren auch sie sich bemerkenswert referentiell, gerade *nicht* fernab hochliterarischer Tradition. So stellt die Vorrede zum ersten Einakter, »Die barmherzigen Brüder«⁶³, eine Reflexion zu Problemen des Versvortrags an und entwickelt einen Vorschlag zur Umcodierung: »Unsere gereimten Verse werden gewöhnlich durch ihre Monotonie unerträglich. Die Franzosen hingegen haben den Vortheil, daß sie die Sylben bloß zählen aber nicht wiegen, wodurch also die Annehmlichkeit des Reims beibehalten, der ewige Taktschlag aber vermieden wird. Wir nennen das Knittelverse, und haben sie in neuern Zeiten (mit Unrecht wie ich glaube) bloß auf komische Gegenstände angewendet. Ich liefere hier einen ernsthaften Versuch dieser Gattung, der auf der Bühne nicht mißfallen hat.«⁶⁴ Der Versuch trifft sich mit den gleichfalls nicht parodistischen Eingangsversen von *Faust. Ein Fragment. Von Goethe*, 1790 in Leipzig bei Göschen erschienen.⁶⁵ Umgekehrt setzt das zweite Stück, unter dem für einen Einakter von gut zwanzig Sedezseiten frappanten Titel »Cleopatra. Eine Tragödie«⁶⁶, nicht minder intertextuell sich konstituierend, gerade auf das metadramatische Genre Travestie: »Parodien und Travestirungen«, so die einleitende »Anmerkung«, »ge-

60 Kotzebue: *Esel* (= Anm. 1), 3.

61 Kotzebue: »Vorrede« (= Anm. 41), 3 und 1. Kotzebues Vorrede setzt voraus, daß das von ihm anvisierte Publikum sich *nicht* hinreichend durch Teetrinken, »die neuesten Stadtgeschichten«, »Karten spielen«, »Tanzen«, »Pfänderspiel« oder »Sprüchwörterspiel« unterhalten fühlt, allein »Vorlesen« läßt er (»[w]enn Sie ein gutes Buch und einen guten Vorleser haben«) gelten, gibt aber zu bedenken, daß »fünf oder sechs gute Bücher, die etwa in der Michaelismesse herauskommen, [...] nicht genug« seien, »um Jhnen fünf oder sechs Wintermonate zu verkürzen«. Ebd., 2 f.

62 Ebd., 5.

63 Die barmherzigen Brüder. Nach einer wahren, in der National-Zeitung vom Jahr 1802 aufbehaltenen Anekdote. In: *ALMANACH Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von A. von KOTZEBUE*. Berlin bei F. T. de La Garde, 7-26.

64 Vorrede, ebd., 9.

65 Vgl. *Faust. Ein Fragment. Von Goethe*. Ächte Ausgabe. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen, 1790, 3-12. Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz (Signatur: Yr 5041(a) R).

66 *Cleopatra. Eine Tragödie*. In: *ALMANACH Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von A. von KOTZEBUE*. Berlin bei F. T. de La Garde, 27-49.

währen oft die fröhlichste Unterhaltung. Mich dünkt, es sey Schade, daß sie so ganz aus der Mode gekommen; zumahl da es überhaupt scheint als ob die Deutschen, vor lauter Kunst und Kunstsinn, das Lachen je mehr und mehr verlernten. Ich hoffe daher Dank zu verdienen, wenn ich dann und wann den alten ehrlichen Jocus wieder in die Gesellschaft einführe.«⁶⁷ Einmal mehr, der *Esel* läßt grüßen, weisen die Sperrungen der subversiven Lektüre den Weg: ist es doch gerade der Deutschen überzogener Hang zu »Kunst und Kunstsinn«, der zu »Parodien und Travestirungen« förmlich einlädt und so den »alten ehrlichen Jocus« auf den Plan ruft.

Der Wink gen Weimar und Jena ist deutlich⁶⁸, entfaltet sein komisches Potential aber wiederum im Detail nur vor intertextuellem Horizont. So bildet *eine* aktuelle Referenz der ambitionierte Kunstanspruch von Friedrich Schlegels *Alarcos*, einem Experiment mit dem Trauerspiel in assonierenden Versen⁶⁹, das am 29. Mai 1802 auf Goethes Weimarer Bühne spektakulär, nämlich das Publikum zu schallendem Gelächter bewegend, durchgefallen war⁷⁰ – und just »Weimar, im Mai 1802« ist Kotzebues das Almanachprojekt einleitende Vorrede datiert.⁷¹ Entsprechend experimentiert auch die »Cleopatra« mit – parodistisch gebrochenen, zu Gelächter demnach eigens einladenden – Tragödienversen und macht dafür Anleihen bei einem Modell, das um 1800 bizarrer nicht sein könnte: beim barocken Alexandriner. Das klingt dann – in absurdem Anachronismus, denn die antike Herrscherin hat, seinerseits etwas angealtert, ein Kultbuch der 1770er Jahre auf dem Tisch und privilegiert in direkter Apostrophierung des Autors (und Weimarer Theaterdirektors) einmal mehr das *Lesen* gegenüber dem *Zuschauen* – so:

Cleopatra allein, am Theetisch, mit einem Buche in der Hand.

Mein Cäsar ist nun todt! und mit ihm alle Freuden!

Drum trink' ich grünen Thee und lese Werthers Leiden.

Sublimester Scribent! du des Geschmacks Orakel!

Ich sitz' und lese dich, und geh' in kein Spektakel.⁷²

67 Anmerkung, ebd., 29.

68 Im »Prologus« (ebd., 31-35) auch mit expliziten Bezugnahmen auf denselben Referenzhorizont wie in den ersten Nummern des *Freimüthigen*, wodurch die Zuordnung »ländlich« vs. »städtisch« implizit unterminiert wird.

69 *Alarcos*. Ein Trauerspiel von Friedrich Schlegel. Berlin, 1802. Bei Johann Friedrich Unger. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München (Signatur: P.o. germ. 1297). Vgl. dazu das Nachwort. In: *Friedrich Schlegel. Alarcos. Ein Trauerspiel. Historisch-kritische Edition mit Dokumenten*. Hg. Mark-Georg Dehrmann. Mitarbeit: Nils Gelker. Hannover 2013, 187-225, zur Metrik 201-210.

70 Vgl. ebd., 211-219, sowie die 103-185 ausführlich dokumentierte zeitgenössische Rezeption des *Alarcos*. Vgl. insbes. die Besprechung »Alarcos auf der Weimarischen Bühne« im *Freimüthigen* vom 10. Januar 1803 (= Anm. 55).

71 Kotzebue: »Vorrede« (= Anm. 41), 6.

72 Kotzebue: »Cleopatra« (= Anm. 66), 36.

Oder auch so (wiederum Cleopatra):

Jch bín verdrießlich, bín \wedge $\acute{\wedge}$ verdrießlich, bín verdrießlich.⁷³

Worauf die Kammerjungfer, gerundet abgetönt, in gleicher Metrik repliziert:

Sie ist verdrüßlich, ist verdrüßlich, ist verdrüßlich.⁷⁴

Wer so mit dem Alexandriner verfährt, die konstitutive Mittelzäsur zur komischen Sollbruchstelle werden läßt, der muß nicht nur selbst mit dem Pathos des ernstgemeinten Trauerspielalexandriners vertraut sein, sondern dies auch bei seinem Publikum – das ja spielen und also diese Verse komisch brechen soll – voraussetzen können. »Daß diese Tragödie von den spielenden Personen als eine Haupt- und Staats-Action vorgestellt werden müsse, versteht sich von selbst«⁷⁵, stellt die Vorbemerkung, an Gattungswissen appellierend, bündig fest. Doch ist es nicht bloß um burlesken Mummenschanz zu tun, der am augenfälligsten im anachronistischen Mix der Kostümvorschläge zum Ausdruck kommt (Abb. 2). Vielmehr ist erneut aggressiv involvierende Intertextualität am Werk: Wenn etwa die barock gekleidete Protagonistin sich eingangs als *Werther*-Leserin outet (der *Leiden* selbstverständlich, ein Schelm, wer beim Reimwort »Freuden« an Nicolais Parodie denkt⁷⁶); wenn sie die »Dritte Scene« mit jenem halsbrecherischen »Jch bin verdrießlich, bin ...«-Alexandriners beschließt, der (wie einmal mehr eine Fußnote ausweist) samt Kammerjungfer-Echo Goethes »Der Zauberflöte zweite[n] Theil« parodiert⁷⁷, erschienen im *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet* für 1802 – dort posieren, ohne *metrische* Überzeichnung, Papageno und Papagena wiederholt gegeneinander:

Er. Jch bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie. Er ist verdrießlich! ist verdrießlich.⁷⁸

73 Die spezifisch metrische Komik entfaltet sich in der Diskrepanz von syntaktischen und metrischen Erfordernissen nur bei akkurater, die Mittelzäsur in ihrer zeitlichen Qualität als Pause ernstnehmender Skansion. Vgl. gegen das gängige Mißverständnis des Alexandriners (als handle es sich um einen sechshebigen Jambus mit nur formal als Dihärese mitgedachter, nicht klanglich in der Zeit realisierter Zäsur) Andreas Beck: »Verstechnik (Alexandriners, *vers commun*)«. In: *Gryphius-Handbuch*. Hg. Nicola Kaminski, Robert Schütze. Berlin, Boston 2016, 740–756.

74 Kotzebue: »Cleopatra« (= Anm. 66), 39.

75 Ebd., 29.

76 Ebd., 36. Vgl. Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin, 1775. Exemplar der Staatsbibliothek Berlin – Preussischer Kulturbesitz (Signatur: Yv 8092/50(a)).

77 Vgl. Kotzebue: »Cleopatra« (= Anm. 66), 39, Fußn. *): »Diese Stelle ist aus der vortrefflichen, und von Schlegel und Consorten nicht genug zu rühmenden Fortsetzung der Zauberflöte, von Herrn von Göthe, entlehnt.« Vgl. Stock: *Kotzebue* (= Anm. 35), 158.

78 Der Zauberflöte zweiter Theil. Von v. Göthe. In: *Taschenbuch auf das Jahr 1802. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Bremen, bei Friedrich Wilmans, 15–36, hier 27f. Exemplar der Musenaln./Theodor-Springmann-Stiftung (Almanach-Nr.: 364).

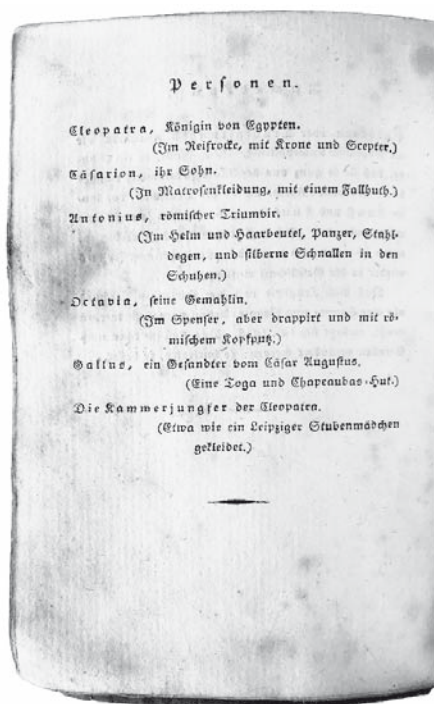


Abb. 2: Travestie, von Texten wie Textilien

Oder wenn Cleopatra am Ende, ennuyiert ob längst abgegriffener Todesarten, einen Moment lang auf einen genuin literarischen Tod verfällt, der, mit »Werthers Leiden« eine Ringkomposition bildend und gleichsam in der Familie bleibend, pointiert Hoch- und Trivalliteratur kurzschlüsse:

Wohlan, so will auch ich der Welt den Abschied geben!
Ade du falsche Welt! ich mag nicht länger leben.
So wählt Cleopatra nun eine Todes-Art.
Doch welche? – hängen? – nein! – ersäufen? – fällt mir hart –
Erstechen? – ach! das ist zu oft schon da gewesen.
Ich könnte allenfalls im Rinaldini lesen,
Bis Langeweile mir die Seele ausgepreßt;
Doch allzuschrecklich wär's, und schlimmer als die Pest! –⁷⁹

⁷⁹ Kotzebue: »Cleopatra« (= Anm. 66), 48 f. Vgl. Rinaldo Rinaldini der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts in Drei Theilen oder neun Büchern. Erstes bis drittes Buch. Mit drei Kupfern. Leipzig 1799. bey Heinrich Gräff; Rinaldo Rinaldini der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts in Drei Theilen oder neun

Was ist das für ein Publikum, dem diese vorgeblich schlichten Einakter nicht nur zur Rezeption, sondern zur eigenen Produktion anvertraut werden, sei es spielend, sei es weiterdichtend (verschiedentlich werden im *Almanach* Stellen markiert, die »leicht von jeder Gesellschaft für sich passend abgeändert werden« können⁸⁰)? Unterscheidet sich das dem ersten Jahrgang des *Almanachs Dramatischer Spiele* eingeschriebene Publikum »auf dem Lande« signifikant von jenen »gebildete[n], unbefangene[n] Leser[n]«, die der *Freimüthige* als sein Gegenüber modelliert? Und wo ist dieses Publikum eigentlich zu suchen? Kotzebues *Almanach* situiert sich – über die Vorrede, doch auch durch wiederholte Bezugnahme auf Liebhaberaufführungen – in »Weimar«.⁸¹ Ist Weimar also »auf dem Lande«,

Büchern. Viertes bis sechstes Buch. Mit drei Kupfern. Leipzig 1799. bey Heinrich Gräff; Rinaldo Rinaldini der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts in Drei Theilen oder neun Büchern. Siebentes bis neuntes Buch. Mit drei Kupfern. Leipzig 1799. bey Heinrich Gräff. Exemplar der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln (Signatur: 2C9231-1/3; 2C9231-4/6; 2C9231-7/9). Schon im Folgejahr setzt Christian August Vulpius seinen Bestseller fort und verdoppelt das ursprünglich auf neun Bücher angelegte Erzählprojekt bis 1801 auf achtzehn Bücher. 1802 erscheint bei Gräff, nun in Antiqua: Rinaldo Rinaldini der Räuber-Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts, in sechs Theilen. Vierte, durchaus verbesserte, mit drei Theilen ganz neu versehene Auflage. Mit Kupfern von Penzel. Erster Theil. Leipzig 1802, bey Heinrich Gräff. Wie intertextuell belastbar man Anklänge an barocke Topoi in Halbversen wie »Ade du falsche Welt!« oder »und schlimmer als die Pest!« finden mag, sei dahingestellt.

- 80 Kotzebue: »Cleopatra« (= Anm. 66), 34, Fußn. *) (»Diese Art Comödienzettel kann leicht von jeder Gesellschaft für sich passend abgeändert werden.«), hier auf das Ende des Prologs bezogen, das als gereimte »Affische« in dreiunddreißig Knittelversen »flugs noch jede Person« samt Darsteller/in benennt (ebd., 34 f., hier: 34). Analog, ebd., 38, Fußn. *) zum Verspaar »Geduld, Antonius! erwarte das Final! | Bring' mir den neuen Hut von Madam Damerval«: »Eine berühmte Putzmacherin in Weimar, deren Nahmen man leicht mit andern verwechseln und den Reim abändern kann. In Wien z. B. hieß es: Geduld, Antonius! Dir mach' ich quid pro quo; | Bring' mir den neuen Hut von der Madam Rabaud.«
- 81 Vgl. außer der »Vorrede« (= Anm. 41) und den in Anm. 80 genannten Stellen noch Kotzebue: »Cleopatra« (= Anm. 66), 34, Fußn. *) zum erwähnten »Comödienzettel«: »Die hier bezeichneten Personen spielten das Stück in Weimar. Der Baron D*** war wirklich eben im Begriff, nach Indien abzureisen.« Ferner die einleitende »Anmerkung« zu: Die schlaue Wittwe oder die Temperamente. Posse in Einem Akt. In: ALMANACH Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von A. von KOTZEBUE. Berlin bei F. T. de La Garde 1803, 89-143, hier 91. Die Lozierung der Uraufführung gerade dieses Stücks in Weimar ist insofern nicht ohne Spitze, als hier – wie im *Hyperboreischen Esel* – mittels seitengenaue Fußnotenverweise auf den »Musen-Almanach von Schlegel und Tieck« und das »Athenäum, dritter Band, erstes Stück« sowie durch Bezugnahme auf »die Lucinde« (123) unmittelbare intertextuelle Winke gen Jena/Weimar gegeben werden; vgl. die Fußnoten auf den Seiten 118, 119, 120, 121, 122, 124, 125, 126, 129 und 130. Zu Kotzebues Publikum umfassend Stock: *Kotzebue* (= Anm. 35), 130-170, speziell zu seinem Erfolg in Weimar, insbes. am Hof, 138-141. Wichtig für den Stellenwert etwaiger intertextueller »Sprengsätze« die Feststellung: »Neben dem Weimar Goethes hat es so etwas wie ein Weimar Kotzebues gegeben, oder genauer: Das Weimar Goethes war auch das Kotzebues, denn das dortige Publikum beider war zum großen Teil miteinander identisch« (141); vgl. auch 143: »Das Verhalten von Hof und Adel in Weimar ist ein weiterer Beweis dafür,

im Gegensatz zur königlichen Residenz Berlin? Ist hier der Kontrast zwischen Kleinstädtern und Residenzbewohnern aufgerufen, wie er für die zwischen Goethe und Kotzebue zum exemplarischen Streitgegenstand werdenden *Deutschen Kleinstädter* konstitutiv ist?⁸²

c) Referenz Weimarer Klassizismus

Conrad Wiedemann hat unlängst *Die deutschen Kleinstädter* als Versuch Kotzebues zu lesen vorgeschlagen, »den persönlichen Konflikt zu generalisieren«, über den latent destruierten Subtext »Herrmann und Dorothea« die »Weimarer Affäre« »kultur- und mentalitätskritisch zu deuten«.⁸³ In der Fluchtlinie dieser weitreichenden, ihrerseits maßgeblich intertextuell fundierten Lektüre der *Kleinstädter*⁸⁴ als Kontrafaktur des »ultimative[n] Hohe[n]lied[es] [...] auf den Geist der deutschen Kleinstadt«⁸⁵ möchte ich, einmal mehr dem grenzenüberschreitenden Eigensinn des *Esels* mich anvertrauend, zum Schluß gegenüber Goethes zensierendem Nein das subversiv-inklusive Moment des dramatischen Grundrisses akzentuieren: Allem Anschein nach ist in Kotzebues Lustspiel »Gegenpol zur Kleinstadt [...] die Residenz«⁸⁶, die Krähwinkler disqualifizieren sich aufs lächerlichste nicht nur durch ihre aberwitzige Titelgläubigkeit, sondern auch durch das Credo, im Mittelpunkt der Weltaufmerksamkeit zu stehen. Wäre demnach Karl Olmers, der um die Bürgermeisterstochter Sabine werbende Besucher aus der Residenz, den die Kleinstädter zeitweilig für den König halten, die Perspektivfigur des Lustspiels? Eine Erwartung, die im Fortgang nur schwer aufrecht zu erhalten ist. Denn genaubesehen ist Olmers nur strukturell der strahlende junge Liebhaber, tatsächlich hingegen eine durchaus zwielichtige Figur, über die man nichts erfährt, außer daß Sabine in der Residenz sich

wie unhistorisch es wäre, die damalige Trivial- und Unterhaltungsliteratur streng von der hohen Literatur zu trennen.«

82 Vgl. zur impliziten Identifizierung der Residenz in den *Deutschen Kleinstädtern* Conrad Wiedemann: »Kotzebue zwischen Goethe und Picard. *Die deutschen Kleinstädter* als Weimarer Affäre«. In: *August von Kotzebue im estnisch-deutschen Dialog*. Hg. Klaus Gerlach, Harry Liivrand, Kristel Pappel. Hannover 2016 (= *Berliner Klassik*, 22), 183-212, hier 196 f.: »Bei Kotzebue hat diese Stadt keinen Namen, kann aber – als Königsstadt – im Grunde nur Berlin meinen [...]«

83 Ebd., 184 und 191.

84 Was im übrigen, forschungsgeschichtlich bezeichnend, nicht wenig zu Wiedemanns unmißverständlich vom *mainstream* abweichender Nobilitierung dieses Lustspiels zu »gute[m] Theater« beiträgt, dessen »Thema[]« und seine »Auslegung historisch von Gewicht« seien (ebd., 183). Und zwar interessanterweise von Goethe her perspektiviert, vgl. ebd., 195: »Das zeitgenössische Theaterpublikum, das mit der Leserschaft von *Herrmann und Dorothea* vermutlich identisch war, müsste diese Keimzelle der Kotzebueschen Blick- und Stilumkehr eigentlich leicht erkannt haben. Dass Goethe dazu schwieg, ist umso interessanter. Können wir doch sicher sein, dass er sehr genau sah, wie Kotzebues Stück sich vermöge seines Subtextes über die Routine des Unterhaltungsautors erhob und mit scheinbar leichter Hand neuralgische Punkte der geniezeitlichen Kultur ins Spiel brachte.«

85 Ebd., 191.

86 Alexander Nebrig: »Die deutschen Kleinstädter«. In: *Kotzebues Dramen* (= Anm. 8), 43 f., hier: 43.

in den jungen Herrn verliebt hat⁸⁷; ein Bräutigam *in spe*, der sich gegenüber dem erhofften Schwiegervater (mag der noch so wunderbarlich sein) nicht zu benehmen weiß (was interessiert mich Ihr Hammel, ich will Ihre Tochter⁸⁸), der die Kleinstadt sowenig versteht wie die Kleinstädter die Residenz. Einmal mehr werden *beide* Seiten aneinander zunichte⁸⁹, und ich zweifle sehr, ob es bloß ein mechanisches Setzerversehen ist, daß Olmers, der so ganz und gar titellose, im Personenverzeichnis des Erstdrucks, jedenfalls in einem Teil der Exemplare⁹⁰, doch einen Titel bekommt, nämlich den des »Nachtwächter[s]«. ⁹¹ Interferiert er doch *im* Lustspiel bemerkenswert oft mit dem Nacht-

- 87 Ein Zweifel, der zu Beginn des Stücks – bevor der von ihr Herbeigesehnte endlich erscheint – selbst Sabine bestimmt: »Sabine allein. [...] Keine Sylbe von ihm? – [...] bin ich schon vergessen? – er wollte ja selber kommen, mit Empfehlungsschreiben vom Minister? und nun kömmt er nicht, und schreibt auch nicht. [...] Es geschieht dir schon recht. Man hat dich genug vor den jungen Herren aus der Residenz gewarnt. Sie verlieben sich in Einem Tage drey-mal, und wenn sie Abends in die Komödie gehn, wissen sie schon nichts mehr davon. – Aber Karl! Karl! auch du ein Alltagsmensch? auch du nur ein Schönschwätzer?« Die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. von August von Kotzebue. Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer. 1803, 7f. Mein Exemplar. Nimmt man Sabines Hoffnung, ihr Karl möge *kein* »Alltagsmensch« sein, beim Wort und führt sie mit der »Zueignungsschrift« zum *Hyperboreischen Esel* (= Anm. 1), 10, eng, wo der Verfasser sich (ironisch) dafür entschuldigt, einen Großteil der »schönen Sächelchen« aus der *Lucinde* »weg[ge]lassen« zu haben, weil »die Alltags-Menschen [...] keinen Sinn für die Frechheit [hätten], der Sie so vortrefflich das Wort reden«, während »[s]ein Karl allein da[stehe]«, so stellt sich für den Karl der *Kleinstädter* eine dem *Esel*-Karl homologe Charaktererwartung ein.
- 88 Vgl. Kotzebue: *Kleinstädter* (= Anm. 87), 99-103. Empirisch aufschlußreich war für mich in einem Bochumer Hauptseminar »Kotzebue« im WS 2016/17, daß gerade daran die Teilnehmer/innen – bei sonstiger Vielfalt der Ansichten – *unisono* Anstoß nahmen, wiewohl für die Gruppe keine homogen (klein)bürgerliche Sozialisierung zu unterstellen war.
- 89 Daß »his representation of Krähwinkel not only attacks the aspiring provincial culture that is represented by the Staar family, but Kotzebue at the same time articulates an implicit criticism of the Residenz«, betont Sandro Jung: »August von Kotzebue's Realism and Societal Satire in *Die deutschen Kleinstädter*«. In: *Das Unterhaltungsstück um 1800* (= Anm. 59), 65-80, hier: 77.
- 90 Für den *Hyperboreischen Esel* hat Fritz Adolf Hünich: »Literarhistorische Miscellen und Kuriosa«. In: *Zeitschrift für Bücherfreunde* N. F. 5 (1913), Heft 1, Beiblatt, 30-34, hier: 30, herausgefunden, daß von den beiden auf 1799 datierten, im Seitenumfang erheblich voneinander abweichenden Ausgaben nur die mit »58 + (1) Seite« der Erstdruck ist, die umfangreichere hingegen eine auf das Ersterscheinungsjahr zurückdatierte Auskopplung aus den *Neuen Schauspielen* von 1801. Ob für die *Deutschen Kleinstädter* von 1803 ein vergleichbarer Fall vorliegt, wäre zu prüfen. Nach kursorischer vergleichender Durchsicht, die eine eingehende Kollationierung beider Exemplare freilich nicht ersetzen kann, stimmt für die *Kleinstädter* allerdings nicht nur die Seitenzahl überein, sondern – außer dem offensichtlich neu gesetzten Personenverzeichnis – auch der Satz. Das betrifft nicht nur identische Seitenumbrüche und Kustoden, sondern bspw. auch Inkonsistenzen wie die nicht *petit* gesetzte Regieanweisung auf Seite 63 (dritte Zeile).
- 91 Vgl. Die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. von August von Kotzebue. Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer. 1803, A 2^v: »Olmers, ein Nachtwächter.« Exemplar der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln (Signatur: 2C9108).

wächter⁹² und bezeichnet sich einmal gar als Eule, die unter Krähen geraten sei.⁹³ Und abermals sind es die intertextuellen Referenzen, die die wechselseitige komische Entwertung zum Vexierspiel machen: Die Kleinstädter lesen Räuberromane aus der Lesebibliothek, mit Vorliebe *Rinaldo Rinaldini*⁹⁴, ihr Dichter Sperling dichtet Goethes »Veilgen«⁹⁵, Fragmente und Sonette⁹⁶ und verspricht dem glücklichen Paar am Ende eine »Ehrenpforte«⁹⁷ – Weimar, wie es leibt und lebt in seiner unliebsamen Mischung, »5000 Einwohner, worunter auch einige Dichter«.⁹⁸ Andererseits hat nicht nur Sperling »die neuere Aesthetik studiert«⁹⁹, sondern auch Olmers »bildet sich viel« »auf seine philosophischen Floskeln« »ein«¹⁰⁰ und soll »aus Egypten oder aus Weimar« kommen, »hat die Säule des Pompejus gemessen, oder doch Wieland aus dem Fenster gucken sehn«.¹⁰¹ Daß Goethe solche vexierenden Spiegelbezüge zensiert (Abb. 3)¹⁰², ist vor diesem Horizont weniger Tilgung persönlicher Anzüglichkeiten als Kappung intertextueller Partizipation am *literarischen* Weimar.

Schlußvignette

Wer Intertextualität, teils explizit markiert, teils performativ zitierend, derart umfassend aufs »Ganze« bezogen als publikumsmobilisierende und -involvierende Strategie einsetzt, dem ist zuzutrauen, daß er auch vor den eigenen Texten nicht Halt macht. Eine solche Stelle mag hier den Schlußpunkt bilden, wiewohl das Netz inkludierender Bezüge seiner Faktur nach *sans bornes* weiterzuverfolgen wäre. »Ja, nun wird die Confusion erst recht

92 Am prominentesten in Olmers' Reaktion auf des Bürgermeisters irrtümliche Titulierung seiner Person als »Majestät«: »Ey zum Henker! was fällt Jhnen ein? ich bin ja eben so wenig eine Majestät als Jhr Nachtwächter.« Kotzebue: *Kleinstädter* (= Anm. 87), 74. Vgl. auch ebd., 128, 137, 143–145, 165–170 und 174.

93 Vgl. ebd., 120.

94 Ebd., 16, 139, 160 f. und insbes. 96 (des Leihbibliothek-Onkels Einwand gegen Olmers: »Er hat ja nicht einmal den Rinaldo Rinaldini gelesen.«). Bemerkenswert übrigens, daß Sabine, die Grenzgängerin zwischen Kleinstadt und Residenz, über den Lesestoff *aller* Seiten zu sprechen weiß, vgl. ebd., 139 f.

95 Ebd., 122.

96 Vgl. ebd., 17 und 164.

97 Ebd., 173.

98 Ebd., 59. Vgl. auch Sperlings anzügliche Frage an Olmers, ebd., 61: »Was sagen sie denn in der Residenz von unserm Liebhabertheater? ich spiele den Peter in [Kotzebues; N. K.] Menschenhaß und Reue.« Zu den Weimar-Referenzen der *Kleinstädter* Alexander Košenina: »Kotzebues »Nullität: In Goethes trotzigem Verdikt bebt der Streit um *Die deutschen Kleinstädter* nach«. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 64 (2014), 329–343, hier 335 f.

99 Kotzebue: *Kleinstädter* (= Anm. 87), 17.

100 Ebd., 147.

101 Ebd., 48.

102 Die von Kotzebue im *Freimüthigen* gelisteten Streichungen oder Änderungen seines *Kleinstädter*-Textes durch Goethe rekrutieren sich exakt aus diesem Spiegelkabinett. Vgl. »Ueber einen Zwist« (= Anm. 56), 319 f.

die theatralischen Abenteuer anständlich durch den berühmten Herrn Volpius eine Scene einschalten lassen, in welcher die Gurtli periphetisiert werde. — Dies überraschte Herrn von Göthe, er wurde verlegen, und sagte, um doch etwas zu sagen: „Der Charakter der Gurtli gehöre gleichsam schon der ganzen Welt an.“ — Kogebue verstand zwar nicht recht, was das eigentlich heißen sollte, meinte aber doch, das ließe sich wohl von jeder Rolle sagen. Es wurde noch einiges hin und her gesprochen, dessen Resultat dahin ausfiel, Herr von Kogebue solle doch die gemachten Veränderungen nur erst selbst beaugensichtigen, welches er denn auch versprach. — H. v. G. hielt Wort, und sandte Kogebue'n das Stück zu, in welchem er eigenhändig vernichtet und wieder geschaffen hatte. K. ersannte über die Menge und gänzliche Unbedeutendheit der meisten dieser Veränderungen. Er sah nach kurzem Ueberblick, daß es ihm unmöglich sey, ohne Verschämung vor allen, die das Stück schon kannten, das selbe so mißhandeln zu lassen. Er erklärte diese seine Meinung. Herr von Göthe beharrte bei der seinigen, und meinte, es sey ein unbeschränktes Recht aller Direktionen, die Stücke, die sie aufführen lassen wollen, nach Gefallen zu streichen. Kogebue gab ihm dieses Recht bei gedruckten Stücken zu, aber nicht bei Manuscripten, die der Verfasser noch keinesweges dem Publikum abandonnirt hat, und bei deren Ueberlassung er wohl allerdings Veränderungen machen darf. Herr von Göthe glaubte das nicht. Kogebue, der aus hundert Ursachen, weder mit Herrn von Göthe zu verfallen, noch dem Weimari'schen Publikum entfremdet zu werden wünschte, beschloß, nachzugeben, so viel nur immer möglich sey, erbot sich, auf halbem Wege entgegen zu kommen, und fast alle Veränderungen gelten zu lassen, wenn man, damit er doch nicht zu sehr kompromittirt werde, dagegen nur einige

Bei Kogebue sagt Herr Staar:

„Erceling ist kein nobler Dichter. Besonders weis er mit den Sonetten umher: da müssen die Reime herbei, und sollte er ihnen alle Haare ausraufen.“

Bei Kogebue:

„Er hat die neuere Poesie studirt, könnte alle Tage Collogia diktiren lesen.“

Bei Kogebue:

„Schreibe allerlei poetische Exercitia.“

Bei Kogebue:

„Herr Erceling macht wohl gar noch ein Sonett auf mich.“

Bei Kogebue:

„Nichts als Räuber, Banditen, romantische Dichtungen und fremde Humanität.“

„Gut sein Wieland und Engel nicht mögen.“ —

auszuspfern wolle — umsonst! Endlich bestand Kogebue sogar nur auf einer einzigen Stelle, nämlich der Erwähnung der Ehrenpforte am Schluß des Stücks. Er führte an, daß erstens ja nicht geradezu jenes famöse Pasquill bezeichnet sey, und daß zweitens, wenn auch der Zuschauer sogleich diese Auslegung machen sollte, der Verfasser der Ehrenpforte ja selbst die noble Verschwiegenheit gehabt habe, sie in öffentlichen Blättern für ein Kunstwerk zu erklären, er sich also keinesweges durch Erwähnung derselben beleidigt finden könne. Ueberhaupt genommen, dieses oder jenes Buch mit satyrischem Rückblick auf der Bühne zu nennen, sey ja durch Herrn von Göthe's eigene Auctorität zu einem Rechte geknüpft, machen er sich wohl noch erinnern werde, wie er einst eine gestiftete Braut ausweiden lassen, deren ganzer Bauch voll Bücher steckte, die, so gut sie auch zum Theil waren, eben nicht artig behandelt wurden. — Alle diese Gründe vermochten nichts über Herrn von Göthe, und es blieb also Herrn von Kogebue nichts andres übrig, als sein Stück zurückzunehmen. Das ist der wahre Hergang der Sache, der, was auch sonst darüber geurtheilt werden mag, Herrn von Göthe doch abermals als einen warmen Freund seiner Freunde darstellt. — Damit aber das Publikum doch selbst urtheilen möge, ob die Sache eines solchen Aufhebens werth war, wollen wir die hauptsächlichsten Veränderungen aus der eigenen Handschrift des Herrn von Göthe hier mittheilen.

Erstens ist jedesmal, wo Räuber und Bandit steht, statt dessen Jauberer oder Here gesetzt worden. Kogebue hatte freilich selbst geglaubt, aus Schonung, den Rinaldo Rinaldini ausstreichen zu müssen, aber daß um Herrn Volpius willen jeder Räuber und jeder Bandit contreband geworden, das konnte er nicht ver-
aussetzen.

Bei Göthe:

„Erceling, und ich, wie oben aus Abends im Schauerlichen, und probiren um die Rechte, wer den andern zu stücken machen kann. Da sollten Sie hören, was Erceling für poetische Einfälle hat.“

Bei Göthe:

„Alles gelingt ihm, was er nur angreift.“

Bei Göthe:

„Hat die schönsten Anlagen zum Schriftsteller.“

Bei Göthe:

Statt Sonett — Gedicht.

Bei Göthe:

Ganz weggelassen.

Dies.

Abb. 3: Kollationieren als Offenlegung von Zensur

angehn. Ganz Krähwinkel muß confus werden!¹⁰³ ruft wie ein Echo von Friedrich Schlegels ironischem Abschied vom *Athenaeum*-Leser in »Ueber die Unverständlichkeit«¹⁰⁴ die Frau Untersteuereinknehmerin Staar, Sabines Großmutter, aus. Was sie, nach dem Blick auf das vorgebliche Portrait des Königs, *sieht*, ist epiphanische Wiederholung von Heilsgeschichte in den eigenen Krähwinkeler vier Wänden: »Er ist da! sag' ich, er ist da! Gleich dem großen Weltkönig, der auf einem Eselein ritt, hat er dich erwählt, mein Sohn Niclas! in dein Haus ist er eingezogen, du glücklicher Bürgermeister auch Ober-Aeltester!¹⁰⁵ Vor dem Publikum, in Sabines Notlüge, die Olmers zeitweilig als königlichen Besuch aus der Residenz erscheinen läßt, eingeweiht, ersteht hingegen ein anderes, ein *intertextuelles* Bild: Karl (wie Olmers ja eben auch heißt) auf dem hyperboreischen »Eselein«.

Nicola Kaminski, Bochum

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: *Der hyperboreische Esel oder Die heutige Bildung. Ein drastisches Drama, und philosophisches Lustspiel für Jünglinge, in Einem Akt.* Von A. v. Kotzebue. Leipzig, bey Paul Gotthelf Kummer. 1799, 32 (Sechste Scene) und 11 (Zueignungsschrift). Mein Exemplar.

Abb. 2: *Cleopatra. Eine Tragödie.* In: *ALMANACH Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande von A. von KOTZEBUE.* Berlin bei F. T. de La Garde, 30 (Personen) und koloriertes Kupfer Nr. 2 (zwischen 48 und 49). Mein Exemplar.

Abb. 3: »Ueber einen Zwist, welcher durch das Lustspiel, die Deutschen Kleinstädter, zwischen Herrn von Göthe und Herrn von Kotzebue entstanden«. In: *Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser* Nr. 80. Freitags den 20sten Mai 1803, 318-320, hier 319. Exemplar der Staatsbibliothek Bamberg (Signatur: 22/Eph.misc.q.25-t).

¹⁰³ Kotzebue: *Kleinstädter* (= Anm. 87), 69.

¹⁰⁴ Vgl. »Ueber die Unverständlichkeit« (= Anm. 38), bes. 343-350.

¹⁰⁵ Kotzebue: *Kleinstädter* (= Anm. 87), 69. – Der vorstehende Artikel geht auf einen Vortrag am 6. Oktober 2017 in Tallinn zurück. Für die kritischen Hinweise im Zuge der *peer-review* danke ich herzlich.

Aus der Forschung

Isaak Iselin – die Schriften eines herausragenden Vertreters der Schweizer Aufklärung in neuer Edition. Eine Sammelrezension

ISAAK ISELIN: *Schriften zur Politik*. Hg. FLORIAN GELZER. Basel: Schwabe 2014 (= *Gesammelte Schriften*, 1), I, 631 S., II Abb.

ISAAK ISELIN: *Schriften zur Ökonomie*. Hg. LINA WEBER, in Zusammenarbeit mit CARMEN GÖTZ. Basel: Schwabe 2016 (= *Gesammelte Schriften*, 2), LI, 284 S., 9 Abb.

ISAAK ISELIN: *Schriften zur Pädagogik*. Hg. MARCEL NAAS. Basel: Schwabe 2014 (= *Gesammelte Schriften*, 3), XLIII, 550 S., 5 Abb.

ISAAK ISELIN: *Geschichte der Menschheit*. Hg. SUNDAR HENNY, ISABELLE WIENAND. Basel: Schwabe 2017 (= *Gesammelte Schriften*, 4), XLVI, 630 S., 5 Abb.

Isaak Iselin ist einer der wichtigsten Vertreter der Aufklärung, nicht nur in der Schweiz, sondern auch im gesamten deutschsprachigen Raum und darüber hinaus in ganz Europa. Er lebte von 1728 bis 1782 in Basel, war ausgebildeter Jurist und arbeitete als Ratsschreiber in der Verwaltung der Stadtrepublik Basel; während dieser Tätigkeit veröffentlichte er politische, ökonomische, pädagogische und philosophische Schriften. Besonders bekannt geworden ist er durch sein Hauptwerk *Geschichte der Menschheit* (1764), mit dem er zu den Begründern der modernen Philosophie der Geschichte gehört.

Als Wegbereiter des republikanischen Patriotismus und als Protagonist des sich im 18. Jahrhundert herausbildenden neuen Typs von Geschichtsphilosophie ist Iselin in jüngster Zeit wieder ins Zentrum interdisziplinärer Forschungen gerückt. Doch seine Schriften standen bisher in keiner neuen Edition zur Verfügung. Daher ist die nun vollständig vorliegende Ausgabe ein großes Verdienst der Herausgeber.

Die einzelnen Bände sind thematisch geordnet und vereinigen die wichtigsten Schriften zum jeweiligen Gebiet. Die Texte wurden unter punktuelltem Einbezug des handschriftlichen Nachlasses von Iselin für die Ausgabe kritisch neu ediert. Ziel der Edition ist die möglichst getreue Wiedergabe der Originaltexte, einschließlich der starken Schwankungen in Orthographie und Zeichensetzung. Jeder Band enthält eine ausführliche Einleitung, zusätzliche Kommentare zu den einzelnen Schriften oder Buchkapiteln sowie eine Bibliographie und ein Personenregister. Die Kommentare stützen sich auf Forschungen über den Nachlass Iselins im Staatsarchiv Basel-Stadt und in der Universitätsbibliothek Basel.

Der erste Band enthält Iselins frühe Schriften zur *Politik*, die in der kurzen Zeitspanne zwischen 1755 und 1760 entstanden sind. Dabei macht der Herausgeber Florian Gelzer auf den eigentümlichen Doppelcharakter dieser Texte aufmerksam, der nicht zuletzt auch der beruflichen Situation des Autors geschuldet ist.

Auf der einen Seite sind die politischen Schriften von Iselin aus den Baseler Kontexten entstanden. Sie beziehen sich auf die Gegebenheiten eines republikanischen Gemeinwesens und verweisen damit auch auf die neueren Debatten über den schweizerischen Republikanismus. Texte wie *Der patriotische Redner* (1755, 77-86) oder *Politischer Versuch über die Berathschlagung* (1761, 499-587) enthalten Anleitungen für die Praxis einer guten Politik, indem sie Aufgaben in der Regierung, Probleme der Gesetzgebung sowie Reformen des Staatswesens erörtern. Außerdem enthalten diese Texte Ratschläge für die Ausbildung zum guten Staatsmann, an den appelliert wird, sein Vaterland

zu lieben, dem Wohl des ganzen Staates zu dienen und für eine gute Gesetzgebung zu sorgen. Diese Werke liefern also keinen konsistenten Entwurf einer Staatstheorie.

Auf der anderen Seite geht Iselin in seinem 1755 entworfenen Werk *Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes* (93-235), im *Versuch über die Gesetzgebung* (1760, 321-350) und in *Philosophische und politische Versuche* (1760, 361-473) deutlich über die skizzierte Pragmatik hinaus und gelangt zu allgemeinen Überlegungen über die Grundlagen der Legislation. Er betrachtet den Staat als eine große »Maschine«, deren Endzweck das Glück der Bürger sei. Die Argumentationsfiguren ähneln sich: Zuerst werden die Mängel der bestehenden Staaten unterbreitet, sodann die Vorschläge zur Verbesserung.

Bei der Frage nach der idealen Regierungsform geht Iselin sogar zu systematischen Reflexionen über. Im expliziten Anschluss an Montesquieus *De l'esprit des lois* (1748) unterscheidet er zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie, ohne sich für eine Verfassungsform eindeutig zu entscheiden. Zwar lehnt er eine radikale Demokratie ab und hegt Sympathien für eine aufgeklärte Monarchie, aber im Grunde bevorzugt er Mischformen zwischen Aristokratie und Monarchie (154 ff.). Im Gegensatz zu Montesquieu hält er diese politischen Formen für weniger wichtig; vielmehr legt er Wert auf das ethische Prinzip der »Tugend«, das ja bei Montesquieu auf die Republik beschränkt blieb, als gemeinsame Grundlage aller Staatsformen. Dadurch verleiht er Montesquieus Theorie politischer Institutionen eine moralphilosophische und pädagogische Wendung.

In diesen Zusammenhang gehören die Schriften zur *Pädagogik*, die im dritten Band versammelt sind. Wie sich zeigte, laufen die Ratschläge für eine gute Regierung auf die Erziehung junger Männer zu geeigneten Politikern hinaus. Sie sollen nicht nur intellektuelle und rhetorische Fähigkeiten erwerben, sondern auch unparteiisch, gesetzestreu und tugendhaft sein. Aber auch die Untertanen können nach Iselin nur gute Staatsbürger sein, wenn sie die entsprechende republikanische Erziehung genossen haben. Weil Iselin die Wirkung natürlicher und sozialer Bedingungen auf das menschliche Verhalten geringer einschätzt als Montesquieu, schenkt er – ähnlich wie Rousseau – der Erziehung zur Tugend mehr Beachtung.

Wie schon die politischen Texte gehen auch die Schriften zur Pädagogik aus jeweils konkreten Versuchen hervor, Reformen voranzutreiben, in diesem Fall die Reform öffentlicher Schulen und der Baseler Universität sowie die Gründung einer Akademie. Das ist schon merkwürdig genug, weil der Jurist und Ratsschreiber Iselin selbst weder Pädagoge noch Hochschullehrer war, wie überhaupt seine Reformvorschläge ziemlich erfolglos blieben. Doch während er bei der Politik immerhin zu einigen Verallgemeinerungen gelangte, fehlt auf pädagogischem Feld ein entsprechendes Werk. Aus diesem Grund versucht der Herausgeber Marcel Naas weder in seiner Einleitung noch in der Edition den Eindruck zu erwecken, als habe Iselin eine systematische Theorie der Pädagogik vorgelegt.

Gleichwohl lassen sich in den pragmatischen Schriften eine Reihe pädagogischer Grundsätze erkennen. Im *Versuch über die Verbesserung der öffentlichen Erziehung* (351-424) von 1779 geht es zunächst um das Verhältnis zwischen Elternhaus und Staat bei der Erziehung der Kinder, wobei Iselin zunehmend den Eltern misstraut und die Rolle staatlicher Bildungsanstalten hervorhebt. Seine Erziehungsziele orientieren sich an einem Ideal des Menschen, der nach Vollkommenheit strebt im Sinne von Weisheit, Glück und Tugend. Nach dem Vorbild Rousseaus sowie der Philanthropie eines Basedow und Lavater plädiert Iselin in *Sammlung dem Nutzen und dem Vergnügen der Jugend geheiligt* (1768/1773, 29-61) dafür, dass der Unterricht mehr Freude fördern als Gehorsam verlangen soll sowie altersgemäß und spielerisch zu verfahren habe, indem er von der Lebenswelt der Kinder ausgehe. Ausdrücklich befürwortet Iselin spezielle Schulen für Mädchen, ohne allerdings die traditionellen Geschlechterrollen in Frage zu stellen.

An die politischen Texte knüpfen auch die Schriften zur Ökonomie an, denen sich der zweite Band widmet, geht es doch vordergründig um eine für das Gemeinwesen förderliche Wirtschafts-

politik. Galt es noch im staatlichen System des Merkantilismus durch Einfuhrzölle eine möglichst positive Handelsbilanz zu erreichen, setzte sich unter dem Einfluss der französischen Physiokraten tendenziell die Idee eines freien Handels durch, eine Idee, der sich auch Iselin im Laufe seiner politischen und wissenschaftlichen Tätigkeit mehr oder weniger konsequent anschloss.

Doch grundsätzlicher war die Erforschung der Quellen wirtschaftlichen Reichtums. Bei Iselin ist exemplarisch zu studieren, wie dieses Thema noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem historischen Kontext behandelt wurde, in dem zunächst einmal ganz andere Begriffe und Probleme leitend waren. Denn zunächst ging es um die seit der Antike diskutierte Frage, ob Luxus vorteilhaft oder schädlich für Individuum und Staat sei. Wie die Autorinnen der Einleitung, Lina Weber (Herausgeberin) und Carmen Götz, detailliert darlegen, nahm auch Iselin an der damals in ganz Europa geführten Luxusdebatte teil, wobei sich seine Position allmählich wandelte.

Im frühen Dialog *Plutus oder von den Reichtümern* (1762, 1–22) vertritt Iselin, wie Rousseau, noch die traditionelle Meinung, dass die Konzentration oder Anhäufung von Reichtümern destruktive Kräfte entfalte und dass der Gesetzgeber den Umfang des zulässigen Reichtums zu begrenzen habe. Doch schon in dieser Schrift zeichnet sich die Tendenz zu einer Aufwertung des Reichtums ab in der Überzeugung, dass der Reichtum an sich weder gut noch schlecht sei und durchaus einen positiven Gebrauch zulasse. Diese Position findet sich in der späteren Schrift *Der zweyte Palämon, oder von dem Aufwande* (1770, 109–149), wo das Wirken eines idealen Landbesitzers geschildert wird, der seinen Reichtum durch Arbeit erworben habe und damit auch wieder neuen Reichtum schaffe. Durch technische Hilfsmittel verbessert er die Agrikultur, erhöht die Zahl der Einwohner und sorgt für den wirtschaftlichen Kreislauf zwischen Landbau, Manufaktur, Handwerk und Handel.

Diese Ausführungen verweisen auf die ökonomische Lehre der Physiokratie, die sich in Frankreich in den frühen 1760er Jahren vor allem durch die »Neue Wissenschaft« von François Quesnay entwickelt hat. Iselin hat die Texte von Quesnay wie auch anderer englischer und deutscher Autoren sogleich studiert, zuerst kritisiert und dann doch übernommen, so dass in der Forschung von einer physiokratischen Wende gesprochen wird.

Wie Quesnay betrachtet auch Iselin die nationale Volkswirtschaft als einen Kreislauf, innerhalb dessen drei soziale Klassen ihre Produkte und Geldmengen gegenseitig austauschen, doch bestimmt er diese Klassen etwas anders. Hatte Quesnay die Gesellschaft in eine »classe productive« (Landarbeiter), »classe stérile« (Handwerker und Händler) und »classe des propriétaires« (Grundeigentümer) eingeteilt, unterscheidet Iselin zwischen der »arbeitenden« Klasse der Landwirte und Handwerker, der »denkenden« Klasse, zu der Kaufleute, Manufakturbesitzer, Ärzte, Politiker und Gelehrte gehören, sowie der »unnützen« Klasse, die Bettler, Dienstboten und Reiche umfasst (75 f.).

Auf diese Weise schränkt Iselin das physiokratische Dogma ein, dass allein die agrarische Produktion den ökonomischen Reichtum schaffe. Dagegen wendet er ein, dass nicht nur die Bauern produktiv seien, sondern dass auch Manufakturarbeiter, Handwerker und Händler – wenn auch in geringerem Maße – zum gesellschaftlichen Reichtum beitragen. Trotz dieser keineswegs nebensächlichen Modifikation gilt Iselin seitdem als erster deutschsprachiger Physiokrat.

Der vierte Band enthält das Hauptwerk *Geschichte der Menschheit* in der vierten und letzten von Iselin bearbeiteten Auflage aus dem Jahr 1779. Die erste noch wenig erfolgreiche Auflage erschien 1764 anonym. Im Jahr 1768 folgte eine Auflage in einer stark überarbeiteten und erweiterten Fassung, die später nicht mehr wesentlich verändert wurde.

Ein besonderes Verdienst des Herausgebers Sundar Henny (begonnen von Isabelle Wienand) besteht darin, die Fußnoten von Iselin so zu rekonstruieren und zu kommentieren, dass heutige Leserinnen und Leser die verwendeten Quellen zurückverfolgen können. Dadurch wird deutlich, welche zeitgenössischen Autoren und Werke verarbeitet wurden und welche einschlägigen Titel eben auch unberücksichtigt blieben. Auf diese Weise lässt sich der spezifische Beitrag Iselins zum 18. Jahrhundert-Projekt einer neuartigen Geschichtsphilosophie etwas genauer einschätzen. Dabei

plädiert der Rezensent, der sich in dieser Disziplin am besten auskennt, für eine maßvolle Relativierung im europäischen Kontext.

Nach Iselins eigenem Bekunden gab die Kritik am zweiten *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (1755) von Rousseau den Anstoß zu seinem eigenen Werk (9). Iselin, der »Muthmaßungen« über die frühe Geschichte möglichst vermeiden will, bezweifelt die »Wirklichkeit« des von Rousseau behaupteten Naturzustandes – eine Vorstellung, die mehr philosophische Spekulation als historische Wahrheit sei (79, 82, 90). Diese Kritik ist jedoch nur teilweise berechtigt, weil Rousseau selbst den Naturzustand als eine »Hypothese« bezeichnet hat.

Iselins Position ist auch deshalb zwiespältig, weil er der Geschichtsphilosophie von Rousseau in mehrfacher Hinsicht folgt. Er übernimmt die Verbindung von Natur- und Kulturgeschichte, indem er im ersten Buch eine Anthropologie entwirft, die von der organischen Beschaffenheit des Menschen ausgeht, ohne einen Übergang vom Tier zum Menschen anzunehmen. Dabei beruft er sich auf *De la nature de l'homme* (1749) in der *Histoire Naturelle* von Buffon (79) sowie auf Henry Home (9, 34). Schließlich kommt er zu einem ähnlichen Ergebnis wie Adam Ferguson, dessen *Essay on the History of Civil Society* (1767) er ein Jahr nach Erscheinen zustimmend rezensiert (s. Einleitung, xxix). Im Unterschied zum Tier verfüge der Mensch über die Fähigkeiten Empfindung, Einbildung und Vernunft sowie über einen »Trieb zur Vollkommenheit« (80; nach Rousseaus »perfectibilité«).

Erst im zweiten Buch trägt Iselin seine Kritik an Rousseau vor, indem er die »Wilden« nicht als isolierte Einzelwesen schildert, sondern als gesellige Wesen (91 ff.), die sich von Anfang an auf den Weg zur Zivilisation machen. Weil sich Iselin damit der Ethnologie nähert, verarbeitet er in großer Zahl historische Quellen und aktuelle Reiseberichte, ohne allerdings die spezifische Zeitstruktur der Gleichzeitigkeit von vergangenen und gegenwärtigen Entwicklungsstufen theoretisch zu reflektieren (wie beispielsweise Turgot in seinen 1750/51 gehaltenen Vorträgen, die erst später publiziert wurden).

Die entscheidende Frage lautet indes, auf welche Weise Iselin die historische Dynamik des »Fortgangs der Menschheit« erklärt, eine Idee, deren Entdeckung er sogar für sich beansprucht (15). Doch seine Erklärungsversuche bleiben hinter dem zu seiner Zeit bereits erreichten Niveau zurück. Zum einen sind die genannten anthropologischen Prinzipien viel zu abstrakt, um damit konkrete Entwicklungen untersuchen zu können. Zum anderen reicht dazu auch die Klimatheorie von Montesquieu nicht aus, auf die sich Iselin mehrfach bezieht (37 ff., 88, 108, 163). Dadurch bleibt die Analyse der Wirkursachen recht vage, im Grunde tautologisch, worauf der Herausgeber in seinem Kommentar zum fünften Buch aufmerksam macht (474).

Es fehlt eine systematische Theorie gesellschaftlicher Stadien auf der Basis aufeinander folgender Subsistenzweisen, die ansatzweise bei Montesquieu vorlag, der zwischen den Gesellschaftsformen der Jäger, Hirten, Ackerbauern und Industrienationen unterschieden hat. Besonders Goguet, der von Iselin leider nicht rezipiert und später von Herder hoch gelobt wird, hatte bereits eine solche Kulturgeschichte in drei Bänden vorgelegt: *De l'origine des lois, des arts et des sciences* (1758, deutsche Übersetzung 1760/62). Und Turgot ist es gelungen, die jeweiligen Übergänge von einem Stadium zum nächsten mit Hilfe der ökonomischen Theorie der Physiokraten zu erklären.

Iselin erwähnt Jagen, Fischen, Handwerk, Manufakturen und Handel nur sehr sporadisch (III f., 186, 317, 321, 343, 448 f.); auf die dazu gehörenden Eigentumsformen geht er nur am Rande ein (188 ff.). Der Gebrauch physiokratischer Begriffe wie »Überfluß« und »reiner Ertrag«, die ihm ja aus eigenem Studium geläufig sein mussten, erschöpft sich auf wenige Anspielungen (187, 192). Stattdessen konzentriert sich Iselin auf soziale und kulturelle Phänomene wie Eheschließung, Staatsbildung, Sprache, Kunst, Moral, Religion und Riten. Während er die Geschichte der Philosophie mit Bacon, Descartes, Leibniz, Wolf und Locke relativ ausführlich referiert (330 ff.), lässt er eine Geschichte der Wissenschaften vermissen (Galilei, Kepler, Newton werden nur kurz genannt).

Während die ersten fünf Bücher zur Frühgeschichte allgemein gehalten sind, folgt in den letzten drei Büchern die konkrete Geschichte bestimmter Länder und Kulturen: die orientalischen Völker mit Ägypten (Buch 6; ohne Bezug zu Boulangers *Recherches sur l'origine du despotisme oriental* von 1761; s. Kommentar, 491) sowie die Kultur der Griechen und Römer (Buch 7), die erstaunlich nüchtern beschrieben wird. Im achten und letzten Buch folgt eine Beschreibung der späteren Kulturen Nordeuropas bis zur damaligen Gegenwart. Auch diese Bücher sind nicht unproblematisch.

Zunächst wird Iselin seinem Anspruch, eine Geschichte der gesamten Menschheit zu schreiben, nur bedingt gerecht, wenn er sich auf die genannten Regionen beschränkt. Nur an wenigen Stellen erwähnt er Amerika, Afrika und die Südsee. Voltaire hat in seinem *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* (1756) ausführlich China einbezogen. Gatterer behandelte in seinem *Abriss der Universalhistorie*, die 1765 fast zeitgleich mit Iselins Hauptwerk erschien, von diesem jedoch in seinen weiteren Auflagen nicht erwähnt wird, auch die Geschichte Syriens, Babyloniens und Indiens. Das grundsätzliche Problem der Vielheit der Kulturen und Einheit der Menschheit löst Iselin mit einem abstrakten Hinweis auf die gemeinsame Natur des Menschen, ohne die Methode der vergleichenden Kulturgeschichte eines Lafitau zu berücksichtigen (*Mœurs des sauvages Américains, comparées aux mœurs des premiers temps*, 1724).

Sodann stellt sich das diachrone Problem eines übergreifenden Fortschritts. Iselin verfährt hier nach dem üblichen Schwarz-Weiß-Schema, indem er das Mittelalter als Phase des Rückschritts und der Stagnation charakterisiert (295 ff.), auf die er den erneuten Aufschwung der italienischen Renaissance folgen lässt. Andere Autoren seiner Zeit wie Turgot haben hingegen das Mittelalter kulturell aufgewertet, um das Geschichtsbild eines kontinuierlich aufsteigenden Pfeils entwerfen zu können.

In diesem Zusammenhang kann man Iselin zugutehalten, dass er keinen naiven Fortschrittsglauben vertritt, wie ja den Vertretern der Aufklärung nicht selten vorgeworfen wird. Wie Rousseau erkennt auch Iselin, dass mit zunehmender Zivilisation ein Verfall der Sitten verbunden sein könne (196, 349; der Herausgeber spricht von »Dialektik des Fortschritts«, 464). Auch im Hinblick auf seine eigene Gegenwart und die für ihn zu erwartende Zukunft lässt er Skepsis walten. Zum Schluss appelliert er an die politisch Verantwortlichen, für zukünftige Fortschritte zu sorgen (359 f.). Bemerkenswert ist dabei, dass er sowohl in diesem Appell als auch in der gesamten Darstellung keine höhere Macht wie etwa die »Vorsehung« bemüht, die bei einigen Zeitgenossen wie etwa in Kants »Naturabsicht« noch eine verschämte Rolle spielt. Iselin ist also ein guter Beleg gegen das weit verbreitete Vorurteil, dass Geschichtsphilosophie und Teleologie gleichzusetzen seien.

Das Resümee dieser Rezension über den Philosophen und Schriftsteller Isaac Iselin fällt gemischt aus. Wie die theoretischen Schwächen seiner Schriften zur Politik (Band 1) vom Herausgeber deutlich benannt werden, so gesteht der Herausgeber der Schriften zur Pädagogik (Band 3) unumwunden zu, dass sich diese Texte in konkreten Reformvorschlägen erschöpfen. Dabei ist das historische Interesse der Herausgeber an der Stadtgeschichte Basels durchaus legitim.

Darüber hinaus gibt es sowohl in den politischen Schriften als auch in den Schriften zur Ökonomie (Band 2) Ansätze zu einer eigenständigen Theoriebildung. Dazu gehört vor allem Iselins Hauptwerk *Geschichte der Menschheit* (Band 4), das in ganz Europa rezipiert worden ist. Obwohl es Lücken in der Rezeption zeitgenössischer Titel und damit auch theoretische Defizite enthält, gehört es zu den bedeutenden Exemplaren der modernen Philosophie der Geschichte.

Aus diesen Gründen ist es höchst verdienstvoll, die vielfältigen Schriften eines herausragenden Vertreters der Schweizer Aufklärung in neuer Edition zugänglich gemacht zu haben. Insgesamt handelt es sich bei diesen sorgfältig und aufwendig edierten wie auch gut kommentierten Bänden um ein gelungenes Unternehmen, das wichtige und teilweise neue Quellen für die Aufklärungsforschung zur Verfügung stellt.

Johannes Robbeck, Dresden

British Freemasonry, 1717-1813. General editor: RÓBERT PÉTER. Vol. 1: *Institutions*. Ed. CÉCILE RÉVAUGER; vol. 2: *Rituals I – English, Irish and Scottish Craft Rituals*. Ed. JAN A. M. SNOEK; vol. 3: *Rituals II – Harodim Material and Higher Degrees*. Ed. JAN A. M. SNOEK; vol. 4: *Debates*, Ed. RÓBERT PÉTER; vol. 5: *Representations*. Ed. Róbert Péter. New York: Routledge 2016, insges. 2006 S., 71 S. Index.

Seit ihrer Entstehung ist die spekulative Freimaurerei für Nicht-Mitglieder ein Mysterium Fascinosum. Es gibt – abgesehen von den christlichen Kirchen – keine gesellschaftliche Institution, die so kontinuierlich Zielscheibe für Verdächtigungen gewesen ist, deren Lehren so häufig trivialisiert und verbogen worden sind, und die so häufig nachgeahmt oder vehement abgelehnt worden ist. Freimaurerei war und ist der Hauptübeltäter in allen Verschwörungstheorien. Stattdessen hat sie bisher in der wissenschaftlichen Forschung (auch zur Aufklärung) nicht die Aufmerksamkeit bekommen, die sie als weltumspannendes Phänomen und eminent wichtige moderne westliche moderne Form der Vergesellschaftung verdient hätte, ist sie doch seit dem 18. Jahrhundert ein bedeutender Faktor im politischen, sozialen, kulturellen und religiösen Leben in Europas und Amerikas. Im Zuge des Kolonialismus wurde sie (paradoxaerweise) in den außereuropäischen Ländern auch zu einem wichtigen Medium der Heranbildung einheimischer Eliten. Offensichtlich haben aber gerade ihr schlechtes ›Image‹ und ihre häufige Inbeschlagnahme durch einen trüben Obskurantismus verhindert, dass sie auch wissenschaftlich genügend Beachtung findet, wenn auch durchaus beachtliche Studien seit dem 19. Jahrhundert publiziert worden sind.

Seit den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat jedoch die internationale Forschung über die Freimaurerei stark zugenommen. Hierfür sorgte ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften, die sich seitdem vermehrt auch kulturellen und religionsgeschichtlichen Fragen zuwenden, und die liberalere Politik einiger Großlogen, die nun auch Nicht-Freimaurern Einblick in ihre Archive gewähren. Eine Reihe internationaler Konferenzen, die Gründung mehrerer universitärer Einrichtungen und von Zeitschriften und zahlreiche wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten haben die wissenschaftliche Freimaurerforschung seitdem entscheidend vorangetrieben. Allerdings ist sie nach wie vor eine Angelegenheit von Spezialisten und viel zu wenig Bestandteil des allgemeinen wissenschaftlichen Diskurses. Dies gilt auch und gerade für die Erforschung des 18. Jahrhunderts, wo eine stärkere Integration von Forschungsergebnissen zur Freimaurerei zweifellos fruchtbar wäre (Bd. 1, xxxi). Der Aufschwung der wissenschaftlichen Erforschung der Freimaurerei nahm von Großbritannien (neben Frankreich und den USA) seinen Ausgang. Eine Reihe wichtiger Monographien und Quelleneditionen (auch und gerade solcher, die online verfügbar sind) ist seitdem erschienen. Trotzdem ist die Erforschung der britischen Freimaurerei im Vergleich zur Forschungslage etwa in Deutschland, Frankreich und Spanien noch in den »Kinderschuhen«, wie der Hauptherausgeber Róbert Péter schreibt (Bd. 1, xiv). Insbesondere über die Geschichte der irischen, der schottischen und der walisischen Freimaurerei sind wir nur sehr ungenügend informiert. Die Gründe hierfür sind vielfältig: eine durchaus rege, aber allzu oft von einer unkritischen Binnenperspektive geprägte Forschung von Freimaurern für Freimaurer (die aber eine Fülle von positivistischen Informationen erarbeitet hat), riesige, aber unerschlossene oder nicht zugängliche Logen- und Großlogenarchive und eine übertriebene Einhaltung des »Geheimnisses«, so wiederum Róbert Péter (1, xi-xxx). Hinzukommt m. E., dass es in Großbritannien bis heute an einem Leitproblem fehlt: In Deutschland war es die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Aufklärung (in Folge der Dissertation von Reinhart Koselleck *Kritik und Krise* aus dem Jahr 1959, die stark von Carl Schmitt beeinflusst war, und der Habilitationsschrift von Jürgen Habermas *Strukturwandel der Öffentlichkeit* von 1962), in Frankreich und Spanien die Spannungen zwischen Aufklärung und Republikanismus auf der einen und katholischer Kirche auf der anderen Seite. Dieses Fehlen eines Leitthemas für die Erforschung der britischen Freimaurerei ist erstaunlich, denn auf den britischen Inseln sind die

Entwicklung der Zivilgesellschaft und des politischen Liberalismus und die Formierung der britischen Identität untrennbar mit der Freimaurerei verbunden.

Von allen »Freimaurereien« sind die der britischen Inseln nämlich am stärksten Teil des politischen und sozialen Lebens des Landes. Nirgendwo in Europa gab und gibt es so viele Freimaurer und gehört die Maurerei in einem solch großen und offenkundigen Maße zur Alltagskultur. Sie war, wie Jessica Harland-Jacobs¹ herausgearbeitet hat, auch ein wichtiges Medium zur Verbreitung britischer Identität in den Kolonien und damit zur kulturellen Stabilisierung des British Empire.

Die Bedeutung der verschiedenen Arten von Freimaurerei – denn es gab im 18. Jahrhundert mehrere konkurrierende englische Systeme und daneben die schottische, irische und walisische Freimaurerei – für die Kultur in den britischen Ländern, die schiere Fülle an unerschlossenem Quellenmaterial, aber auch die bisher geleistete Editions- und Forschungsarbeit bieten ein an sich ideales Forschungsumfeld, um auch die Sozial- und Kulturgeschichte der Aufklärung weiter voranzutreiben. An die Stelle der einen »Aufklärung« erschließen sich mehrere »Aufklärungen« (Bd. I, xvi), ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Die Verankerung der Aufklärung in den Religionsauseinandersetzungen der Frühen Neuzeit, die Verwertung älterer Symbolbestände, die Rituale als Performanz religiösen Wissens und dessen Veränderung im 18. Jahrhundert sind mögliche Themen für das Forschungsfeld »Religion und Aufklärung«. Hierzu gehört aber auch die Untersuchung von Widerständen gegen »Neuerungen«, wie sie etwa die Gründung der Großloge der Antiens 1751 gegen die aufklärerischen und elitären Tendenzen der sogenannten »Moderns« darstellte. Die Entwicklung einer demokratischen Kultur der Ämterrotation, der Wahlen und Abstimmungen, aber auch die Entstehung neuer Meritokratien dürfte diejenigen interessieren, die sich der Erforschung des Politischen widmen, während das Alltagsleben der Logenmitglieder und die Rolle der Freimaurerei in der lokalen Kultur und als Teil des Vereins- und Clubwesens interessante sozialhistorische Themen sein können.

Die Herausgeber der hier zu besprechenden Quellensammlung sind viel zu realistisch, um nicht zu erkennen, dass auch ihre Edition bei der Masse des unerschlossenen Materials weder erschöpfend noch repräsentativ sein kann (Bd. I, XIII). Aber sie präsentieren eine Fülle von zumeist bisher unpublizierten und sehr schwer zugänglichen Quellen, die die Forschung auf neue Grundlagen stellt. Der erste Band unter dem Stichwort *Institutions* widmet sich der Struktur und der Entwicklung der britischen Freimaurerei seit 1717, um mit der Vereinigung der Großlogen der »Moderns« und der »Antiens« 1813 abzuschließen. Bearbeiterin des Bandes ist die bekannte französische Freimaurerforscherin Cécile Révauger. Die Bände 2 und 3 werden von dem niederländischen Ritualforscher Jan Snoek herausgegeben. Sie enthalten sehr seltene und hier zum ersten Mal publizierte Rituale sowohl der sogenannten »craft masonry« als auch der »higher degrees«.

Während diese ersten drei Bände, gleichwohl sie bisher nicht publiziertes Material enthalten, einem eher traditionellen Zugang zur Geschichte der Freimaurerei verpflichtet sind, schlägt die Edition in den folgenden Bänden neue Wege ein. Sie verlässt das Reich der Ordnung und der Ideale und wendet sich der Alltäglichkeit in den freimaurerischen Großlogen und Logen zu. Der vierte Band (*Debates*), herausgegeben von Róbert Péter, widmet sich deshalb Spannungen und Auseinandersetzungen innerhalb der Freimaurerei. Der fünfte Band (*Representations*), ebenfalls von Róbert Péter herausgegeben, enthält eine Fülle von Pressezeugnissen zu den Themen Aufnahmen und Logentreffen, Freimaurer und Theater, freimaurerische Prozessionen, Konflikte und Debatten, Frauen und Freimaurerei und zu ihrem Verhältnis zu anderen »fraternal societies«. Damit erlaubt der Band eine doppelte Forschungsperspektive: Einmal werden Informationen über das Leben in den Logen gegeben, und zum anderen wird deren Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit sichtbar,

¹ *Builders of the Empire: Freemasonry and British Imperialism: 1717-1927*. Chapel Hill 2007.

was eine viel detailliertere Untersuchung zur Stellung der Freimaurerei in der Gesellschaft erlaubt als die ausschließliche Orientierung an anti-masonischem Schrifttum.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle auch nur annähernd auf die Fülle von Informationen einzugehen, die diese stattliche Edition bietet. Einige Ergebnisse sollen jedoch genannt werden:

Es ist nicht das geringste Verdienst der hier zu besprechenden Quellenedition nachzuweisen, dass die Unterstellung, sie sei eine Verschwörung gegen Sitte und Ordnung, und Verteufelungen keineswegs erst Phänomene des 19. Jahrhunderts waren, sondern der modernen Freimaurerei schon von Anbeginn an auch auf den britischen Inseln ständig entgegenschlugen. Vor allem der freimaurerische Eid war immer wieder ein Stein des Anstoßes für Staat und Kirche. Und weil Argumente nur wenig überzeugen, wurden maurerische Rituale und Sitten in Karikaturen und karnevalesken Prozessionen zudem lächerlich gemacht. Auch der Teufel hatte nicht erst seit dem berühmten Diktum von Papst Pius IX, der von der Synagoge des Satans sprach, seine Finger im Spiel. Schon 1768 erschien in London ein anonymes Pamphlet *Masonry: The Way to Hell*. Dabei gingen Verurteilungen und Verdächtigungen keineswegs nur von den staatlichen und kirchlichen Obrigkeiten aus, sondern waren Teil der politischen, sozialen und religiösen Auseinandersetzungen auf allen gesellschaftlichen Ebenen bis hinunter in den Gemeinden. Die Freimaurerei war dabei oft nur der Schauplatz eines anderen größeren Konflikts. In Schottland spiegelten sich beispielsweise Mitte des 18. Jahrhunderts innerprotestantische Differenzen in konträren Positionen gegenüber dem freimaurerischen Eid wider. Auch konfessionelle Fragen bestimmten die Stellung zur Freimaurerei: Katholische Verurteilungen der Freimaurerei stießen auf den Widerspruch protestantischer Autoren, die damit die liberale, nationale, protestantische Identität im Gegensatz zu den autoritär geführten katholischen Ländern betonten. Aber auch ein irischer katholischer Freimaurer – von denen es zahlreiche gab – musste gegen die päpstliche Verdammnis der Logenbrüder schreiben. Andererseits wiederum gab es in Irland Logen, die Katholiken nicht in ihren Reihen duldeten.

Freimaurer haben immer gerne betont, wie harmonisch ihre Bruderschaft sei. Die Realität wurde wenigstens nach außen hin nur zu gerne und zu oft mit dem Ideal verwechselt. Stattdessen, so lernen wir aus dieser Edition, waren es nicht nur die alltäglichen und allzumenschlichen Auseinandersetzungen bis hin zu Unterschlagung und Betrug, sondern auch die großen politischen und gesellschaftlichen Themen, die sich in der Freimaurerei widerspiegelten: Nicht nur Katholiken gegen Protestanten, sondern auch Whigs gegen Tories, Upper Class gegen Lower Class, Schotten und Iren gegen Engländer. Es kam zu Schismen und Neugründungen – und Versöhnungen. Das Geheimnis der Freimaurerei war nicht ihre vermeintliche Harmonie, sondern die Fähigkeit, an solchen Konflikten nicht zugrunde zu gehen.

Jan Snoeks Edition freimaurerischer Rituale belegt, dass es neben denen der »Moderns« und der »Antiens« und denen der Schotten und Iren noch eine weitere Tradition gab: die der »Harodim«-Rituale, die in vielen Hochgraden bis heute weiterlebt und schon im 18. Jahrhundert von den dominanten Ritualsystemen am liebsten vergessen wurde. Und auch die beliebte Vorstellung, die weiterführenden Grades seien eine spätere Degeneration einer ursprünglichen schlichten Freimaurerei ist nicht haltbar.

Ebenfalls wissen wir jetzt, dass die Behauptung, die britische Freimaurerei sei als reiner Männerverein eben nur ein Spiegel der patriarchalischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts gewesen, falsch ist. Schon Zeitgenossen kritisierten die Misogynie der britischen Freimaurerei. Während die Frauenfrage also schon im 18. Jahrhundert ein gesellschaftliches Thema war, war es die Frage nach dem Ausschluss aller, die unfrei geboren worden waren, nicht. 40 Jahre nachdem 1807 der Sklavenhandel abgeschafft worden war, wurden dann auch ehemalige Sklaven von der United Grand Lodge of England als Freimaurer akzeptiert. Frauen hingegen sind bis heute nicht in den drei sogenannten regulären Großlogen von England, Schottland und Irland zugelassen.

Die Quellenedition ist äußerst sorgfältig erstellt worden. Die Texte sind hervorragend editiert und kommentiert. Die Einleitungen der Herausgeber sind inhalts-gesättigt, informieren über Sinn

und Zweck der Textauswahl und geben Anregungen für ihre Verwendung. Umfangreiche Bibliographien machen die Edition zu einem nützlichen Nachschlagewerk. Von diesem hervorragenden Werk sind deshalb in Zukunft wichtige Impulse für die weitere Erforschung der Freimaurerei des 18. Jahrhundert zu erwarten.

Martin Papenheim, Düsseldorf

Paradigmatische Fälle. Konstruktion, Narration und Verallgemeinerung von Fall-Wissen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Hg. RUBEN HACKLER, KATHARINA KINZEL. Basel: Schwabe 2016 (= *Itinera. Beihefte zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte*, 40), 173 S.

Der Sammelband *Paradigmatische Fälle* ist der jüngste Beitrag zu einer seit nunmehr über einem Jahrzehnt geführten Forschungsdiskussion über die epochen- und fächerübergreifende Bedeutung von Fallgeschichten und Fallwissen. Geboren aus einer Reflexion der Geistes- und Sozialwissenschaften über ihre eigenen Forschungsinstrumente und der Weiterführung methodischer Impulse aus der ›microstoria‹ (Carlo Ginzburg) und der ›metahistory‹ (Hayden White), hat das Thema ›thinking in cases‹ (John Forrester) international bereits seit der Jahrtausendwende Konjunktur. In der deutschsprachigen literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung gab Nicolas Pethes mit seinem 2005 veröffentlichten Aufsatz ›Vom Einzelfall zur Menschheit. Die Fallgeschichte als Medium der Wissenspopularisierung zwischen Recht, Medizin und Literatur‹¹ den Anstoß für eine intensive Auseinandersetzung mit Fall, Fallwissen und Fallgeschichte. Noch im selben Jahr sammelten Johannes Süßmann, Susanne Scholz und Gisela Engel Forschende aus den unterschiedlichsten Disziplinen im Rahmen der Tagung *Fallstudien. Theorie – Geschichte – Methode*, um in der Konfrontation der verschiedenen Forschungstraditionen, Quellen und Methoden herauszufinden, »was Fallstudien eigentlich sind, welchen Regeln sie gehorchen und was sie zu leisten vermögen«². Die Antwort auf diese Frage, nämlich eine genaue Definition des Untersuchungsgegenstandes, bleibt die mittlerweile umfangreiche deutschsprachige Forschungsliteratur allerdings auch nach über einem Jahrzehnt schuldig. Entsprechend beklagen Ruben Hackler und Katharina Kinzel, die Herausgeber des hier besprochenen Bandes, in ihrer Einleitung die weiterhin »schwierige [...] Bestimmung dessen [...], was eine Fallgeschichte auszeichnet und ob ihr über unterschiedliche Disziplinen und Verwendungskontexte hinweg eine gemeinsame Form und Funktion zukommt.« (7)

In Anlehnung an Thomas S. Kuhns *Die Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen* (1962)³ versuchen Hackler und Kinzel dann, dieser definitorischen Vagheit entgegenzuwirken und gleichzeitig die Diskussion um einen neuen Aspekt zu erweitern: den paradigmatischen Charakter von Fällen. Den Begriff des Paradigmas definieren sie mit Kuhn zunächst allgemein als »die Menge von symbolischen Konventionen, metaphysischen Annahmen und epistemischen Werten, die von den Mitgliedern der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt geteilt werden« (11), und in einem zweiten Schritt spezifisch als »die erfolgreiche Lösung eines theoretischen Problems, die für die wissenschaftliche Praxis als ›Musterbeispiel‹ dienen« (ebd.). Dass die beiden Ebenen nur schwer voneinander zu trennen sind – das Rekurren auf ein gemeinschaftliches Beispiel, ein

¹ In: *Popularisierung und Popularität*. Hg. Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz. Köln 2005, 63–92.

² Die Ergebnisse dieser Tagung wurden 2007 veröffentlicht: *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Hg. Johannes Süßmann, Susanne Scholz, Gisela Engel. Berlin 2007. Zur weiteren Forschung bis 2015 vgl. die Sammelrezension von Robert Leventhal: »Der Fall des Falls: Neuere Forschung zur Geschichte und Poetik der Fallerzählung im 18. Jahrhundert«. In: *DAJ* 41.1, 2017, 93–101.

³ Vgl. Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* [engl. 1962; dtsh. 1967]. 2., rev. u. um d. Postskriptum von 1969 erg. Aufl. Frankfurt am Main 1979, 186–221.

Paradigma im letzteren Sinne, trägt schließlich maßgeblich zur Konstituierung und Erhaltung der wissenschaftlichen Gemeinschaft, dem Paradigma im ersteren Sinne, bei – machen sich Hackler und Kinzel in ihrer Einleitung methodisch zunutze und bestimmen jene Fälle als paradigmatisch, »denen eine Problemlösung oder Erkenntnisleistung auf beispielhafte Weise gelingt und die dazu beitragen, ein [...] Forschungsfeld zu stabilisieren.« (ebd.) Ausgehend von dieser Definition identifizieren die Herausgeber fünf zentrale Problemlösungs- bzw. Erkenntnisleistungen, die von paradigmatischen Fällen erbracht werden: Verallgemeinerung, Korrektur, Serienbildung, Produktion von Ontologien und überzeugende Narration. Nicht jeder Fall, der eine oder mehrere dieser Leistungen erbringt, avanciere jedoch automatisch zum paradigmatischen Fall. Erst durch die kollektive, wiederholte Bezugnahme auf den Fall durch die wissenschaftliche Gemeinschaft oder die allgemeine Öffentlichkeit erlange dieser einen paradigmatischen Status (21).

Im Anschluss an diese durch ihre konzeptuelle Klarheit und methodische Anschlussfähigkeit überzeugende Einleitung beleuchten sieben Beiträge die Theorie und Praxis des ›Paradigmatischerwerdens‹ von Fällen aus sehr unterschiedlichen disziplinären Perspektiven. Die Texte von Stephanie Baumann, Arne Höcker und Jouni-Matti Kuukkanen diskutieren aus einem theoretischen Blickwinkel das für die Fallforschung zentrale Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem in Siegfried Krakauers Werk (Baumann), das von literarischen Fallgeschichten von Schiller bis Musil über Büchner hergestellte Spannungsfeld von empirischem Bezug und narrativer Darstellung (Höcker), sowie die grundlegende Frage der Narrativität als angeblich inhärentes Merkmal geschichtswissenschaftlicher Darstellung (Kuukkanen). Die Beiträge von Susanne Düwell, Hannes Mangold, Cécile Stehrenberger und Maurice Cottier zielen dahingegen darauf ab, nachzuzeichnen, wie konkrete Fälle in bestimmten historischen Kontexten einen paradigmatischen Status erlangen konnten. So untersuchen die AutorInnen, wie ein spektakulärer bzw. problematischer Einzelfall jeweils die Entwicklung der Erfahrungsseelenkunde im 18. Jahrhundert (Düwell), die Informations- und Klassifikationssysteme der bundesdeutschen Kriminalpolizei der 1960er Jahre (Mangold), die Katastrophenforschung im 20. Jahrhundert (Stehrenberger) sowie die Herausbildung der Subjektivität im 19. Jahrhundert (Cottier) entscheidend prägen konnte.

In den einzelnen Beiträgen deutet sich an, welche Vorteile die Konzipierung des Falls als Paradigma birgt: In der Tat erfassen die Begriffe der Induktion und Deduktion und die damit zusammenhängenden Dichotomie zwischen Partikularem und Allgemeinem die epistemischen Funktionen des Falls oft nur unzureichend. Sehr viel treffender erscheint da die von dem Sammelband vorgeschlagene Charakterisierung des Falls als Paradigma, »eine Erkenntnisform, die weder induktiv, noch deduktiv, noch analogisch ist«, sondern laut Giorgio Agamben immer von »einem Besonderen zu einem anderen Besonderen fortschreitet«⁴. Besonders in Kontexten der Etablierung neuer Wissenssysteme scheinen paradigmatische Fälle von großer epistemischer und sozialer Relevanz zu sein. Oftmals, wie etwa zu Beginn der Erfahrungsseelenkunde im 18. Jahrhundert, kann von gar keiner »Allgemeinheit, die den einzelnen Fällen vorausgeht und sich auf sie bezieht« die Rede sein. In solchen Zeiten epistemischer Offenheit – Kuhn würde sagen in Zeiten von ›Paradigmenwechseln‹ – ist es vielmehr, um an dieser Stelle nochmals mit Agamben zu sprechen, »die Präsentation des paradigmatischen Falls allein, die eine Regel konstituiert«.⁵

Man könnte beklagen, dass der Begriff des Paradigmas und der in der Einleitung der Herausgeber erarbeitete methodische Rahmen in den einzelnen Beiträgen keine systematische Anwendung finden. Sehr hilfreich und fraglos eine große Stärke des Bandes ist jedoch der letzte Beitrag von Marietta Meier, der, einem Tagungskommentar gleich, die sieben vorangegangenen Beiträge zusammenfassend diskutiert. Meier plädiert dafür, die bereits in der Einleitung erwähnte »reflexive

4 Giorgio Agamben: *Signatura rerum. Zur Methode* [ital. 2008]. Frankfurt am Main 2009, 37.

5 Ebd., 25f.

Wende« (10) der Fallforschung zu vertiefen und die Frage des Falls zum Anlass zu nehmen, die eigene Forschungspraxis stärker zu reflektieren. Fälle, so die Autorin, werden als Untersuchungsgegenstände nicht nur »entdeckt, dargestellt und analysiert« (158), sondern vor allem von den HistorikerInnen selbst produziert. Dass sich hinter jedem paradigmatischen Einzelfall immer eine Vielzahl von unsichtbaren und unerkannt gebliebenen »Normalfällen« versteckt, sollten HistorikerInnen – und diese Forderung kann getrost auf alle Forschende der Geistes- und Sozialwissenschaften ausgeweitet werden – selbstbewusster und transparenter kommunizieren. Es ist dieser überzeugende Aufruf zum konsequenteren Infragestellen der eigenen Forschungspraxis, der den hier besprochenen Sammelband von ähnlichen Publikationen positiv abhebt.

Betrachtet man abschließend die deutschsprachige kultur- und geisteswissenschaftliche Fallforschung der letzten Jahre, so lässt sich eine gewisse Stagnation des Erkenntniszuwachses schwer leugnen. Vor allem die jüngsten Veröffentlichungen zum Thema – und der hier besprochene Band von Hackler und Kinzel bildet da keine Ausnahme – zeichnen sich durch eine Rhetorik der mühevollen Positionierung und Differenzierung aus. Allem Anschein nach hat die »mittlerweile[...] reichhaltige, aber auch auffällig selbst-ähnliche[...] Fallgeschichten-Forschung«⁶, um mit dem Band von Thomas Wegman und Martina King einen weiteren jüngst erschienenen Beitrag zur Diskussion zu zitieren, eine Art Erkenntnischwelle erreicht. Ist mittlerweile also alles gesagt worden zu Fall, Fallwissen und Fallgeschichte? Die kurze Antwort auf diese Frage lautet: nein. Besagte Schwelle lässt sich nicht durch eine thematische Erschöpfung erklären, im Gegenteil, der hier vorgestellte Sammelband zeigt zahlreiche Forschungsdesiderata auf, zum Beispiel die weiterhin wenig untersuchte Frage der Narrativik des Falls. Das Problem könnte vielmehr sein, dass die Fallforschung sich bislang vornehmlich in kurzen Zeitschriftenartikeln und eben solchen Sammelstudien wie besprochener abgespielt hat. Damit läuft sie, überspitzt formuliert, Gefahr, sich in kaleidoskopischen Betrachtungen zu verlieren und ihren Untersuchungsgegenstand lediglich zu spiegeln, statt zu durchdringen. Vielleicht ist nun der Zeitpunkt gekommen, die explorative Vogelperspektive zugunsten von tiefer gehenderen Untersuchungen zu verlassen und über den Umweg theoretischer, historischer und geografischer Eingrenzungen wieder an übergeordnete Fragestellungen der Fallforschung anzuknüpfen.

Lucia Aschauer, Paris

Selbstlesen – Selbstdenken – Selbstschreiben. Prozesse der Selbstbildung von »Autodidakten« unter dem Einfluss von Aufklärung und Volksaufklärung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Mit 600 Kurzbiographien von Autodidakten im deutschen Sprachraum bis 1850 und Verzeichnissen von Bauernbibliotheken. Hg. HOLGER BÖNING, IWAN-MICHELANGELO D'APRILE, HANNO SCHMITT, REINHART SIEGERT. Bremen: edition lumière 2015 (= *Philanthropismus und populäre Aufklärung. Studien und Dokumente*, 10), 552 S.

Der auf einer interdisziplinären Tagung von 2014 basierende und von Holger Böning, Iwan-Michelangelo D'Aprile, Hanno Schmitt und Reinhart Siegert herausgegebene Band *Selbstlesen – Selbstdenken – Selbstschreiben* beschäftigt sich in insgesamt 25 Beiträgen mit dem Phänomen des Autodidaktentums im deutschsprachigen Raum vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Dabei betonen die Herausgeber, dass die in dem Band versammelten Studien bisher bestehende »Gewissheiten« zu diesem Forschungsfeld »erschüttert« haben (Vorwort, 9). Und in der Tat dokumentiert diese Publikation eine Vielzahl von Ergebnissen, die einen völlig neuen Blick auf das Autodidaktentum im

6 Thomas Wegmann: »Die Welt ist alles, was der Fall ist«: Zur Einführung«. In: *Fallgeschichte(n) als Narrativ zwischen Literatur und Wissen*. Hg. Thomas Wegmann, Martina King. Innsbruck 2016, 7–25, hier: 7.

›Zeitalter der Aufklärung‹ werfen. Durch eine überzeugende Zusammenführung der verschiedenen Einzeluntersuchungen gelingt es dem Band, sich dem Phänomen Selbstbildung in jener Zeit erstmals systematisch zu nähern und es zugleich in größere gesellschaftliche und soziale Zusammenhänge einzuordnen. Dazu trägt zum einen die durchdachte Untergliederung des Bandes in die Rubriken *Einführende Beiträge, Bäuerliche Autodidakten, Autodidakten und die Schönen Künste, Autodidakten: Blick auf den außerdeutschsprachigen Raum und Autodidakten in Schule, Pädagogik und Verwaltung* bei, und zum anderen die konsequente Rückkopplung aller Beiträge auf die zentrale Frage, wie die untersuchten Autodidakten den Prozess vom Selbstlesen zum Selbstdenken bis hin zum Selbstschreiben vollzogen haben. Dem Band geht es demnach nicht nur um die Schärfung des Begriffes ›Autodidakt‹ und seine Abgrenzung zu jenen Personengruppen, die auf institutionellem Weg in den Besitz höherer Bildung gelangten, sondern auch um die konkreten Vorgänge bei der Wissensaneignung, Wissensverarbeitung und Wissensvermittlung. Im Fokus stehen deshalb vordergründig die Autodidakten aus den ›niedereren Ständen‹, die sich, wie der Band eindrucksvoll zeigt, seit Beginn der Aufklärung zu Hunderten nachweisen lassen und die ihr neu gewonnenes Wissen an andere Zeitgenossen entweder mündlich weitergaben oder selbst in autobiographischer, belletristischer und sachbezogener Form schriftstellerisch verarbeiteten.

Die einzelnen Beiträge bieten einen hervorragenden Überblick zu den verschiedenen ›Typen‹ von Autodidakten aus dem Bauern- und Handwerksstand. An mehreren Beispielen wird deutlich gemacht, welchem sozialen Umfeld diese Autodidakten entstammten und was sie antrieb, den eigenen Bildungshorizont mittels Lesestoffen zu erweitern. Besonders erstaunlich ist dabei der Befund, wie vielseitig die Interessensgebiete der untersuchten Selbstbildner waren. So zeigt der Einführungsbeitrag von Reinhart Siegert, dass einzelne Autodidakten in der Aufklärungszeit ausgesprochen wissbegierig sein konnten und sich durch monographische wie periodische Lesestoffe theologische, philosophische, naturkundliche, historische, ökonomische, mathematische, geographische, juristische, politische und pädagogische Themen erschlossen haben. Daran anknüpfend macht Siegert ebenfalls deutlich, dass der Buchbesitz bzw. die Bücherzirkulation in den unteren Bevölkerungsschichten, insbesondere auf dem Land, nicht unterschätzt werden darf. So waren einzelne Autodidakten, wie am konkreten Beispiel von Jakob Hirschmann belegt wird, im Laufe ihres Lebens durchaus in der Lage, mehrere hundert Bücher und Zeitschriften zu erwerben (41-68) und diese durch die Gründung von Lesegesellschaften und Dorfbibliotheken auch anderen, weniger gebildeten Menschen zugänglich zu machen.

Dass es viele Autodidakten nicht beim Lesen von Schriften beließen, sondern auch aktiv zur Feder griffen und ihre Gedanken für die Nachwelt niederschrieben, wird gleich in mehreren Beiträgen ausgiebig erörtert. Dabei zeigt sich, dass sich einfache Handwerker und Bauern zu einer gleichermaßen großen Themenvielfalt selbst publizistisch äußerten. Unter ihnen finden sich etwa Autoren, die es für nützlich erachteten, ihre durch Eigenstudium erworbenen landwirtschaftlich-ökonomischen, astronomisch-mathematischen oder geographisch-kartographischen Erkenntnisse weiterzugeben und deshalb dezidiert zu naturwissenschaftlichen Sachverhalten publizierten. Daneben lassen sich aber auch Autodidakten aus dem Bauern- und Handwerksstand nachweisen, die belletristisch-künstlerische Texte schrieben und von der Forschung bisher fast ausschließlich – und mitunter in pejorativer Form – als ›Bauerndichter‹, ›Dorfpoeten‹ oder ›Minderdichter‹ wahrgenommen wurden. Der Band macht deutlich, dass deren Schriften weniger in ästhetischer Hinsicht, sondern im Kontext des Autodidaktentums stärker inhaltlich zu analysieren sind, da sie zum Teil das geistig-kulturelle Selbstverständnis sowie das intellektuelle Niveau der bildungsfernen Bevölkerungsschichten widerspiegeln. Ferner zeigt der Band auf, dass sich einige Autodidakten aus den ›niedereren Ständen‹ im Vormärz auch mittels eigener Schriften an den aktuellen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Debatten beteiligten. Exemplarisch wird dies etwa im Beitrag von Hans-Werner Hahn an den Thüringer Autodidakten Adam Henß und Friedrich Christoph Hensoldt

beleuchtet. Beide kamen aus ärmlichen Verhältnissen, hatten sich autodidaktisch eine allgemeine und fachliche Bildung angeeignet und sind infolgedessen in die bürgerliche Mittelstandsgesellschaft aufgestiegen (Henß wurde Buchbindemeister und Stadtverordneter in Weimar, Hensoldt wurde Sekretär des Amtsmannes in Frauenbreitungen und Sonneberg). Mit ihren Schriften wollten sie die Modernisierungsprozesse »in Kommune und Staat vorantreiben« und sowohl den Gebildeten signalisieren, dass auch das einfache Volk in der Lage sei, »an den großen Reformdebatten der Zeit teilzunehmen«, als auch dem Bauern- und Handwerksstand vor Augen führen, dass man seine Lebenslage durch Bildungsanstrengungen verbessern könne (459). Dass im 19. Jahrhundert einige Autodidakten zudem über institutionelles Engagement versuchten, die Bildung der einfachen Bevölkerung zu verbessern, hat Gerrendina Gerber-Visser am Beispiel von Jakob Käser veranschaulicht. So gelang diesem zunächst weitgehend mittellosen Bauernsohn aus dem Schweizer Kanton Bern der gesellschaftliche Aufstieg zum Gemeinde- und Kantonspolitiker, der sich seiner sozialen Verantwortung bewusst war und sich schließlich als Mitbegründer einer ökonomischen Gesellschaft betätigte.

Ein weiterer großer Verdienst dieser Publikation ist, dass sie bei aller Konzentration auf die »niederen Stände« auch die Autodidakten unter den Gebildeten nicht aus dem Blick verliert und zugleich danach fragt, wie diese ihrerseits auf jene Bauern und Handwerkern reagierten, die sich bereits auf autodidaktischem Weg Bildung angeeignet hatten oder dieses noch beabsichtigten. So zeigen etwa Hanno Schmitt, Frank Tosch und Frank Stückemann am Beispiel von Bernhard Friedrich von Rochow und Georg Friedrich Gieseler, wie das Phänomen des Autodidaktentums Eingang in das Umfeld des Philanthropismus und der Landschulreformbewegung des 18. und frühen 19. Jahrhunderts fand und wie es die pädagogischen Vorstellungen und Konzepte der Gebildeten beeinflusste.

Nicht zuletzt demonstrieren die Beiträge des Bandes, dass die Aufforderung der Aufklärung, der Mensch möge durch Selbstdenken und Eigeninitiative versuchen, seine Bildung zu verbessern und dadurch auch eine Veränderung des eigenen sozialen Status herbeiführen, keine reine Theorie blieb, sondern zur praktischen Wirklichkeit wurde. Es wird mehr als deutlich, dass die alte Vorstellung, die einfache (Land-)Bevölkerung wäre im Zeitalter der Aufklärung noch vollkommen ungebildet gewesen, revidiert werden muss. Neben den Gebildeten existierten zahlreiche Bauern und Handwerker, die in der Lage waren, sich durch Lektüre Wissen eigenständig anzueignen und dieses im Idealfall sogar selbst zu verschriftlichen. Unterstrichen werden die quantitativen Ausmaße dieses Befundes außerdem durch eine im Anhang befindliche Tabelle mit 600 Kurzbiographien von Autodidakten (461-531).

Abschließend sei festgehalten, dass der Band das Bild des deutschen Autodidaktentums während der Zeit der Aufklärung in erheblichem Maße erweitert hat und ohne Zweifel fortan zu den Standardwerken dieses Untersuchungsgegenstandes gezählt werden darf. So beleuchtet er nicht nur eindrucksvoll zahlreiche Desiderata, sondern stellt auch neue Forschungsfragen, die weitere Perspektiven eröffnen. Es ist deshalb zu wünschen, dass der Band zum Impulsgeber für weitere Studien zu dieser hochspannenden, bislang in der historischen Forschung aber eher am Rande behandelten Thematik wird.

Alexander Krünes, Jena

Pietismus. Eine Anthologie von Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts. Hg. VERONIKA ALBRECHT-BIRKNER, WOLFGANG BREUL, JOACHIM JACOB, MARKUS MATTHIAS, ALEXANDER SCHUNKA, CHRISTIAN SOBOTH. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2017, 744 S.

Wer bislang im Rahmen der akademischen Lehrer auf gut edierte Quellenstücke zum Pietismus zurückgreifen wollte, hatte zwar durchaus Möglichkeiten dies zu tun, musste sie sich in der Regel aber doch an unterschiedlichen Orten zusammensuchen. Mit der nun erschienenen Anthologie liefern die Herausgeber einen Band, der dieses Desiderat behebt und wohl nicht nur im universitären Kontext Anklang finden wird.

Die Herausgeber verbinden mit ihr die zustimmungswürdige Absicht »die pietistische Reformbewegung in der Vielfalt ihrer theologischen, frömmigkeitlichen, sozialen, kulturellen und literarischen Aspekte« (xx) zusammenzufassen. Dabei haben sie eine einleuchtende Mischung aus bekannten und weniger bekannten Autoren ausgewählt. Dieses breite Spektrum verteilt sich auf 20 inhaltliche Kapitel. Die entsprechenden Editionsregeln werden von den Herausgebern offengelegt und einleuchtend nachvollziehbar gemacht. Die entsprechenden Auszüge der Quellen werden dabei glücklicherweise originalgetreu und nach der jeweils ersten Auflage des Drucks, respektive der Handschrift wiedergegeben. Aus »handwerklicher« Sicht ist gegen den Band also nicht nur nichts einzuwenden, sondern könnte auch weiteren Anthologien zu anderen theologiegeschichtlich relevanten Strömungen den Weg weisen.

Jedes einzelne der 20 Kapitel beginnt mit einer kurzen thematischen Einführung, die jeweils auch zwei oder drei weiterführende Literaturtitel nennt. Das erste Kapitel zur Kirchenkritik beginnt mit einem Ausschnitt aus Arndts *Vier Bücher vom wahren Christenthumb*, welches mit einer vollständigen bibliographischen Angabe zitiert wird. Vor dem eigentlichen Quellenausschnitt findet sich dann noch ein kurzer Abschnitt der Herausgeber über die Bedeutung des Abschnitts. Im Kapitel folgen dann Beiträge von Theodor Undereyck, Philipp Jakob Spener und Gottfried Arnold, aber auch von dem heute eher unbekannten Joachim Feller oder Heinrich Horche. Hier kommen dann auch die Anhänge zum tragen. Dort findet sich nämlich ein chronologisches Quellenverzeichnis, überdies aber auch ein hinreichend ausführliches Verzeichnis der Quellenautoren. Abgerundet werden die Anhänge durch ein Personen-, Orts-, und Bibelstellenregister.

Weitere Kapitel bieten etwa ein breites Spektrum von Texten über pietistische Kirchen- und Gemeinschaftskonzepte, die Frömmigkeitspraxis, aber auch zur Ehe, Sexualität und Androgyne, sowie u. a. zur Gotteserkenntnis und Theologie. Erfreulicherweise widmet sich das letzte Kapitel den Kritikern und Gegnern des Pietismus, was die inhaltliche Ausgewogenheit des Bandes erhält. Man könnte allenfalls monieren, dass nicht ganz deutlich wird, in welcher Reihenfolge die einzelnen Kapitel aufeinanderfolgen, wobei die Auswahl der Themen und der Quellen als solche zu überzeugen weiß. Kurzum: dieser Anthologie sind viele Leser zu wünschen.

Benedikt Brunner, Bonn

HANNA NOHE: *Fingierte Orientalen erschaffen Europa. Zur Konstruktion kultureller Identitäten im Reisebrieffroman der Aufklärung.* Paderborn: Fink 2018 (= *Laboratorium Aufklärung*, 31), 332 S.

Forschungen zum Reiseroman, auch gerade zu dem des 18. Jahrhunderts, haben seit geraumer Zeit Konjunktur in der literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung. Schon vor diesem Hintergrund verdient die Identifizierung einer Forschungslücke, die der Dissertationsschrift *Fingierte Orientalen Erschaffen Europa. Zur Konstruktion Kultureller Identitäten im Reisebrieffroman der Aufklärung* zugrunde liegt, Anerkennung. Ausgangspunkt der komparatistisch ausgerichteten Studie von Hanna Nohe ist die Feststellung, dass im Europa des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Texten entsteht, die sich durch eine »gemeinsame Grundstruktur« (12) auszeichnet: In ihnen treten

imaginierte Fremde, zumeist aus dem Orient stammend, auf, die »als Spione oder Wissbegierige in politischen Zentren« (13) Europas reisen. Dort verfassen sie Briefe, in denen sie ihre Beobachtungen über vermeintliche Eigenschaften, Eigenheiten, Besonderheiten und Skurrilitäten zum Besten geben und so der heterogenen Konfiguration »Europa« – »noch vor der Entstehung der modernen Nationalstaaten« (39) – identitäre Form verleihen.

Die Studie mit dem recht sperrigen Titel wartet, so viel sei vorweggenommen, mit allerlei neuen Erkenntnissen auf, die insbesondere aus der Fülle des untersuchten Materials, aus sorgfältigen Kontextualisierungen sowie detailgenauen Lektüren auch von bislang wenig beachteten Reisebriefromanen gewonnen werden. Die Grundprämissen allerdings, auf denen die allermeisten Forschungen zum Reiseroman basieren, nämlich die These, dass die Konstruktion von Fremdheit und Alterität eine wirkmächtige Projektionsfläche für die durchaus auch kritische Konturierung des Eigenen bietet, werden in der Arbeit kaum differenziert oder gar transformiert. Die Verfasserin deutet das Wechselspiel von (imaginiert) Alterität und Identität mit Georg Wilhelm Friedrich Hegel als eine »Entäußerung« des Bewusstseins, die ein gesteigertes Selbstbewusstsein, gleichsam eine Rückkehr zu sich selbst, ermöglicht. Diese Argumentation allerdings setzt nicht nur allzu leichtfertig die Korrelation von Selbst und Kollektiv bzw. die Übertragbarkeit psychischer Mechanismen auf kulturelle Praktiken voraus. Sie verkennet auch die Ambivalenzen, Friktionen und Mehrsinnigkeiten, die dergleichen Entäußerungen unweigerlich für die Schaffung kollektiver Identifizierungen mit sich bringen. Der Frage, was es für die Identität Europas bedeutet, dass diese maßgeblich auf der Imagination eines orientalischen Außens basiert, wird in der Studie kaum Beachtung geschenkt. Sehr viel überzeugender sind hingegen die Ausführungen, die Europa als ein durch verschiedene Zirkulationsprozesse entstehendes Gebilde beschreiben, als einen heterogenen Kulturraum also, der erst durch den transkulturellen Austausch von Menschen, Wissen und literarischen Gattungen Kontur bekommt. Bedauerlicherweise werden diese Erkenntnisse nicht dazu genutzt, um zu einem differenzierten Verständnis des zentralen Begriffs der Aufklärung zu gelangen. Überhaupt fällt die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Aufklärung, der im Titel der Arbeit figuriert, recht knapp aus, und es bleibt unklar, ob Aufklärung vorwiegend einen bloßen Epochenbegriff oder eine kritische Praktik bzw. ein Epistēm bezeichnet. Vergeblich sucht man nach einer Begriffsreflexion, die Aufklärung etwa auch als Metanarrativ betrachten würde, als eine offene und polyvalente Konfiguration, die allererst erzählend hervorgebracht wird und die somit auch aufs Engste mit der Entstehung neuer Gattungen und Erzählmuster verbunden ist.¹

Die Stärke der breit gefächerten Studie liegt in den komparatistisch angelegten Interpretationen zahlreicher Reisebriefromane aus unterschiedlichen europäischen Kulturräumen – v. a. aus dem »westlichen Teil Zentraleuropas« (31) – sowie in der Vielfalt der berücksichtigten historischen Quellen, die zur Kontextualisierung der Romane herangezogen werden. Spannend werden die Lektüren nicht zuletzt dadurch, dass sowohl mittlerweile als kanonisch zu betrachtende Texte, wie Oliver Goldsmiths *The Citizen of the World* (1762) und Montesquieus *Lettres persanes* (1721), als auch bislang von der Forschung wenig beachtete Reiseromane, so etwa Johann Pezzls *Marokanische Briefe* aus dem Jahre 1784, berücksichtigt werden. Bedauernswerterweise finden Reisebriefromane von Autorinnen kaum Beachtung, weshalb auch die folgenreiche, sich im 18. Jahrhundert verfestigende Korrelation von Gender und Nation nicht in den Blick geraten kann. Fragen nach Auto- und Heterostereotypen, den Beziehungsverhältnissen zwischen den fiktiven Korrespondenten, den Gattungsmerkmalen, der Literarisierung des kulturellen Wissens sowie der aufklärerischen Einbeziehung des Lesers strukturieren die Interpretationen. Dabei gelangt die Verfasserin immer wieder zu spannenden Erkenntnissen, etwa wenn sie die Variabilität von Fremdzuschreibungen darlegt und

1 Vgl. *Die Erzählung der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2015 in Halle a. d. Saale*. Hg. Frauke Berndt, Daniel Fulda. Hamburg 2017 (= *Studien zum achtzehnten Jahrhundert*, 38).

herausarbeitet, wie breite, homogenisierende Konstrukte vom Orient durch die Übermittlung von alternativem Wissen, gewonnen etwa aus dem Koran oder der konfuzianischen Lehre, dynamisiert werden. Insgesamt hätte man sich allerdings eine größere Berücksichtigung der Ambivalenz literarischer Formgebung und der Offenheit des Textes gewünscht. Allzu häufig verschwinden ästhetische Mehrsinnigkeiten und semantische Polyvalenzen hinter starren Kategorisierungen, etwa zum »Kulturvergleich nach Müller« (253) oder den »[k]ulturelle[n] Merkmale[n] nach Hofstede« (267).

Dennoch: Dies ist eine lesenswerte Studie zum Reiseroman des 18. Jahrhunderts, die der weiteren Forschung insbesondere durch die Bereitstellung vieler Differenzierungen zentrale Impulse verleihen kann. Es bleibt zu hoffen, dass diese aufgegriffen und durch stärkere Fokussierung auf die Literarizität der Reisebriefromane dynamisiert werden.

Birgit Neumann, Düsseldorf

CHRISTOPH WILLMITZER: »*Der Frühling*« Ewald Christian von Kleists. *Themen und Poetologie im Kontext des Gesamtwerks*. Berlin, Boston: de Gruyter 2016 (= *Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung*, 57), VIII, 238 S.

Im Zentrum der kompakten Studie Christoph Willmitzers steht ein Werk, dessen Resonanz zu Lebzeiten seines Autors und einige Jahrzehnte darüber hinaus beachtlich war: *Der Frühling* Ewald Christian von Kleists. Ein Text, dem zwar noch Johann Joachim Eschenburg in seiner 1789 publizierten *Beispielsammlung* (III, 291) »unter den beschreibenden Gedichten der Deutschen den ersten Rang« zusprach, der aber nichtsdestotrotz seit geraumer Zeit eher als der am wenigsten unbekannte eines ansonsten vergessenen Œuvres gelten kann. Kleists dichterischer Nachruhm war, soviel lässt sich konstatieren, trotz der vielfältigen publizistischen Freundschaftsdienste seines durch dessen Todesumstände zutiefst bestürzten Umfelds kaum nachhaltig. Die tieferen Ursachen hierfür mögen nicht zuletzt in den hochgradig zeitalterspezifischen und -verhafteten Gattungs- und Stilpräferenzen des Autors gelegen sein und dazu in seinem bescheidenen Auftreten: Angestrebt habe er »niemahls den Namen eines Dichters, sondern bloß den Namen eines Freundes der schönen Wissenschaften«, so lautete jedenfalls die im Kern sicherlich zutreffende Beschreibung des Nebenstunden-Zeitvertreibs des Soldaten Kleist in der »Vorrede« zu den *Gedichten* von 1756. Mit anderen Worten: So sehr die Zeitgenossen »beschreibende Gedichte« von Denham, Saint Lambert, Pope, Dyer, Thomson, Haller oder Brockes bewunderten, so schwer fällt es heutigen Lesern, die seinerzeit gerühmten Bildwelten und Schönheiten als sprachliche Kunstwerke zu goutieren und sich auf die Genreerwartungen früherer Epochen einzulassen. Ein Sachverhalt, der eben auch Kleists *Frühling* zu einer Art Waisenkind der ansonsten ja blühenden Dixhuitièrismistik gemacht hat.

Um nun der kaum bezweifelbaren literaturgeschichtlichen Relevanz gerade dieses Textes gerecht zu werden, legt der Verfasser, so seine Formulierung, »eine nach 66 Jahren erstmals wieder dem Forschungsstand angemessene und umfassende Interpretation« (211) vor. In erster Linie geht es ihm dabei offenbar darum, einen (vermeintlichen), hier jedoch sehr entschlossen postulierten wissenschaftsgeschichtlichen Irrweg zu korrigieren, indem der Mensch und sein Werk möglichst systematisch separiert werden. Die »unscharfe Trennung von Autor und Text« (2) habe gerade im Falle Kleists adäquate Interpretationsleistungen verunmöglicht. Mehr noch: Die »Person« Kleist (mitsamt dem zugehörigen »Kult[]«) sei »das vielleicht größte Hindernis für die Beschäftigung mit seinen Werken« (ebd.). Ein solcher Ansatz mag zwar der Konzentration auf eine textnahe Interpretation förderlich sein, leistet zugleich aber auch einer grenzwertigen Komplexitätsreduktion bzw. unzulässigen Verkürzungen Vorschub. Die als methodisch erfolgversprechender Weg zur »angemessene[n]« Exegese beschriebene weitgehende Ausblendung von konkreten lebensweltlichen, editions- und forschungsgeschichtlichen Kontexten zugunsten der Einblendung von abstrakteren

Diskurskontexten (wie »Philosophie«, »Religion«, »Anthropologie«), sofern sie dem Verfasser als »analyserelevante Kriterien« (4) gelten, wird man daher durchaus skeptisch betrachten können: Weitgehend unverstellt von der (Literatur-)Geschichte, von Rezeptionswegen, als störend empfundenen Instrumentalisierungen und der Erfordernis, den Forschungsstand kleinteilig zu rekapitulieren, der dementsprechend hier als selektiv-summarischer, vornehmlich editorische Leerstellen und Desiderate verzeichnender »Forschungsüberblick« auf kaum vier Seiten untergebracht, kaum aber in die Argumentation einbezogen wird, soll man sich derart »ballastbefreit« und gewissermaßen ungestört dem »close reading« widmen können. Lediglich im Abschnitt über die »Probleme biografistischer Kleistforschung« (102 ff.), in dem Kleists willentliche und unwillentliche Inszenierungen seiner Schwermut thematisiert werden, wird dieser Ansatz punktuell sistiert.

Um nicht missverstanden zu werden: In den Kapiteln 2 bis 7 werden zahlreiche, ebenso wertvolle wie interessante Einblicke gewährt und vielfältige wichtige und neue Erkenntnisse geboten – von ihnen wird noch zu handeln sein. Zu bedauern ist es dennoch, dass diese sehr gute Gelegenheit nicht vollumfänglich genutzt worden ist, auf eine »runde«, eine ausgewogene und damit auch die so entschlossen beiseitegelassenen Aspekte einbeziehende Interpretation abzielen. Darüber hinaus vermisst man im Quellen- und Literaturverzeichnis bzw. im Register manche Namen, die den Blick auf Kleists Kontaktnetz hätten schärfen können, und manche Texte (wie etwa die »Ehrengedächtnisse« bis hin zum *Pantheon berühmter deutscher Dichter*, 1798, oder Wilhelm J. Wiedemanns *Frühlingsschilderungen der Deutschen, Engländer und Franzosen* [...], 1804), die womöglich ihrerseits dazu hätten dienen können, den veralteten Forschungsstand à jour zu bringen und neue Impulse zu geben. Bei einem derart verengten Fokus wäre es zudem wohl nicht gänzlich abwegig gewesen, die das Vorhandene zusammenfassende und damit resümierende bibliographische Vollständigkeit anzustreben. Nicht ganz nachvollziehbar ist es außerdem, dass einerseits mehrfach ein Forschungsdefizit in Bezug auf Hans Caspar Hirzel (1725-1803) konstatiert wird, andererseits aber die durchaus vorhandenen bibliographischen Grundlagen nicht vollständig mitgeteilt werden. *Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen* (1779) findet sich ebenso wenig wie Salomon Hirsels *Angedenken meines Bruders* (1804) oder Christoph Mörgelis Hirzel-Artikel im *Historischen Lexikon der Schweiz*. Auch wäre es wünschenswert gewesen, die in diesem Fall doch so offenkundig relevante Kulturtransfer-Thematik, für die die ansonsten erhellenden Passagen zu Brockes und Thomson der rechte Ort gewesen wäre, explizit(er) zu thematisieren.

Jenseits von solchen Einwänden bietet die Interpretation des Frühling im engeren Sinne eine Fülle von akribisch erarbeiteten und gut durchdachten Stellenkommentaren mitsamt der Einbettung in zeitgenössische philosophische, ästhetische und naturrechtliche Diskurse. Manche dieser Zuordnungen, bei denen durch ein »könnte« (15, 24) das nicht Zwingende der Bezugnahme signalisiert wird, liegen zwar nahe, überzeugen dennoch aber nur bedingt, weil der Beweis aufgrund von Quellenstudien nicht erbracht wird bzw. werden kann. Die Grenzen solcher Einflußforschung, wie sie hier mittels Einbezug der relevanten Theorien und Theoretiker dokumentiert werden, treten bei Kleist, einem Eklektiker im besten und weitesten Sinne, offen zutage.

Hervorhebenswert ist schließlich die Sorgfalt, mit der der Verfasser die Sinn- und Deutungspotentiale des *Frühling* zusammenträgt: Er erkundet die Bildwelten Kleists; er bildet den Bauplan des Werks mitsamt dem zugrundegelegten metrischen Konzept ab; er durchleuchtet die Sprache der Jahreszeiten-Thematik bis auf Einzelwort- und Motiv-Ebene hinab. Dabei verliert er weder die zeitgenössische Melancholie-Diskussion, relevante moralphilosophische Strömungen (wie den Neo-Stoizismus), den Bezug zur traditionellen Landlob-Literatur, zu politischen Utopien, zur poetischen Antike-Rezeption noch Aspekte des persönlichen Religionsverständnisses aus den Augen. Der Verfasser fokussiert damit ein für die Charakteristik des Werks adäquates Themenspektrum, wobei der affekttheoretisch grundierten und stilmittelbezogenen Natur-Betrachtung das Hauptinteresse gilt. Dass sich im *Frühling* verschiedentlich Reflexe auf die seinerzeit aktuelle, Kleist offenbar von Hirzel

nahegelegten Texte der »agrarwissenschaftlichen Volksaufklärung« (61) finden, veranschaulicht den enormen Voraussetzungsreichtum dieser Art von Poesie. Was nicht übersehen lassen sollte, dass derartige Einsprengsel die gattungsbedingte, aus der Nähe zur Lehrdichtung resultierende Sprödigkeit des Werkes aus heutiger Sicht eher noch erhöhen. Den Ausführungen über die Spuren der philosophischen Studien Kleists wie auch seines Verständnisses des Tugendbegriffes im poetischen Schaffen, wie sie sich anhand von Mitschriften partiell rekonstruieren lassen (64 ff.; 74 ff.), kommt dabei zweifelsohne ein besonderer Stellenwert zu: Doch selbst dort, wo solche einschlägigen Quellen, nämlich die »Collectaneen« vorhanden sind, lässt sich Kleists Bezugnahme auf Vorbilder wie Thomasius »[...] meist auch nur implizit« (67) belegen; ein Sachverhalt, der natürlich ein wenig unbefriedigend ist und doch zugleich dem Wesen dieser Art von amalgamierender Dichtung entspricht.

Die im 8. Kapitel gebotenen »Funde« bzw. bisher nicht ausgewerteten und (bisweilen allzu) sparsam kommentierten Quellen stehen zwar nicht durchweg in direktem Konnex zur Argumentation, runden diese jedoch in ausnehmend nützlicher Weise ab: Mitgeteilt werden hier sowohl verschiedene »unveröffentlichte Gedichtfassungen« (195 ff.) als auch Briefe, in denen namentlich »das enge Vertrauensverhältnis Kleists und Hirzels« (198 ff.) wie auch mehr oder minder private Befindlichkeiten Kleists dokumentiert werden.

Ob auf diese Weise die »Ehrenrettung« des Kleistschen *Frühling* als epochentypisches sprachlich-gedankliches Kunstwerk gelingen kann? Eher nicht, möchte man meinen. Zu den (in ihr zwar ausgesparten und dabei für den Nachruhm gerade dieses Autors doch so wichtigen) »Ehrengedächtnissen« für Ewald Christian von Kleist lässt sich die Studie Christoph Willmitzers gleichwohl und mit guten Gründen rechnen.

Anett Lütteken, Zürich

ROGER PAULIN: *August Wilhelm Schlegel. Biografie*. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von PHILIPP MÜLHAUPT. Paderborn: Schöningh 2017, 370 S.

Einen Höhepunkt unter den Publikationen zum 250. Geburtstag von August Wilhelm Schlegel bildet Roger Paulins 2016 erschienene Biographie *The life of August Wilhelm Schlegel. Cosmopolitan of Art and Poetry*¹, die nun auch in deutschsprachiger Übersetzung vorliegt. Schlegel darf sicherlich als einer der bedeutendsten Intellektuellen seiner Zeit gelten, doch anders als bei seinem Bruder Friedrich hat sich die germanistische Forschung mit ihm schwer getan. Die einzige halbwegs vollständige und bis heute maßgebliche Werkausgabe hat Eduard Böcking 1846 herausgegeben; trotz eines Nachdrucks wurden die fehlenden Teile, besonders die Schriften zur Indologie, bislang nicht ergänzt.² Allerdings scheint sich das Blatt ein wenig zu wenden: So schreitet u. a. Arbeit an der historisch-kritischen Ausgabe der Vorlesungen mit beeindruckenden Ergebnissen voran³, das DFG-Projekt der *Digitalisierung und elektronische Edition der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels*⁴ bietet mittlerweile einen komfortablen und hervorragend indizierten Zugang zur umfangreichen, aber nur verstreut oder gar nicht publizierten Korrespondenz. Schließlich hat das Frankfurter Goethe-Museum die Wanderausstellung *Aufbruch ins romantische Universum: August Wilhelm*

1 Roger Paulin: *The life of August Wilhelm Schlegel. Cosmopolitan of Art and Poetry*. Cambridge 2016. Als freie elektronische Ressource greifbar (<https://www.openbookpublishers.com/reader/25#page/12/mode/zup>) [15.02.2019].

2 August Wilhelm Schlegel: *Sämtliche Werke*. Hg. Eduard Böcking. 16 Bde. Leipzig 1846–1848; Nachdruck: Hildesheim 1971/1972.

3 August Wilhelm Schlegel: *Kritische Ausgabe der Vorlesungen*. Paderborn 1989 ff.

4 Vgl. (<https://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/>) [15.02.2019].

Schlegel konzipiert, deren Katalog Schlegels abwechslungsreiches Leben durch lesenswerte Artikel und spannendes Bildmaterial anschaulich macht.⁵

Dennoch fehlte eine Biographie Schlegel, die sein Leben und Werk wirklich umfassend im Kontext seiner Zeit vorstellt. Meist wurden nur einzelne Aspekte, wie sein Leben mit Madame de Staël oder sein Aufenthalt in Bonn, behandelt. Die beiden Pionierarbeiten von Pauline de Pange und Bernhard von Brentano⁶ sind weitgehend populärwissenschaftlich angelegt und eher als verklärte ›Geschichte eines romantischen Geistes‹ zu lesen, dessen Leben aus einer Reihe »Mini-Katastrophen (Ruth Schirmer)«⁷ bestand. Roger Paulin, dessen Tieck-Biographie⁸ schon Maßstäbe setzte, hat diese Lücke nun gefüllt. Schon zu Beginn seiner Arbeit wies er 2008 auf die Schwierigkeiten und die Herausforderungen hin, die sich mit einem solchen biographischen Projekt verbinden: »Der potenzielle Schlegel-Biograph müsste den Leser mit dem Universalismus Schlegels konfrontieren und bereit sein, dessen jeweiligen Stellenwert auf den verschiedensten Gebieten des Geistes anzuerkennen, sich aber nicht von ›Philologie‹ abschrecken lassen. Er müsste den Weg finden zwischen den Klippen des Geistes der wissenschaftlichen Biographie, der literarischen Biographie, müsste entscheiden, ob das Muster ›Leben-Werk-Zeit‹ richtiger ist als ein ›Zeitpanorama‹. Bei alledem wäre die Gefahr, enzyklopädisch zu verfahren und den Leser mit Fakten zu erdrücken, ja das Phänomen der heute um sich greifenden biographischen Hypertrophie, nach wie vor sehr groß.«⁹

In seinem Buch über Schlegel gelingt es Paulin, diese Klippen bravourös zu umschiffen: Seine Biographie teilt sich in insgesamt fünf größere Kapitel und zahlreiche Unterkapitel, die den Lebensstationen Schlegels und damit auch intellektuellen Entwicklungsgang detailliert folgen. Das Fundament der Entwicklung liefert die Darstellung von *Familie, Kindheit und Jugend*, in der nicht nur die Grundlagen der Schlegelschen Bildung, seine familiäre und intellektuelle Herkunft vorgestellt werden, sondern das in der zentralen Konstellation seines Lebens mündet: *Du, Caroline und ich. Friedrich Schlegel*. Denn, so Paulin: »Schließlich muß eine Biografie über August Wilhelm Schlegel auch teilweise ein Lebensbericht über seinen Bruder Friedrich sein. Ihre verschiedenen Lebenskurven, die Divergenzen ihrer Rezeption [...] führten dazu, dass August Wilhelm unweigerlich in den Schatten des Bruders gestellt wurde. In meiner Darstellung erscheinen die Brüder als gleichwertig, mit allen Verwicklungen und Spannungen ihrer Beziehungen.« (15) Hinzu kommt, besonders in den romantischen Jahren von 1795 bis 1804, die Rolle von Schlegels Ehefrau Caroline, die nicht nur bei der Shakespeare-Übersetzung, sondern auch bei kunsttheoretischen Aufsätzen wie dem Dialog über ›Die Gemälde‹ maßgeblich mitarbeitete. Die verschiedenen Stationen dieser Zeit in Jena und Berlin, das Zustandekommen und die Umstände der verschiedenen Projekte werden umfassend in ihren Kontexten vorgestellt. Vieles ist bekannt, da besonders dieser Teil seines Lebens von der germanistischen Forschung gut aufgearbeitet ist.

Aber im Kontext der Biographie, die ja nicht nur eine bestimmte Phase, sondern ein Leben als Gesamtheit wahrnehmen muß, wird diese Zeit zu einer zentralen Stufe auf dem Weg zum eigent-

5 *Aufbruch ins romantische Universum. August Wilhelm Schlegel*. [Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift. Frankfurter Goethe-Museum, 6. Sept. bis 12. Nov. 2017]. Hg. Claudia Bamberg, Cornelia Illrig. Göttingen 2017.

6 Bernhard von Brentano: *August Wilhelm Schlegel. Geschichte eines romantischen Geistes*. Stuttgart 1943; Pauline de Pange: *August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël. Eine schicksalhafte Begegnung*. Nach unveröffentlichten Briefen erzählt. Deutsche Ausgabe von Willy Grabert. Hamburg 1940; Ruth Schirmer: *August Wilhelm Schlegel und seine Zeit. Ein Bonner Leben*. Bonn 1986.

7 Zit. nach: Roger Paulin: »August Wilhelm Schlegel: Die Struktur seines Lebens«. In: *Der Europäer August Wilhelm Schlegel. Romantischer Kulturtransfer – romantische Wissenswelten*. Hg. York-Gotthart Mix, Jochen Strobel. Berlin u. a.: 2010, 309–318, hier: 318.

8 Roger Paulin: *Ludwig Tieck: Eine literarische Biographie*. München 1988.

9 Paulin: »August Wilhelm Schlegel: Die Struktur seines Lebens« (= Anm. 7), 318.

lichen Zentrum des Buches, das in dieser Form bislang nicht geschrieben wurde: Schlegels *Jahre mit Madame de Staël (1804-1817)*, die Paulin als lange Doppelbiographie einer intensiven wechselseitigen Beziehung angelegt hat. Von der Kommunikationssituation in Coppet ausgehend, weitet sich ihr gemeinsamer Lebenskreis im Laufe der Jahre aus verschiedenen Gründen über ganz Europa aus: Über Rom, Neapel und Wien bis hin nach St. Petersburg entwirft Paulin das Bild eines intellektuellen Miteinanders, von dem beide gleichermaßen profitierten und das mit dem Tod Germaine de Staëls abrupt endet. Der Erfolg von Schlegels Wiener Vorlesungen ist ihr ebenso zu verdanken, wie das Zustandekommen und die grundsätzliche Konzeption von *De l'Allemagne* nicht ohne Schlegels Unterstützung zu denken ist. Abhängigkeiten gibt es, zumindest auf materieller Ebene, sicherlich auch, aber intellektuell besticht diese Beziehung durch ihr Miteinander, ihre Gemeinsamkeit, in der die Unabhängigkeit des Einzelnen geachtet wird. Im Blick auf Schlegels zahlreiche Rezensionen, die in der Zeit mit Madame de Staël entstanden, betont Paulin: »Was in diesen Rezensionen vorliegt, geht im Wesentlichen auf Schlegels eigene Initiative zurück und ist mit seinem Schaffen verbunden. Es sind Bausteine zu dem nie vollendeten enzyklopädischen Werk [...]« (245), das Schlegel schon in Berlin andachte und das ihn Zeit seines Lebens begleiten wird. So sind auch die anschließenden Bonner Jahre in Paulins Darstellung nicht mehr nur eine Ansammlung von Anekdoten über ein sehr erfolgreiches Leben als Indologe und Professor in Bonn, dessen private Seite u. a. auch durch die vernichtende Darstellung Heines in ein schiefes Licht geraten ist. Für Paulin sind es gerade diese Jahre, in denen Schlegel zu dem »Weltphilologen« (314) werden sollte, der im Mittelpunkt seiner Biographie steht. Gerade am Kapitel über Bonn wird die Grundlagenarbeit deutlich, die Paulins Biographie leistet, immerhin sind Schlegels u. a. indologische Arbeiten bislang nicht ediert worden und zu großen Teilen nur im Dresdner Nachlaß zugänglich. Das abschließende fünfte Kapitel weitet den Blick nochmals auf Schlegels Leben jenseits der Universität, auf die Verwerfungen der späten Jahre: Sein privater Dissens mit dem Bruder Friedrich, die schwierige Übergabe der Shakespeare-Übersetzung an Ludwig Tieck, die skeptische Aufnahme durch Goethe, Heines hässliche Darstellung seines Bonner Professors und schließlich die letzten Jahre in Bonn bis hin zu seinem Tod 1845, in denen, entgegen aller Probleme in Deutschland und mit Deutschen, der Ruhm seines Werkes ihm zumindest internationale Ehren einbrachte.

Paulins Biographie ist sicherlich keine leichte Lektüre, das komplexe Wechselspiel zwischen einem sehr detaillierten Text und den zahlreichen (notwendigen) Fußnoten fordern auch einen geübten Leser. Der wird freilich durch einen immensen Zuwachs an Wissen belohnt und erlebt Schlegel nicht nur einen Exponenten der Romantik, sondern als eine zentrale Figur der transnationalen europäischen Kultur in der Sattelzeit. Schlegels umfangreiches und vielschichtiges Werk kann in seiner Vielfalt, seiner philologischen Fundiertheit und Strukturiertheit in dieser Zeit seines Gleichen suchen. Die englische Ausgabe macht angesichts der komplexen und umfassenden Materie, die Paulin vorlegt, vieles richtig: Sie bietet anschauliches Bildmaterial, das den Text nicht nur illustriert, sondern einen wichtigen Teil der materiellen Diskursebene ergänzt. Dem Text sind eine Reihe von Kurzbiographien nachgestellt, die einen besseren Überblick über das doch recht umfangreiche Personal ermöglichen – auch wenn hier sicherlich Lücken und vor allem Redundanzen im Hinblick auf den Text zu beklagen sind. Das Register führt diese Arbeit fort und liefert weitere kurze Hinweise auf die Profession und auch wichtige Schriften der zahlreichen erwähnten Personen. Das Literaturverzeichnis spiegelt die langjährigen und beeindruckenden Bemühungen Roger Paulins; hier hätte lediglich eine Übersicht über die (jetzt recht versteckten) Abkürzungen gut getan.

Die deutsche Ausgabe ist weit davon entfernt, diesen Standard zu erreichen. Titel und Titelbild, im englischen Original gleichsam eine plakative These für den »Cosmopoliten der Europäischen Cultur«¹⁰ Schlegel, werden auf »August Wilhelm Schlegel. Biografie« und das Tischbein-Porträt von

10 August Wilhelm Schlegel: »Vorrede / Introduction«. In: *Handbibliothek der Deutschen Litteratur, enthaltend*

1793 reduziert. Auf die Abbildungen im Text wird verzichtet, die Übersetzung gibt sich holprig. Schlimmer als diese Äußerlichkeiten sind jedoch die erheblichen Kürzungen: Von den 2195 Fußnoten des Originals, die der interessierte Leser dieses Kompendiums bei einer intensiven Lektüre dankend nutzt, sind 624 weggefallen. Das hat Folgen: Beim Lektüreprozeß stößt man immer wieder auf Nachweislücken, die man sich zunächst nicht richtig erklären kann. Erst wenn man wieder das 662 Seiten umfangreiche englische Original neben die 370 Seiten der deutschsprachigen Fassung legt und vergleicht, fällt auf, daß die deutsche Fassung nicht nur Fußnoten, sondern auch ca. ein Viertel des Textes streicht. Das Register dagegen verzeichnet Namen, die in der gekürzten deutschen Ausgabe nicht mehr vorkommen, und verortet diese auch noch an der falschen Stelle.¹¹ Diese Praxis der selektiven Übersetzung, die vor allem im 18. Jahrhundert, aber auch bis in die 1980er Jahre¹² gängig war, ist bei einem solchen Buch aus verschiedenen Gründen mehr als ärgerlich: Zum einen weil August Wilhelm Schlegel gerade im Bereich der Übersetzung Maßstäbe gesetzt hat. Dann aufgrund der Singularität von Paulins Studie, die für lange Zeit die Grundlage aller weiteren Beschäftigung mit August Wilhelm Schlegel sein wird. Und schließlich für einen Verlag, der u. a. für die historisch-kritische Ausgabe der Vorlesungen August Wilhelm Schlegels verantwortlich zeichnet. Ob die Kürzungen tatsächlich durch Roger Paulin »autorisiert« sind, sei einmal dahingestellt; es ist kaum zu glauben, zumal die Ausgabe jeden weiteren Hinweis darauf vermissen läßt. Letztlich läßt die deutschsprachige Ausgabe nur den Schluß zu, den Leser vor dieser Ausgabe zu warnen und auf die englischsprachige Ausgabe als maßgebliche Lektüre zu verweisen.

Peter Gofßens, Bochum

Harz und Arkadien. Pascha Johann Friedrich Weitsch (1723–1803). Landschaftsmaler der Aufklärung. Katalog zur Ausstellung im Gleimhaus Halberstadt. Hg. REIMAR F. LACHER. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2017, 152 S., ca. 100 Farbbabb.

Der Katalog der Ausstellung, die das Gleimhaus in Halberstadt dem Maler Pascha Johann Friedrich Weitsch widmete, fußt zwar, was Biographie und Œuvre betrifft, auf der 1973 publizierten, grundlegenden Monographie von Annedore Müller-Hofstede¹, setzt aber wichtige neue Akzente, nicht zuletzt deshalb, weil sie gleichberechtigt Weitschs Gemälde und seine »kunstgewerblichen« Arbeiten nebeneinanderstellt, die der Künstler für die Fürstenberger Porzellanmanufaktur und die Stobwasersche Lackwaren-Manufaktur fertigte. Damit entspricht sie dem im Titel formulierten Anspruch, Weitsch als »Landschaftsmaler der Aufklärung« zu zeigen und präzisiert genauer als die 1998/99 gezeigte Schau im Braunschweiger Herzog-Anton-Ulrich-Museum den historischen Kontext seines Schaffens, war doch die Karriere des Künstlers eng verknüpft mit den merkantilistischen Bestrebun-

eine Auswahl der vorzüglichsten Werke Deutscher Schriftsteller aus allen Fächern der Litteratur, welche um die beigegebenen Preise zu haben sind bei J. H. Bothe. 1ster Theil mit einer Vorrede von August Wilhelm von Schlegel. London 1825, IV–XXIII, hier: VI.

11 So wie z. B. der Eintrag zu Karl (Carl) Ritter, der in der deutschsprachigen Ausgabe fälschlich auf S. 98 indiziert wird, bei Johann Wilhelm Ritter. Im englischen Original wird Carl Ritter auf S. 487 erwähnt, das würde der deutschsprachigen Ausgabe ca. S. 299 entsprechen. Hier sind jedoch weite Teile des englischen Textes ausgelassen.

12 Erinnert sei hier an die erste deutschsprachige Ausgabe von George Steiners *Nach Babel* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1981), bei dem die Kürzungen immerhin kurz angesprochen wurden und in einer späteren Ausgabe (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004) zurückgenommen wurden.

1 Annedore Müller-Hofstede: *Der Landschaftsmaler Pascha Johann Friedrich Weitsch 1723–1803*. Braunschweig 1973.

gen Herzogs Carls von Braunschweig-Wolfenbüttel, Wissenschaft und Wirtschaft in seinem Territorium zu fördern.²

Die Biographie des Künstlers kennen wir aus einem vielleicht von einem Familienmitglied verfassten Manuskript.³ Weitsch begann seine berufliche Laufbahn zunächst als Schreiber, erst ab 1738 bei einem Kreisamtmann in Wolfenbüttel, dann 1741 als Musterschreiber eines Regiments, in das er 1744 eintrat. Erst um das Jahr 1750 entdeckte man sein künstlerisches Talent, das er autodidaktisch durch Kopieren nach holländischen Landschaftsgemälden weiterentwickelte. Dabei half ihm die Bekanntschaft mit Ludwig Wilhelm Busch, dem Inspektor der bedeutenden Salzdahlumer Gemäldegalerie. 1757/58 konnte er auf Vermittlung des Ministers Heinrich Bernhard Schrader von Schliestedt seinen Abschied nehmen. Er trat eine Anstellung in der 1747 von Carl I. gegründeten Porzellanmanufaktur an, doch die Auftragslage war wegen des Siebenjährigen Krieges dürrig und Weitsch malte zum Verkauf kleinformatige Landschafts- und Viehstücke in der Art der niederländischen Gemälde, die er in der herzoglichen Gemäldegalerie studieren konnte.⁴

Eine Wende brachte der Plan Carls I., ein Tafelservice in Auftrag zu geben. Weitsch reichte einen Probeteller mit einer Ansicht der Braunschweiger Umgebung ein, der dem Herzog so gut gefiel, dass er ihm den Auftrag gab, alle Stücke mit genauen Darstellungen von Städten, Dörfern und Landschaften seines Territoriums zu gestalten. Die 1988/89 in Münster und Braunschweig gezeigte Ausstellung über die Fürstenberger Porzellanmanufaktur hatte das lange verloren geglaubte, aber von Müller-Hofstede in Windsor Castle wiederentdeckte Service erstmals ausgestellt und auch in dem Braunschweiger Weitsch-Katalog widmete Alfred Walz den Porzellanmalereien ein längeres, vor allem technisch und stilkritisch orientiertes Kapitel.⁵ Doch erst Christian Lechelt verweist in seinem knappen, aber höchst informativen Beitrag im Katalog des Gleimhauses auf den historisch-politischen Kontext, indem er das von Carl I. bestellte Service als eines der ersten enzyklopädischen Service der europäischen Porzellankunst hervorhebt, das etwa bei einem Festbankett das herzogliche Herrschaftsgebiet vor Augen führen konnte.⁶ Solche gewissermaßen programmatisch repräsentativ-wissenschaftliche Ensembles finden sich vor allem im 19. Jahrhundert⁷, so dass die kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung des Fürstenberger Service gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann und auch im Kontext der der aufklärerischen Projekte Carls I. verstanden werden muss.

Auch für Weitschs malerisches Werk erwies sich dieser Auftrag als entscheidend, denn nun entstanden auch zahlreiche Gemälde mit Harz-Motiven, die gewissermaßen zu seinem Markenzeichen wurden, bis dann ab Mitte der 1770er Jahre die Eichenwälder zu seinem beliebtesten Sujet avancierten. Als Grundlage dienten Zeichnungen, die Weitsch auf seinen Wanderungen vor Ort anfertigte. Eine große Zahl dieser Blätter hat sich insbesondere im Herzog Anton Ulrich-Museum erhalten, doch bleibt eine genauere Untersuchung bislang ein Desiderat, das auch der Katalog der

2 Vgl. Ausst. Kat. »*Glückwunsch, Carl!*«: *Luxus aus Braunschweig*. Braunschweig: Städtisches Museum 2013.

3 Abgedruckt und ausführlich kommentiert von Reinhold Wex im Ausst. Kat. *Nichts als Natur und Genie. Pascha Weitsch und die Landschaftsmalerei in der Zeit der Aufklärung*. Braunschweig: Herzog Anton Ulrich-Museum 1998/99, 9-24.

4 Justus Lange: »Vom fürstlichen Auftrag zum Bürgerlichen Wandschmuck. Der Harz als Motiv in der Malerei von Pascha Weitsch bis Carl Heel«. In: *Literarische Harzreisen. Bilder und Realitäten einer Region zwischen Romantik und Moderne*. Hg. Cord-Friedrich Berghahn u. a. Bielefeld 2008, 333-365, hier: 346.

5 Alfred Walz: »Der Porzellanmaler Pascha Johann Friedrich Weitsch«. In: *Nichts als Natur und Genie* (= Anm. 3), 36-42. Vgl. auch Ausst. Kat. *Weißes Gold aus Fürstenberg*. Westfälisches Landesmuseum Münster und Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig 1988/89. Münster, Braunschweig 1988, bes. 81-87.

6 Das Service wurde allerdings nicht nach dem ursprünglichen Konzept vollendet, sondern mit anderen Landschaften von Weitsch und Ahrend August Hartmann ergänzt.

7 Vgl. Samuel Wittwer: *Raffinesse und Eleganz. Königliche Porzellane des frühen 19. Jahrhunderts aus der Twinnight Collection New York*. München 2007, 73f.

dort gezeigten Ausstellung ignorierte. Zwar hat etwa Alfred Walz in seinen minutiösen Beschreibungen der auf Porzellan gemalten Landschaften durchaus die Unterschiede zwischen Zeichnungen und gemalten Veduten benannt, die u. a. darauf abzielen, für die Dekore bildmäßig geschlossene Kompositionen zu schaffen, ohne daraus jedoch weiterführende Schlüsse zu ziehen. So stellt Reimar F. Larcher in seiner ebenso knappen wie gründlichen Einführung, die auch den Forschungsstand resümiert, zu Recht die Frage nach den Vorbildern und Modellen, denen Weitsch gefolgt sein könnte und verweist etwa auf Matthäus Merians *Topographia Germaniae*, deren fünfzehnter Band aus dem Jahr 1654 den Herzogtümern Braunschweig und Lüneburg gewidmet war. Dass Weitsch sich durchaus mit Plänen zu einem umfassenderen Projekt trug, lässt der Umstand vermuten, dass er 1765 dem in Paris tätigen Kupferstecher und Kunsthändler Johann Georg Wille Harzansichten geschickt hatte. 1780 griff Weitsch erneut die Idee einer Graphikserie mit Harzlandschaften auf, diesmal mit seinem Schüler Johann Heinrich Ramberg, doch eigneten sich die Zeichnungen, so ein zeitgenössischer Rezensent, nicht für die Umsetzung in die Druckgraphik, so dass es nur bei einer einzigen publizierten Radierung blieb.⁸

Larcher betont jedoch zurecht, dass Weitschs Landschaften den Beginn der Harzbegeisterung in der deutschen Landschaftsmalerei markieren und Justus Lange nennt in seinem 2008 publizierten Aufsatz »Der Harz als Motiv in der Malerei« eine Reihe bürgerlicher Sammlungen, die gleich mehrere Gemälde von Weitsch besaßen.⁹ Jost Hermand hatte schon 1983 der »touristischen Erschließung des Harzes im 18. Jahrhundert« einen Aufsatz gewidmet, in dem er zeigte, das mit der infrastrukturellen Erschließung des Harzes seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts die »schwarze Sicht des Harzes« dem aufgeklärten Interesse an naturwissenschaftlichen und technischen Fragen weicht.¹⁰ Über die Harzreisenden und ihre teils authentischen, teils durch die einschlägige Reiseliteratur vorgeprägten Eindrücke geben die Einträge in den seit 1753 geführten Brockenbüchern Auskunft. Zum nationalen Identifikationsort wird der Harz dann durch Klopstock, der 1769 seine *Hermanns Schlacht* mehr oder minder offensichtlich dorthin verlegte, eine Idee, die vor allem die Dichter des Göttinger Hainbundes aufgriffen. Schon Müller-Hofstede hatte auch Weitschs Interesse an Harzlandschaften und Eichenwäldern in diesen Kontext gestellt. Larcher hingegen sieht diesen engen Zusammenhang nicht. Weder bei Weitsch, noch bei dem mit dem Künstler befreundeten Johann Wilhelm Ludwig Gleim erkennt er ein vorherrschendes national gefärbtes, vaterländisches Interesse. Zu Recht betont er, dass »die Kunst und zumal die Landschaftsmalerei [...] nicht Bildungswissen [transportierte], sondern [...] Empfindungen wecken [wollte], sie wollte rühren und gefallen. Ihre ästhetischen Instanz war der empfindsame Betrachter und diesen sprach in Weitschs Eichenwäldern das Erhabene an.« (25) Das gilt auch für die 1769 gemalte Ansicht der Rosstrappe im Herzog Anton Ulrich-Museum, deren verschollen geglaubte Vorgängerversion in Halberstadt erstmals präsentiert wurde. Der Vergleich der beiden Fassungen zeigt deutlich, wie intensiv sich Weitsch um die Verstärkung des stimmungshaften Charakters bemühte, insbesondere in der raffinierten Lichtregie des Braunschweiger Bildes.

Zu dieser Einschätzung passt, dass Weitsch nicht nur für die Fürstenberger Porzellanmanufaktur arbeitete, sondern auch für die von Johann Heinrich Stobwasser gegründete und von Carl I. nach Braunschweig geholte und geförderte Lackwaren-Manufaktur tätig war¹¹, ein Aspekt des Weitschen

8 Müller-Hofstede: *Der Landschaftsmaler* (= Anm. 1) 146-159.

9 Lange: »Vom fürstlichen Auftrag zum Bürgerlichen Wandschmuck« (= Anm. 4) 347.

10 Jost Hermand: »Die touristische Erschließung und Nationalisierung des Harzes im 18. Jahrhundert«. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hg. Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger. Heidelberg 1983, 169-187; wieder abgedr. in: *Nichts als Natur und Genie* (= Anm. 3) 43-50.

11 Detlev Richter: *Stobwasser. Lackkunst aus Braunschweig und Berlin*. 2 Bde. München u. a. 2005, bes. Bd. 1, 70-72.

Schaffens, den die Ausstellung im Gleimhaus erstmals thematisiert. Detlev Richter resümiert im Katalog nicht nur die Geschichte der Stobwasserschen Manufaktur, sondern hebt die Bedeutung von Weitschs Landschaftsmalerei für die Dekore der Lackwaren hervor. Der Künstler verzierte nicht nur selber Stücke mit idealen Harzlandschaften, sondern unterrichtete seit 1771 in der sogenannten Bammelsburg zahlreiche Schüler, die zum Teil ihrerseits für Stobwasser tätig wurden und dem Typus der Weitschen Harzlandschaft weite Verbreitung sicherten.

Die allgemeine Anerkennung, die Weitsch als Maler genoss, spiegelt sich auch in der 1784 erfolgten Ernennung zum Professor der Düsseldorfer Kunstakademie¹², der Ernennung zum Inspektor der Salzdahlumer Gemäldegalerie 1788 und der Aufnahme in die Berliner Kunstakademie 1795. Der Ausstellungskatalog schließt mit einem Abdruck aller bekannten Briefe Weitschs, die unter anderem an Karl Heinrich von Heineken, Daniel Nikolaus Chodowiecki sowie in freundschaftlicher Verbundenheit an Gleim gerichtet sind. Auch damit erweist sich der Band als wichtiger Beitrag zur Landschaftsmalerei der Aufklärung.

Sylvaine Hänsel, Münster

GAËTANE MAËS: *De l'expertise artistique à la vulgarisation au siècle des Lumières. Jean-Baptiste Descamps (1715-1791) et la peinture flamande, hollandaise et allemande*. Turnhout: Brepols 2016, 608 S., 89 s/w und 28 farb. Abb., 8 Tafeln.

Jean-Baptiste Descamps, 1715 im damals französischen Dünkirchen geboren und 1791 in Rouen gestorben, gehört nicht zwangsläufig zu den Künstlern und Autoren, die im deutschsprachigen Raum sehr bekannt sind. Dennoch sollte er, wie es Gaëtane Maës ihren Lesern stringent vor Augen führt, zu den Schlüsselfiguren der europäischen Aufklärung gezählt werden. Nach einer Malerausbildung in Flandern ging er 1739 nach Paris, wo er im Atelier von Nicolas de Largillierre arbeitete und die Erlaubnis erhielt an der Académie royale de peinture et de sculpture zu zeichnen. Ein Jahr später lässt er sich in Rouen nieder, erteilt dort Zeichenunterricht und baut eine öffentliche Zeichenschule auf. Seinen Ruhm als Autor begründet er zwischen 1753 und 1763 mit seinem vierbändigen Werk *La vie des peintres flamands, allemands et hollandais*. Diesem folgt 1769 die *Voyage pittoresque de la Flandre et du Brabant* als eine Art Kunstreiseführer für die Regionen Flandern und Brabant. Zwischen beiden Veröffentlichungen liegt das wohl wichtigste Ereignis seiner Karriere, die Aufnahme an der Académie royale im Jahre 1764. Ungewöhnlich daran ist, dass Descamps dies nicht seiner Leistung als Maler zu verdanken hatte, sondern seiner Tätigkeit als Autor. Sein künstlerisches Oeuvre hingegen war selbst unter Zeitgenossen wenig bekannt und gehörte qualitativ – wie die Autorin an mehreren Stellen betont – definitiv nicht zur Elite. Aus heutiger Sicht ist der Blick auf diesen Umstand lohnend, weil Descamps bewusst einer breiten Öffentlichkeit den Zugang zu Kunstkenntnissen eröffnet, eine vermittelnde Brücke zwischen Spezialistentum und Allgemeinheit baut und dafür institutionelle Anerkennung erfährt.

Die bisherige Forschung zu Descamps konzentriert sich auf wenige Forscherinnen und Forscher aus dem französischsprachigen Raum wie Christian Michel, Frédéric Morvan-Becker, Aude Henry-Gobet und Gaëtane Maës. Letzterer verdanken wir nun eine der tiefgreifendsten Studien zu dem »homme de double culture« (13). Die Existenz Descamps' zwischen und in zwei Kulturen stellte nicht nur seine Zeitgenossen vor Orientierungsprobleme, sondern birgt auch für die heutige Forschung besondere Herausforderungen. In Übereinstimmung mit dem, was Descamps zu Lebzeiten praktizierte, demonstriert Gaëtane Maës hier auch auf der Metaebene, welche fundamentalen An-

12 Ein erstes Angebot zur Anstellung in Düsseldorf hatte Weitsch 1770 abgelehnt.

sichten sich aus einem von Interdisziplinarität, kultureller Diversität und Transnationalität geprägten Forschungsansatz gewinnen lassen.

Wie viele andere zur Aufklärung Forschende, muss die Autorin mit der Schwierigkeit umgehen, dass heute die Werke einiger weniger Literaten des 18. Jahrhunderts, hier insbesondere die Diderots, weitaus bekannter sind als diejenigen von damals ebenso erfolgreichen Autoren. Diese Verzerrung wurde zu einem nicht geringen Teil von der Forschung selbst begründet und gepflegt. Nähert man sich nun wieder dem ursprünglichen Zustand und untersucht die Rezeptionsgeschichte von Werken, so ist diese unweigerlich mit der Forschungsgeschichte verzahnt, was eine vielschichtige Aufarbeitung erfordert. Neben dieser Problematik bewältigt die Autorin noch eine weitere Schwierigkeit scheinbar mühelos: Die Studie zu Descamps ist monografisch angelegt. Allerdings werden Leser, die nun sein malerisches Werk erörtern sehen wollen, enttäuscht sein, denn die Autorin benutzt für ihre Spurensuche im Wesentlichen die zwei oben genannten Schriften. Diese bilden einerseits den Ausgangspunkt für Überlegungen zum Leben und Wirken von Descamps, andererseits zeichnet die Autorin mit ihnen ein detailliertes Bild des künstlerischen und geistigen Lebens um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Europa nach und stellt damit auch die großen Fragen der Kunstgeschichte.

Insgesamt gliedert sich die umfangreiche Studie in vier Teile, wovon der erste dem Leben und der beruflichen Karriere von Descamps gewidmet ist. Die Lebensstationen werden zum einen anhand von schriftlichen Äußerungen der Zeitgenossen und zum anderen aus Archivmaterial rekonstruiert. Der kurzen Vorstellung des künstlerischen Oeuvres folgen eine Analyse zu den verschiedenen sozialen Kreisen, in denen Descamps agierte, sowie eine Betrachtung zu seiner Aktivität als Kunsthändler. In einem größeren Rahmen gedacht vermag dieser erste Teil vier grundlegende Gedanken zu erörtern: Die Autorin weist erstens nach, dass dem Bestreben von Descamps in die Pariser Académie royale aufgenommen zu werden eine quasi-unternehmerische Strategie und begünstigende sozioökonomische Rahmenbedingungen zugrunde liegen. Zweitens findet der individuelle Lebensweg von Descamps, worin zwei Kulturen ebenso wie Traditionen und Innovationen miteinander verschmelzen, sein Pendant auf der kollektiven Ebene, wo Kulturen sich zunehmend überlagern oder vermischen und bahnbrechende Neuerungen in allen Lebensbereichen hervorgebracht werden. Drittens eröffnet die Studie einen frischen Blick auf das europäische Netz der Zeichen- und Kunstakademien, das sich eben nicht allein aus dem Vorbild Paris heraus entwickelt hat. Die Rolle der französischen Provinz muss demnach gänzlich neu definiert werden. Gerade am Beispiel von Brügge, Rouen und Antwerpen wird deutlich, wie stark die gegenseitige kulturelle Beeinflussung über Ländergrenzen hinweg und unabhängig von Paris funktionierte. Auf diese Erkenntnisse aufbauend werden viertens die Vielfältigkeit der intellektuellen und künstlerischen Netzwerke sowie sich daraus entwickelnde Dynamiken veranschaulicht. Hierbei kann die Autorin sehr gut an Forschungsarbeiten wie die von Elisabeth Décultot zu Johann Georg Wille anknüpfen.

Die beiden folgenden Abschnitte der Studie beschäftigen sich mit Descamps' Schrift *La vie des peintres flamands, allemands et hollandais*. Im zweiten Teil widmet sich die Autorin zuerst dem Texttypus sowie der Textgenese, beschreibt die Arbeitsmethoden von Descamps und erörtert die niederländischen, deutschen und französischen Quellen sowie deren Verwendung. Der dritte Teil bleibt der inhaltlichen Analyse des Textes vorbehalten. *La vie des peintres* knüpft zwar an die seit der Renaissance bestehende Tradition der Vitenschreibung an, birgt jedoch auch Merkmale der Schriften zum connoisseurship. In erster Linie sind diesbezüglich die breite Zielgruppendefinition von Descamps zu benennen und die inhaltliche Integration von biografischen Details, Werk- und Stilbesprechungen mit maltechnischen Ausführungen sowie die Benennung von Ausstellungsorten der Kunstwerke in Frankreich. Die Wissensvermittlung richtet sich sowohl an Kunstsammler als auch an Amateure und Kunstschüler und damit an Anbieter und Nachfrager auf dem Kunstmarkt sowie an zukünftige Kunstproduzenten. In Sachen Kunstbeurteilung verteidigt Descamps den

Status der Künstler, was vor dem Hintergrund der sich ab den 1730er Jahren sehr rasch entwickelnden journalistischen und literarischen Kunstkritik durchaus verständlich ist und dennoch im Widerspruch zu seinem Ansatz steht, Menschen ohne künstlerische Ausbildung in die Lage zu versetzen Kunst zu erfassen und zu beurteilen. Letztlich geht es in diesem sehr konkreten Fall um die Rolle der Kunst in der Neuordnung des Wissens im Zeitalter der Aufklärung und darum, dass das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst neu austariert wird.

Descamps bespricht in chronologischer Anordnung Maler vom ausgehenden 14. Jahrhundert bis 1706, d. h. noch lebende Künstler werden von vornherein ausgeschlossen. Neu an seiner Darstellung ist der Fokus auf die Malerschulen des nördlichen Europa. Hier besetzt Descamps eine Nische, da die französische Leserschaft bis dato mit den Entwicklungswegen der flämischen, holländischen und deutschen Malerei kaum vertraut war. Hingegen darf der Leser von Descamps keine historische Abhandlung über die Malerschulen erwarten. Seine Schrift bleibt ein Handbuch, liefert nur das »Rohmaterial« zur Geschichtsschreibung. Von einer Selektion nach Wertigkeitskriterien oder gar einer systematischen Quellenkritik ist Descamps noch weit entfernt. Insofern hält das Werk auch einem Vergleich mit Winckelmann nicht stand, denn die Ansätze beider Autoren sind grundverschieden. Die Bedeutsamkeit der Viten lässt sich am Beispiel der deutschen Maler sehr gut erläutern. Bis weit ins 18. Jahrhundert wurden sie und ihre Werke mit dem »goût gothique« (169) gleichgesetzt. Hier arbeitet Descamps der negativen Wahrnehmung entgegen und entwirft dem französischen Publikum ein Bild von einer sich insbesondere seit dem 17. Jahrhundert erneuernden Malschule. Inhaltlich stützt er sich auf Christian Ludwig von Hagedorn und Johann Caspar Füssli, kultureller Vermittler dürfte aber bezüglich beider Quellen Johann Georg Wille gewesen sein. Gaëtane Maës arbeitet im dritten Teil ihrer Studie zudem die ästhetische und künstlerische Auffassung von Descamps heraus, die eine große Nähe zu der von Charles-Nicolas Cochin und Jean-Baptiste Oudry aufweist, v. a. in der starken Betonung der malerischen Ausführung eines Bildes im Vergleich zu dessen Sujet. Dies hat zur Konsequenz, dass Maler unterschiedlicher Genres und Epochen unvoreingenommen beurteilt werden können. Natürlich ist hier eine Parallele zu Descamps' Tätigkeit als Kunsthändler und als Zeichenlehrer an einer öffentlichen Zeichenschule zu sehen, aber gleichzeitig auch eine zur generellen Entwicklung im Kunstleben der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schade ist an dieser Stelle, dass die Rezeptionsgeschichte zu *La vie des peintres* nur kurz in der Zusammenfassung des dritten Teils angesprochen wird, denn diese hätte vor dem Hintergrund der Leistung von Descamps durchaus etwas mehr Aufmerksamkeit verdient.

Der vierte Teil der Studie befasst sich schließlich mit der *Voyage pittoresque de la Flandre et du Brabant*. Descamps versteht Reisen als visuelle Erfahrung von Kunstwerken und gibt seinen Lesern – seien es angehende Maler oder Kunstliebhaber – einen Reiseführer an die Hand, worin Sehen, Denken und Urteilen geschult werden. Er trägt damit wesentlich dazu bei, dass sich Flandern neben Italien als Destination für Bildungsreisen etabliert. Seine Werkbesprechungen konzentrieren sich auf öffentlich ausgestellte Werke im religiösen Kontext und folgen einem festen Streckenverlauf. Künstlerisch besonders wertvolle Werke sind mit einem Sternchen markiert, ein noch heute verbreitetes Charakteristikum von Reiseführern, das Descamps hier auf Anraten Cochins einführt. Im Vergleich zu *La Vie des peintres* verändert sich der Status der behandelten Kunstwerke für Descamps: Von einem im individuellen Rahmen konsumierten Wirtschaftsgut wird der Blick auf ein kollektives Gut gelenkt. Gaëtane Maës verortet völlig zu Recht in diesem Gedankengang eine frühe Ausformulierung des Kulturerbegriffs. Descamps stellt die Forderungen auf, dass öffentliche Werke dem Publikum zugänglich sein müssen und dass deren Konservierung bzw. Restaurierung von den jeweiligen Kommunen zu gewährleisten sind. Kunstwerke sollten in ihrem Ursprungskontext verbleiben und gepflegt werden. Dies steht natürlich im Gegensatz zu den in *La Vie des peintres* verfolgten Absichten, erklärt sich aber über Descamps' gedankliche Trennung zwischen öffentlicher

und privater Kunst. Paradoxerweise diente die *Voyage pittoresque* nur wenige Jahre später in den Säkularisierungswellen von 1773 und 1783 sowie bei den Kunstbeschlagnahmen durch die französischen Truppen in Belgien 1794 quasi als Handreichung für die Ausfuhr unzähliger Kunstwerke. Die in der Folge in Frankreich diskutierte Frage, ob die besagten Werke nicht im Pariser Louvre besser aufgehoben sind, weil sie dort für »alle« zugänglich seien, oder ob sie im Rahmen einer Restitution an ihre Ursprungsorte zurückgeführt werden sollten, erscheint dem heutigen Leser erstaunlich aktuell, spricht sie doch ähnliche Problematiken an, wie sie sich in Bezug auf das Humboldt Forum oder andere Museen in postkolonialer Zeit stellen. Die Autorin schließt diesen letzten Teil mit einem Kapitel zur Rezeptionsgeschichte der *Voyage pittoresque* und zeichnet eindrucksvoll den Weg des Textes von einem Reiseführer zu einem historischen Dokument nach.

Im Anschluss an den Textteil finden sich exzellent zusammengestellte und minutiös aufgearbeitete Anhänge. Es bleibt der wirklich vorbildlichen Studie nur zu wünschen, dass sie ebenso interdisziplinär und transkulturell, wie sie auch konzipiert ist, rezipiert wird. Die einzelnen Teile sind so in sich geschlossen, dass sie einzeln gelesen werden können, mehr Vergnügen bereitet jedoch die Lektüre im Gesamtzusammenhang. In ihrer Arbeitsweise bleibt die Autorin der Kunstgeschichte eng verhaftet und sie verdeutlicht ihren Lesern auf überzeugende Art und Weise, welche Bedeutung Künstlerschriften für die Werkrezeption und damit für die Quellenarbeit in der Kunstgeschichte haben. Sinnvoll wäre daher auch die Auseinandersetzung mit diesem Thema aus literaturwissenschaftlicher Sicht. Ein erster folgerichtiger Schritt ist die im Juli 2018 ebenfalls von Gaëtane Maës veröffentlichte kritische Ausgabe der *Voyage pittoresque*.

Dorit Kluge, Berlin

DOROTHEA E. VON MÜCKE: *The Practices of the Enlightenment. Aesthetics, Authorship and the Public*. New York: Columbia University Press 2015, 292 S., 13 Abb.

Das vorliegende Buch hat bereits in zahlreichen Rezensionen großes Lob, aber auch Tadel erfahren.¹ Das bereits Gesagte möchte ich weder referieren noch diskutieren, sondern stattdessen zur Würdigung der anregenden Studie schlaglichtartig drei überraschenden Beobachtungen nachgehen. Der zentrale Ansatzpunkt Dorothea von Mückes, soviel sei wenigstens vorweggeschickt, besteht darin, den Ursprung der Aufklärung (insbesondere, wie die analytische Schwerpunktsetzung des Buches nahelegt, ihrer Ästhetik) aus dem Geiste der Religion zu rekonstruieren. »Aufklärung« wird daher nicht als Säkularisierungsbewegung verstanden, wie es der üblicherweise betonte rationalistische Deutungsanspruch nicht zuletzt in Fragen der Theologie erwarten lässt, sondern als genuin religiös verankertes Dispositiv. Daher stehen am Beginn der Überlegungen nicht etwa Akteure wie Baumgarten oder Wolff, sondern Spener und Arndt.

Die erste Überraschung des Buches erzeugt sein Titel, *The Practices of the Enlightenment*, der im Untertitel konkretisiert wird durch die Aspekte *Aesthetics, Authorship, and the Public*, die zugleich die Gliederung in drei analytische Hauptteile organisieren. Wenn eine Studie zu den (nicht etwa einzelnen oder speziellen) Praktiken der Aufklärung angekündigt wird, so könnte man womöglich Typologien, Systematiken oder Matrices von Aktivitäten erwarten, die zum Prozess der Aufklärung beitragen. Nicht zuletzt lautet eine wichtige These der Arbeit, dass die Aufklärung als »deeply committed to specific practices« ([XIII]) zu verstehen sei, darunter insbesondere die – freilich nicht traditionslosen – Imperative »Think for yourself! Put yourself in the position of everybody else! Think consistently!« (ebd.) Die Einsicht, dass es sinnvoll ist, die Kulturgeschichte der Aufklärung

¹ Vgl. als Beispiel für ersteres Anne Fleig in: *MLN* 131 (2016), H. 3, 821–824, als Beispiel für letzteres John A. McCarthy in: *Monatshefte* 108 (2016), H. 4, 645–648.

nicht allein an Ideen, sondern mindestens ebenso sehr auch an Praktiken festzumachen, gewinnt in der Dixhuitièmistik seit einiger Zeit an Bedeutung. So wurde u. a. auf die wissenschaftliche Relevanz von Individuen und ihren Aktivitäten in einer prozesshaft verstandenen Aufklärung hingewiesen², auf die materielle Dimension von Aufklärung³, und auf methodologische Implikationen einer praxeologischen Sichtweise.⁴

Im Blickpunkt des Buches stehen indes nicht die Praktiken der Aufklärung schlechthin, sondern der Pietismus mit seinen »religious practices« (xiv), darunter insbesondere die kontemplative Naturbetrachtung. Mit diesem im Verhältnis zum Titel deutlich präzisierten Fokus werden pietistisch verankerte Muster der Selbst- und Weltdeutung als Parameter für die »reconceptualization of artistic production« im Zeichen des Geniegedankens, für die Sprache und Formen autobiographischen Schreibens im Zeichen der Subjektivität sowie für die »imagination of a critical public audience (xv f.) fruchtbar gemacht.

Ein weiteres Moment des Überraschenden liegt vor diesem Hintergrund im Umschlagbild, das die Reproduktion einer Erwin von Steinbach zugeschriebenen Entwurfsskizze für die Westseite des Straßburger Münsters aus dem 13. Jahrhundert zeigt. Wie ist die darin vergegenwärtigte Institution »Kirche« mit der zutiefst protestantischen Privatfrömmigkeit des Pietismus zusammenzudenken? Die Verbindung zur katholischen Sakralarchitektur erfolgt über das genialische Kunstverständnis, das Goethe in seiner frühen Prosaschrift *Von deutscher Baukunst* (1772) am Beispiel seiner Eindrücke vom Straßburger Münster entwickelt. In dieser Abhandlung fungiere die gotische Kathedrale nicht »as an actual building for specific purposes and collective use«, sondern vielmehr als »work of art«, dessen »powerful effects on the subjectivity of the beholder« (63) herausgestellt werden. Das Umschlagbild steht insofern illustrativ für die sich im 18. Jahrhundert zunehmend verbreitende Auffassung von ästhetischer (Kunst-)Schöpfung als Analogon zur göttlichen (Natur-)Schöpfung. Von Mücke spricht in diesem Zusammenhang von einer besonderen Theophanie – sie sei »not that of a divinity but rather that of the creative genius of the cathedral's architect« ([73]). Das überzeugt nicht nur aus der Textanalyse heraus, sondern erscheint auch insofern schlüssig, als Goethe auch andere vormoderne Künstler wie z. B. den Florentiner Goldschmied Benvenuto Cellini (1500–1571) für dahingehende Theoriebildungen heranzog.⁵

Drittens übergeht die ungemein erhellende Studie merkwürdigerweise einen Exponenten der deutschsprachigen Aufklärung, dessen literarische, theologische und publizistische Aktivitäten geradezu paradigmatisch für viele der aufgestellten Thesen stehen könnten: den Hamburger Ratsherrn Barthold Hinrich Brockes (1680–1747). Die zahlreichen Gedichte, die Brockes über knapp drei Jahrzehnte hinweg im *Jrdischen Vergnügen in Gott* sammelte, lassen sich unter den Vorzeichen

- 2 Siehe z. B. John A. McCarthy: »Enlightenment as Process. How Radical ist That? On Jonathan Israel's Concept of Radicalism«. In: *The Radical Enlightenment in Germany. A Cultural Perspective*. Hg. Carl Niekerk. Leiden, Boston 2018 (= *Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft*, 195), 46–79.
- 3 Vgl. z. B. Frauke Berndt, Daniel Fulda: »Praxis und Programm – Die doppelte Aufklärung«. In: Dies. (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Matters of Enlightenment. La cause et les choses des Lumières*. Hamburg 2012 (= *Studien zum 18. Jahrhundert*, 34), XIII–XXVI, bes. XVIII–XX.
- 4 Vgl. z. B. Daniel Fulda: »Kultur, Kulturwissenschaft, Kulturmuster – Wege zu einem neuen Forschungskonzept aus dem Blickwinkel der Aufklärungsforschung«. In: Ders. (Hg.): *Kulturmuster der Aufklärung*. Halle 2010 (= *Kleine Schriften des IZEA*, 2/2010), 7–33; sowie Stefanie Stockhorst: »Doing Enlightenment. Forschungsprogrammatische Überlegungen zur »Aufklärung« als kultureller Praxis«. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 42 (2018), H. 1, 11–29.
- 5 Vgl. Stefanie Stockhorst: »Rinaszimentales self-fashioning in der Wahrnehmung um 1800. Zur Formierung des neuzeitlichen Geniebegriffs am Beispiel der Vita Benvenuto Cellinis«. In: *Euphorion* 109 (2015), H. 1, 1–22.

einer in der empirischen Religionserfahrung gründenden Ästhetik durchaus ergiebig lesen. Auf diese Weise könnten vordergründige Deutungen der physikotheologischen Naturlyrik durch »additive Empirie«⁶ oder »naiven Sensualismus«, der »zu sehen meint, was er schon lange glaubt, und der seine Rechtfertigung eher aus theologischen Traditionen als aus erkenntniskritischen Überlegungen holt«⁷, grundlegend revidiert werden. Ergiebig erschien zudem ein Blick auf Fragen der Autorschaft und Publizistik bei Brockes, denn er gab von 1724 bis 1726 gemeinsam mit Fabricius, Richey und anderen Hamburger Intellektuellen die exzeptionell wirkmächtige Moralische Wochenschrift *Der Patriot* heraus. Vor einem zutiefst religiösen Hintergrund wollte dieses Blatt nicht nur die ästhetischen und moralischen Kompetenzen seines Publikums fördern, sondern dokumentiert auch einen staatsbürgerlich gedachten Patriotismus, der schon vor den qualitativen Neuerungen in und nach dem Siebenjährigen Krieg (dazu 187-205) programmatisch ausgerufen wird.

Die in vorliegender Studie behandelten Gegenstände, Autoren und Texte sind überwiegend sehr gut erforscht. Ihr eigentliches Verdienst liegt daher im Bereich einer innovativen Denkleistung: Diese besteht in der Engführung von Ästhetik im ursprünglichen Sinne der sinnlichen Wahrnehmung einerseits und einer religiös gegründeten Naturbetrachtung andererseits, die auf äußerst ambitionierte Weise in ihren Implikationen für die künstlerische Produktion, für die Subjektivität im Text und für eine bürgerliche Öffentlichkeit weitergedacht wird. Der hier stark gemachte Begriff von aufklärerischer Öffentlichkeit als »an audience that shares the same time and space as the written texts to which it can potentially reply in public« (229) erscheint in besonderem Maße anregend und plausibel. Insgesamt lässt sich sagen, dass die mit Gegenständen des 18. Jahrhundert befasste Wissenschaftsgemeinde durch die vorliegende Studie reichlich beschenkt wurde: Nicht nur enthält jeder der drei Hauptteile Thesen in einer Fülle, die jeweils eigene Monographien tragen könnten. Sondern auch die darin jeweils modellhaft und exemplarisch vorgeführten Überlegungen verdienen es, in ihrer Komplexität nachvollzogen und in anderen Kontexten analytisch erprobt zu werden.

Stefanie Stockhorst, Potsdam

LEONHARD EULER: Correspondance avec des savants suisses en langue française. Hg. Siegfried Bodenmann, Vanja Hug, Mirjana Ilić, Andreas Kleinert. Basel: Birkhäuser 2017 (= EULER: *Opera Omnia*, Series Quarta A: *Commercium Epistolicum*, 7), XII, 621 S., 24 s/w Abb., 3 Farbabb.

In dem vorliegenden Band werden Eulers aus der Schweiz stammende Korrespondenten vorgestellt. Bis auf zwei Ausnahmen wurden alle hier edierten Briefe in französischer Sprache verfasst; nur der erste Brief von Castillon an Euler vom 24. Sept. 1745 ist im Original in Latein geschrieben, er wird aber auch in einer französischen Übersetzung präsentiert (138-140), der Brief von Euler an Haller vom 31. Mai 1755 wurde in Deutsch verfasst (275-276). Französisch ist auch die Sprache aller den Band begleitenden Texte.

Dieser Band hat bereits eine lange Vorgeschichte. Die zunächst vorgesehenen Herausgeber Adolf P. Juškevič und René Taton verstarben 1993 bzw. 2005. Pierre Speziali bearbeitete Eulers Korrespondenz mit Gabriel und Philibert Cramer, aber Pierre Speziali starb 1995. Auch andere Briefwechsel, die in diesen Band Eingang fanden, wurden schon früh in Angriff genommen, aber die Bearbeiter

6 Gunter E. Grimm: »Erfahrung, Deutung und Darstellung der Natur in der Lyrik«. In: *Aufklärung. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*. Hg. Hans-Friedrich Wessels. Königstein 1984, 206-244, hier: 213.

7 Uwe-K. Ketelsen: *Die Naturpoesie der norddeutschen Frühaufklärung. Poesie als Sprache der Versöhnung: alter Universalismus und neues Weltbild*. Stuttgart 1974 (= *Germanistische Abhandlungen*, 45), 140.

starben vorzeitig.¹ So war es die Aufgabe der gegenwärtigen Bearbeiter, auf der Grundlage von zahlreichen Torsi einen neuen, einheitlichen Band zu konzipieren, was ihnen auf das Vorzüglichste gelungen ist.

Den Anfang macht das von Emanuel Handmann gegen 1756 erschaffene Euler-Portrait, das Original hängt im *Deutschen Museum* in München. Ferner schmücken Portraits von Charles Bonnet aus dem Jahre 1777 (46) und von Gabriel Cramer (152) sowie Faksimiles eines Briefes von Bertrand an Euler vom 25. Okt. 1752 (10), eines Briefes von Lesage an Euler (290) sowie des ersten Briefes von Wettstein an Euler vom 2. Juni 1747 (336) diesen Band.

Insgesamt werden hier elf Briefwechsel vorgestellt, in die 138 Briefe Eingang fanden. Der hier vorzustellende Band beginnt mit einem Vorwort (IX–XII) und einer ausführlichen und richtungsweisenden Einleitung (1–8). Alle elf hier edierten Briefwechsel werden mit einer speziellen Einleitung versehen, gefolgt von der Liste der vorgestellten Briefe sowie einer Präsentation der Briefe selbst. Diese werden sehr reichhaltig und mit großem Sachverstand kommentiert; hier waren nur Spezialisten am Werk, die sowohl hinsichtlich einer kritischen Edition, als auch hinsichtlich des Eulerschen Umfeldes auf das Beste Bescheid wissen.

Hier die elf Briefwechsel im Detail: 1. Louis Bertrand (1731–1812), 11 Briefe von Bertrand an Euler aus den Jahren 1752 bis 1768 (9–44). – 2. Charles Bonnet (1720–1793), 19 Briefe aus den Jahren 1760 bis 1783 (45–III), darunter 8 Briefe von Bonnet an Euler, 6 Briefe von Euler an Bonnet, 2 Briefe von J. A. Euler an Bonnet, 2 Briefe von Bonnet an J. A. Euler und 1 Brief von C. F. Wolff an J. A. Euler. – 3. Marc-Michel Bousquet (1696–1762), 1 Brief von Bousquet an Euler aus dem Jahre 1743 (113–123). – 4. Jean de Castillon (1708/1709–1791), 6 Briefe von Castillon an Euler aus den Jahren 1745 bis 1765, (125–150), ferner ein Rapport, eine Proposition und ein Avis. – 5. Gabriel Cramer (1704–1752), 19 Briefe aus den Jahren 1743 bis 1751 (151–251), darunter 10 Briefe von Euler an G. Cramer sowie 9 Briefe von G. Cramer an Euler. Dieser Briefwechsel ist vor allem mathematischen Themen gewidmet und ist daher für Mathematikhistoriker von besonderem Interesse. – 6. Philibert Cramer (1727–1779), 3 Briefe von Ph. Cramer an Euler aus dem Jahre 1752 (253–260). – 7. Gaspard Cuenz (1676–1752), 1 Brief von Cuenz an Euler aus dem Jahre 1749 (261–266). – 8. Albrecht von Haller (1708–1777), 11 Briefe aus den Jahren 1744 bis 1755 (267–287), darunter 7 Briefe von Euler an Haller und 4 Briefe von Haller an Euler. – 9. Georges-Louis Lesage (1724–1803), 9 Briefe aus den Jahren 1761 bis 1776 (289–323), darunter 6 Briefe von Lesage an Euler und 3 Briefe von Euler an Lesage. In diesem Briefwechsel wurden vor allem physikalische Themen behandelt. – 10. Johann Michael von Loen (1694–1776), 1 Brief von Loen an Euler aus dem Jahr 1752 (325–334). – 11. Johann Caspar Wettstein (1695–1760), 57 Briefe aus den Jahren 1746 bis 1759 (335–508), davon 56 Briefe von Euler an Wettstein und 1 Brief von Wettstein an Euler; ferner als Anhang ein Brief von Euler an Folkes. Der Briefwechsel Euler–Wettstein ist in dieser Edition der einzige, der bereits im Vorfeld fast vollständig veröffentlicht war, und zwar von Adolf P. Juškevič und Eduard Winter.² Der damaligen Edition lagen allerdings fast nur Abschriften der Briefe zugrunde, die sich in St. Petersburg befinden. Bei der hier vorgestellten Neuedition konnte man sich jedoch in fast allen Fällen auf die in London neu aufgefundenen Originale stützen. Nicht erwähnt wurde in dem vorliegenden Band, dass dieser Briefwechsel Euler–Wettstein von John Glaus ins Englische übersetzt wurde; darüber hinaus existieren zu jedem Brief Regesten, ebenfalls in englischer Sprache.³ – Als Supplé-

1 S. Andreas Kleinert, Martin Mattmüller: »Leonhardi Euleri Opera Omnia: a centenary project«. In: *Newsletter of the European Mathematical Society*, September 2007, 25–31, hier: 31.

2 Adolf P. Juškevič; Eduard Winter: *Die Berliner und die Petersburger Akademie der Wissenschaften im Briefwechsel Leonhard Eulers*. Teil 3: *Wissenschaftliche und wissenschaftsorganisatorische Korrespondenzen (1726–1774)*. Berlin 1976, 256–366, Briefnummern 247–303.

3 http://eulerarchive.maa.org/correspondence/correspondents/Wettstein_en.html [15.02.2019].

ment zum Band IV A 5 wurde ein Brief vom 2. Okt. 1746 von Euler an Jean Le Rond D'Alembert aufgenommen (509–518).

Wie bei den *Opera omnia* von Euler üblich, folgen nunmehr ein Index der »Publications d'Euler mentionnées« (519–525), eine Bibliographie (527–570) sowie ein »Registre des noms de personnes« (571–615), wobei auch die Lebensdaten genannt sowie eine kurze Lebensbeschreibung vorgestellt werden. Leider wurde auf ein Sachregister verzichtet. Am Ende befindet sich eine »Liste des abréviations« (617–621).

Dieser Band, ausgestattet nach allen Regeln der Kunst, ist eine großartige Bereicherung der Euleredition. Man darf nunmehr nur noch auf zwei weitere Bände der *Correspondance* gespannt sein.

Karin Reich, Hamburg

IMMANUEL DAVID MAUCHART: *Anhang zu den sechs ersten Bänden des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde. In einem Sendschreiben an die Herren Herausgeber dieses Magazins Herrn Professor C. P. Moritz und Herrn C. F. Pockels. Stuttgart 1789 bey Erhard und Löflund.* Hg. SHEILA DICKSON. Nürtingen, Frickenhausen: Sindlinger-Burchartz 2017, 126 S.

Das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* hat über einen Zeitraum von zehn Jahren von 1783 bis 1793 kontinuierlich eine Vielzahl an psychologischen Falldarstellungen publiziert, mit dem Ziel, dadurch einen Beitrag zur Kenntnis des Menschen zu leisten. Das von Karl Philipp Moritz initiierte Projekt einer fortlaufenden psychologischen Fallsammlung ist von der Idee geleitet, dass eine Sammlung von psychologischen Beobachtungen möglichst vieler verschiedener Autoren – die u. a. aus ihrer Praxis als Seelsorger, Pädagogen, Ärzte oder Juristen berichten oder auch psychologische Selbstbeobachtungen anstellen – prospektiv als Basis einer psychologischen Wissenschaft dienen könnte. Für das im Vergleich zu anderen seelenkundlichen Zeitschriften ausgesprochen langlebige Projekt hat die Sammlung von Erfahrungen Priorität, ausgehend von der Annahme, dass eine psychologische Theorie erst auf der Basis empirischer Sammlungen entstehen könne. Zwar ist das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* nicht das einzige psychologische Periodikum am Ende des 18. Jahrhunderts¹, aber dasjenige, das eine kaum zu überschätzende Wirkung ausübt: Zum einen findet die Sammlung von Erfahrungen und Fällen breite Anerkennung, zugleich wird aber auch der programmatische Verzicht auf theoretische Einordnung der psychologischen Beobachtungen vielfach kritisch beurteilt.

Zu den zahlreichen Autoren des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* zählt auch der württembergische Theologe Immanuel David Mauchart, bereits im zweiten Band ist er mit zwei Beiträgen vertreten. Darüber hinaus wird Mauchart in den 1790er Jahren mit vielfältigen psychologischen Publikationen in Erscheinung treten und ab 1792 selbst eine psychologische Zeitschrift herausgeben, und zwar das *Allgemeine Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften*.² Mauchart kann bei seinen psychologischen Studien auch auf seine Erfahrung als Seelsorger und Pädagoge zurückgreifen. Im Unterschied zum *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, das in weiten Teilen aus Originalbeiträgen besteht, greift Mauchart auch bereits publizierte Fälle auf. Sein primäres Anliegen besteht darin, psychologische Kenntnisse einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

1 Vgl. dazu: Georg Eckardt, Matthias John, Temilo van Zantwijk, Paul Ziche: *Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft.* Köln, Weimar, Wien 2001.

2 Zu den psychologischen Arbeiten Maucharts vgl. die umfassende Studie von Peter Sindlinger: *Lebenserfahrung(en) und Erfahrungsseelenkunde oder Wie der Württemberger Pfarrer Immanuel David Mauchart die Psychologie entdeckt.* Nürtingen, Frickenhausen 2010 (s. Rez. in: *DAJ* 36.1, 2012, 125–128).

Mit seiner 1789 veröffentlichten Publikation *Anhang zu den sechs ersten Bänden des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* knüpft Mauchart nahtlos an seine Beiträge für das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* an. Die selbstständige Publikation beginnt mit einem Schreiben an Moritz und Pockels als den Herausgebern des *Magazins*. Mauchart markiert seine Publikation – im Untertitel klassifiziert als »Sendschreiben« an die Herausgeber – als Fortsetzung seiner Einsendungen an das *Magazin* und begründet diesen Wechsel von der Zuschrift zur eigenen Veröffentlichung mit Schwierigkeiten der postalischen Übermittlung. Mauchart stellt sich mit dieser Publikation, die 20 Beiträge umfasst, dezidiert in die Tradition des *Magazins*, er übernimmt nicht nur dessen Rubrizierung in »Seelenkrankheitskunde«, »Seelenheilkunde«, »Seelennaturkunde« und »Seelenzeichenkunde«, sondern bekennt sich auch explizit zum Primat der psychologischen Erfahrung: »Ich stimme ganz Ihrer Behauptung bey [...], daß nemlich in der Seelenlehre besonders Theorie ohne Erfahrung nichts trägt, und jedes Raisonement über die menschliche Seele, das nur auf spekulative Theorie, nicht auf Erfahrung sich gründet, äußerst unsicher und unzuverlässig ist, und ich getraue mir noch dazu zu sezen, daß überhaupt die empirische Psychologie einen grössern und ausgebreitetern Nutzen hat, als die spekulative.« (6)

Die Vorrede zu diesem Anhang lässt eine uneingeschränkte Zustimmung zu Moritz' Projekt der Sammlung von Beobachtungen erkennen. Die enge Verbindung zum *Magazin* wird ferner dadurch betont, dass die ersten drei Beiträge des *Anhangs* bereits im Titel auf Beiträge des *Magazins* Bezug nehmen, zu denen sie parallele Beobachtungen liefern.³ Solche Formen der gegenseitigen Bezugnahme und Diskussion von Beiträgen kann als besonderes Merkmal des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* gelten. Einzelne Artikel aus Maucharts *Anhang* werden zusätzlich im dritten Stück des siebten Bandes des *Magazins* 1789 in leicht variiert Form veröffentlicht, nämlich die »Beiträge zur Zeichnung jugendlicher Charaktere«, das »Beispiel eines ungewöhnlichen Gedächtnisses« sowie »Eine Geschichte eines unglücklichen Hangs zum Theater«.

Die von Sheila Dickson herausgegebene Ausgabe von Maucharts *Anhang zu den sechs ersten Bänden des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* bietet einen Wiederabdruck der Ausgabe von 1789, die bisher nur als Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek leicht zugänglich war, und hat diese mit Annotationen versehen. Die Anmerkungen beinhalten ausführliche Personen- und Sacherläuterungen sowie Erklärungen und Querverweise, die die Beiträge in den Kontext des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* einordnen. Darüber hinaus ergänzen die Anmerkungen die einzelnen Beiträge durch Hinweise auf Leben und Werk Maucharts. Das Nachwort der annotierten Ausgabe bietet zudem Informationen zum Autor, zum *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* und zum *Anhang* selbst sowie zu weiteren psychologischen Schriften von Mauchart.

Susanne Düwell, Köln

JEAN-MARIE VALENTIN: *Le Théâtre à Strasbourg de S. Brant à Voltaire (1512-1781)*. Études et Documents. Pour une histoire culturelle de l'Alsace. Paris: Klincksieck 2015 (= *Germanistique*, 15), 875 S., 8 Abb.

Der Untertitel des zu besprechenden Bandes gibt leider nicht adäquat wieder, welch immenser literatur- und theatergeschichtlicher Schatz von Valentin auf rund 850 Seiten ausgebreitet wird. Zwar sind im Titel die Zeitspanne formuliert und die zwei wichtigen Dramatiker genannt, welche Anfang

3 »1. Noch eine Geschichte eines unglücklichen Hangs zum Theater, ein Pendant zu der 3ten Bs. 1. Stück. S. 117 ff. u. 4. B. 1. St. S. 85. des Magazins erzählten Geschichte«, »2. Noch ein Beispiel einer ausserordentlichen Vergessenheit als Pendant zu III. B. 3. St. S. 1 ff. des Magazins« und »3. Auch noch etwas zur Erklärung der Beuterischen Erscheinungen«.

und Ende der Darstellung des Theaters in Straßburg markieren; doch ist der Umfang des präsentierten Materials derart reichhaltig, dass eine Rezension des Bandes kaum in der gebotenen Kürze möglich ist. Daher sollen im Folgenden nur kurz der Aufbau und die Materialpräsentation im Ganzen resümiert werden, wobei einige spätere Kapitel auch detaillierter beschrieben werden, da das in ihnen präsentierte Material besonders interessant für die Erforschung des Theaters im 18. Jahrhundert ist.

Die Studie ist in sieben Bücher untergliedert, die von einer Einleitung und einer Schlußfolgerung flankiert werden. In seiner Einleitung legt Valentin dar, dass er seine Studie zu »une histoire culturelle de l'Alsace« folgerichtig in kulturwissenschaftlicher und daher auch zweisprachiger Perspektivierung angelegt hat, um nicht nur dem theatergeschichtlichen Geschehen angemessen Rechnung tragen zu können, sondern um auch die wechselhafte Geschichte der politischen Zugehörigkeit Straßburgs und des Elsaß zum Heiligen Römischen Reich und zu Frankreich stets mit zu reflektieren. Das 1. Buch widmet sich dem humanistischen Theater und vor allem Sebastian Brants *Tugent Spyl*, dem »Hübsch/Lustig Vnd Nutzbarklich Spyl«, dessen Entstehung und Kurzanalyse eine gute Hinführung zu den Werkauschnitten sind, die Valentin sodann in deutscher Sprache präsentiert. Das 2. Buch behandelt das Gymnase Jean Sturm, dessen Geschichte und theologische Relevanz im Hinblick auf das Theaterspiel erläutert werden. Aus diesem Grunde druckt Valentin sechs »Argumenta« ab, die zwischen 1596 und 1608 aufgeführt wurden. Im 3. Buch geht es um das Jesuitentheater in Ensheim, das laut Valentin als »offensive du camp catholique« (189) auf das Theater des Gymnase Jean Sturm reagiert. Auch in diesem Teil erfolgt eine kulturgeschichtliche Kontextualisierung des Theaters, bevor fünf maßgebliche Aufführungen der Jahre 1615 bis 1630 erläutert und in ihrer Textform – auf Deutsch und auf Latein – vorgelegt werden; weitere Aufführungen und Stücke aus Molsheim und später aus Straßburg vervollständigen die Darstellung des jesuitischen Schultheaters und belegen schließlich, wie das Königreich Frankreich dieses regionale Betätigungsfeld durch die Annexion Straßburgs im Jahre 1681 übernimmt und es institutionell und inhaltlich nach dem Vorbild des Pariser Collège Louis-le-Grand ausrichtet – eine Neuausrichtung, die von Valentin sehr detailreich beschrieben und durch überaus interessantes kulturgeschichtliches Wissen und Material – nunmehr eine große Anzahl von Tragödien, Spektakeln und Balletten in teils deutscher, teils französischer Sprache – ergänzt wird. Einige aristokratische Stücke, womit Valentin Schauspiele meint, die zu Ehren adliger Familien verfasst wurden, belegen zudem den Wechsel zum Französischen als Sprache der kulturellen Elite. Das 4. Buch zeigt dagegen eindrucksvoll, wie vor allem die deutschen Wanderbühnen ab Anfang des 18. Jahrhunderts das Theater in Straßburg prägen. Folgerichtig widmet Valentin zunächst Friederike Caroline Neuber ein umfangreiches Kapitel, in dem er ihr Schaffen erst allgemein kontextualisiert, dann auf ihr Straßburger Wirken fokussiert darstellt und mit ihrem Stück *Die Verehrung der Vollkommenheit durch die gebesserten deutschen Schauspiele* von 1737 unterfüttert. Das gesamte Kapitel ist eine gelungene Theatergeschichte der Stadt Straßburg, in der die Verwendung des Deutschen und/oder des Französischen als Sprache des Theaters reflektiert wird. Ein weiteres Kapitel ist Konrad Ernst Ackermann gewidmet, dessen Truppe, Schauspieler und Repertoire sowie einige Berichte über das Schaffen der Truppe ausgebreitet werden. Anschließend analysiert Valentin die Straßburger Aufführung von Lessings *Minna von Barnhelm* im Jahre 1771. Dabei kann man den »Prolog zur Minna, gesprochen bei einer Privatvorstellung derselben zu Strassburg im Jahr 1771« (488 f.) lesen. Im 5. Buch würdigt Valentin das Wirken des Straßburger Theaterdirektors Villeneuve, der wichtige französische Stücke etwa von Beaumarchais und Rousseau zur Aufführung brachte. Insbesondere seine Inszenierung von Rousseaus Singspiel *Le devin du village* im Jahre 1765 ist von großer literatur- und musikgeschichtlicher Bedeutung, belegt sie doch einmal mehr, dass Rousseau im 18. Jahrhundert vornehmlich als Musiker und Komponist wahrgenommen wurde. Valentin druckt eine Reihe von Rousseaus Briefen über diese Straßburger Aufführung von *Le devin du village* ab, die eindrücklich belegen, welch großes

Interesse Rousseau an dieser Darbietung seines Werkes hatte. Ein sich anschließendes Kapitel beleuchtet Goethe als Zuschauer des Straßburger Theaters und die Debatte über die Reform der Schauspielkunst, wie sie unter anderem Jean-François Riccoboni und Diderot um 1750 angestoßen haben.

Das 6. Buch stellt das französische Theater in Straßburg zwischen 1770 und 1773 dar und breitet unter dem Titel »Les notes du greffier« einen interessanten Katalog aller in Straßburg aufgeführten Stücke aus (546-723). Dieser Katalog, der neben Aufführungsdaten auch jeweils eine Inhaltsangabe der Stücke enthält, ist sicherlich eine wichtige Fundgrube für weitere Forschung zur Spielplangestaltung in Straßburg im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts; die sich anschließendes Auflistung des »Pièces et auteurs du répertoire« (725-760) vervollständigen das zur Verfügung gestellte Material, dem zudem eine Darstellung des Theaterlebens beigelegt ist. Das 7. und letzte Buch widmet sich den »weltlichen« Festlichkeiten des Jahres 1781, an denen die Truppe Koberweins teilhatte und die durch Rochon de Chabannes Stück *La Tribu* illustriert wird, ein Stück, das den aufschlußreichen Untertitel »Comédie en un acte/Pour les réjouissances de Strasbourg/En l'honneur de la Fête séculaire de la soumission de la Ville à Louis XIV« (817) trägt. Auch die Gestaltung einer Aufführung anlässlich der Geburt den Kronerben wurde der Koberweinischen Gesellschaft übertragen; den Text druckt Valentin ab. Die Schlußfolgerungen des gesamten Bandes sind auf das 18. Jahrhundert fokussiert. Eine Bibliographie, ein Namensregister und acht Abbildungen, darunter diejenigen von F. C. Neuber, zwei Schauspielerinnen in Voltaires Stücken, einer Arlequinfigur des 18. Jahrhunderts und einer Abbildung von Beaumarchais' *Mère coupable*, runden den Band ab.

In der Tat ist Valentins Studie gerade für die Erforschung des deutschen und französischen Theaters in Straßburg im 18. Jahrhundert besonders aufschlußreich. Es wäre zu wünschen, dass dieser sorgfältig redigierte Band, der wegen seiner enormen Fülle an interessantem Material und an literatur- sowie theatergeschichtlichem Hintergrundwissen eine ganz besondere Bereicherung für diese deutsch-französische Theatergeschichte ist, auch weitere Impulse für die Forschung gibt.

Cerstin Bauer-Funke, Münster

Principia rationis. Les principes de la raison dans la pensée de Leibniz. Sous la direction de Arnaud Lalanne. Bordeaux: Presses Universitaires de Bordeaux 2018 (= *lumières* 29, 2017), 208 S., 3 Abb.

Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Veranstaltungen aus Anlass der 300. Wiederkehr des Todestages von Gottfried Wilhelm Leibniz im Jahr 2016 ging die in Bordeaux am 25. und 26. November 2016 abgehaltene¹ den Facetten und Ausformungen von Leibniz' vielberufenem »Rationalismus« nach. Damit führte sie die Fragestellung: »Leibniz: What Kind of Rationalist?« fort, die schon den Beiträgen des von Marcelo Dascal herausgegebenen, gleichnamigen Sammelbandes² zugrunde lag. Auch die hier vorzustellenden Ergebnisse dieser Tagung von Bordeaux sind mit ihren Beiträgern aus fünf Nationen ein beeindruckender Beleg für den inzwischen erreichten, hohen Grad der internationalen Zusammenarbeit auf dem Feld der Leibnizforschung.³ Dies ein Um-

1 Unter dem Titel *Principia rationis. Les principes de la raison dans la pensée de Leibniz*. Ermöglicht durch die Zusammenarbeit des Centre de recherche SPH (Sciences, Philosophie, Humanités) – Université Bordeaux Montaigne, den Universitäten Mailand und Montreal, der Bibliothèque Universitaire de Lettres et de Science Humaines (Bordeaux), der Bibliothèque municipale (Bordeaux), der Société d'Études Leibniziennes de Langue Française (SELLF) und mit Unterstützung des Deutschen Generalkonsulats in Frankreich und des Goethe-Institutes.

2 *Leibniz: What Kind of Rationalist?* Hg. Marcelo Dascal. [Berlin:] 2009.

3 Vgl. dazu: *Komma und Kathedrale. Tradition, Bedeutung und Herausforderung der Leibniz-Edition*. Hg. Wen-chao Li. Berlin 2012, bes. die Beiträge, 147-233: Leibniz-Edition International.

stand, so der Herausgeber Arnaud Lalanne in seiner Einleitung, der Leibniz' Intentionen in direkter Linie fortführt: hatte sich dieser selbst doch nicht nur in einem immensen Briefwechsel mit Korrespondenten aus ganz Europa (und besonders mit solchen aus Frankreich) ausgetauscht, sondern auch einige seiner wichtigsten philosophischen Texte in französischer Sprache verfasst, die er seit seinem mehrjährigen Paris-Aufenthalt (1672-1676) fließend beherrschte.

So wird der Band denn auch mit dem Abdruck eines für die Rezeption im weiteren 18. Jahrhundert bedeutenden historischen Dokumentes eröffnet: mit der im Jahr 1718 veröffentlichten (und im Jahr 1720 ins Deutsche übersetzten) *Éloge de M. Leibnitz*, dem offiziellen Nachruf der *Académie Royale des Sciences* zu Paris auf ihr im Jahr 1716 verstorbenes Mitglied Leibniz, aus der Feder ihres Sekretärs, Bernard Le Bovier de Fontenelle. Der die Tagung eröffnende Leitvortrag von François Duchesneau (Montréal) knüpft an diesen Text des 18. Jahrhunderts an, indem er resümierend und zustimmend die dort vorgenommene Charakterisierung Leibnizens als einen der bedeutendsten Vertreter und Innovator verschiedener Wissenschaftssparten (Historie, Jurisprudenz, Mathematik, Physik und Metaphysik) einerseits bestätigt. Andererseits kann er auf weitere Leistungen Leibnizens in Wissenschaftsbereichen verweisen, wie etwa der Linguistik, der Logik und Mathematik, der Medizin, der Physik und der neuerdings so genannten Lebenswissenschaften (zu den beiden letzteren ist Duchesneau selbst mit einschlägigen Veröffentlichungen hervorgetreten) – Leistungen, die erst durch die sukzessive und noch im Gange befindliche Publikation von Leibniz-Manuskripten in den Blick der Forschung haben kommen können. Doch mehr noch als mit diesen Einzelleistungen sieht Duchesneau die Bedeutung Leibnizens mit seiner Methodologie markiert, die im rationalen, gleichsam architektonischen Zugriff auf die Gesamtheit der Wirklichkeit sich nicht scheut, Hypothesen zu bilden (hier liegt eine anti-newtonianische Pointe), um diese dann im Rückgriff auf die Erfahrung zu bestätigen. Schon dieser Befund macht deutlich, daß eine pauschale und globale Etikettierung Leibnizens als »Rationalist« zu kurz greifen könnte.⁴

Die beiden folgenden Beiträge (unter dem Obertitel *La causalité en question* zusammengefasst) behandeln grundsätzliche Fragen: Stefano Di Bella (Mailand) geht der Frage nach, ob sich Leibniz – wie oft behauptet – wirklich einer illegitimen Ineinssetzung von *causa* im (Sinne eines Realgrundes) und *ratio* (im Sinne einer logisch-epistemischen Verknüpfung) schuldig macht. Di Bella kann zeigen, daß sich Leibniz des Unterschiedes stets sehr genau bewusst geblieben ist, trotz der engstmöglichen Verzahnung von Ontologie und Epistemologie, die sein Rationalitätsmodell kennzeichnet und die für die folgende philosophische Generation zum großen Problem werden sollte.⁵ Auch Ansgar Lyssy (München) geht den Bedeutungen und dem Verhältnis von *causa* und *ratio* bei Leibniz nach. Für ihn stellt sich dieses Verhältnis in verschiedenen Phasen der philosophischen Entwicklung Leibnizens unterschiedlich dar: Die jeweiligen Kontexte eines frühen Versuches einer Formalisierung der Ontologie, die Theorie der Kräfte in einer mittleren Phase und die späte Substanztheorie (Monadologie) sind dabei zu berücksichtigen.

Obwohl der Vernunftbegriff bei Leibniz als durchaus einheitlicher gedacht ist, kann er im Plural von »principes de la raison« / »principia rationis« sprechen. Damit – so Arnaud Lalanne (Bordeaux) in seinem, die Abteilung *Principes de raison ou du raisonnement* eröffnenden Beitrag – ist nicht eine etwa unscharfe terminologische Umschreibung des »Prinzips des zureichenden Grundes« gemeint, sondern im weiteren die Anwendungsmöglichkeiten rationalphilosophischer Verfahren in verschie-

4 Die Leibnizsche »Konzeption der systematischen Vermittlung zwischen Erfahrung und Vernunft« rekonstruiert schon Hans-Jürgen Engfer: *Empirismus versus Rationalismus? Kritik eines philosophiehistorischen Schemas*. Paderborn, München, Wien, Zürich 1996, 158-183 (Kap. VIII. Gottfried Wilhelm Leibniz).

5 Hier hätte Di Bella verweisen können auf Michel Puech: *Kant et la causalité. Étude sur la formation du système critique*. Paris 1990, der, anders als der bescheidene Titel vermuten lässt, eine Geschichte der deutschen Philosophie von Leibniz bis Kant entlang dem Leitfaden der Kausalitätsproblematik vorlegt.

denen Kontexten, wie etwa in dem der natürlichen Theologie und der Epistemologie, womit sie sich als »principes des vérités« auch deshalb erweisen, weil sie sowohl im Bereich der kontingenten als auch der notwendigen Wahrheiten Geltung beanspruchen sollen. Mattia Brancato (Mailand) weist die entscheidende Rolle auf, die das »Prinzip des Widerspruchs« beim jungen Leibniz ab 1672 in sowohl seinen mathematischen Studien als auch bei seinen Bemühungen um eine modaltheoretische Klärung der »Möglichkeiten« (deren ontologischer Status von ihrer widerspruchsfreien Denkbarekeit abhängt – das wird später bei seiner Vorstellung der Wahl Gottes zwischen möglichen Welten wichtig werden) spielt. Juan A. Nicolas (Granada) schlüsselt die von Leibniz häufig gebrauchten Metapher⁶ des »Labyrinthes« zur Kennzeichnung von gedanklich schier undurchdringlichen Komplexen wie etwa »Unendlichkeit« und »Kontinuum« auf, um die Leibnizsche Rationalität als einen »Ariadnefaden« deuten zu können.

Unter dem Abteilungstitel *Les principes de la raison et leur application à la physique* befasst sich zunächst der Beitrag von Christian Leduc (Montréal) mit den beiden Prinzipien des »zureichenden Grundes« und der »Identität des Ununterscheidbaren« wie Leibniz sie in seiner brieflichen Auseinandersetzung, die er mit dem Newtonianer Samuel Clarke in den Jahren 1715 bis 1716 führte, verbandte. In diesen Briefen, die dem 18. Jahrhundert bestens bekannt waren, betont Leibniz – wie Leduc zeigen kann – an bestimmtem Stellen den engen Zusammenhang beider Prinzipien, um an anderen Stellen ihre Unabhängigkeit voneinander zu behaupten. Dieser, sicher auch der konkreten Kontroversituation⁷ geschuldete Umstand beeinträchtigt die systematische Kohärenz seiner Argumentation merklich: Metaphysisch-apriorische Erwägungen kommen dabei in der Folge gegen eine eher empirische Methodologie zu stehen. Um die Anwendung rationaler Prinzipien auf dem speziellen Gebiet der Optik geht es im Beitrag von Federico Silvestri (Mailand). Leibniz unterstellt bei den Gesetzen der Optik zunächst das Prinzip der »voie la plus simple«, um dieses seit dem *Tentamen anagoricum* (1695) durch das von dem Jesuiten André Tacquet angeregte Konzept der »voie la plus déterminée« zu ersetzen – ein Prinzip, das sich für dieses spezielle Gebiet der Physik dann in Leibniz' allgemeineres Konzept einer vorgängigen göttlichen Wahl der späten Schriften einpasst. Gianfranco Mormino (Mailand) zeigt, wie Leibniz in seine späten Schriften durch den Rückgriff auf eine teleologisch gedachte »force passive primitive« die physikalischen Probleme des Widerstandes und der Undurchdringlichkeit zu lösen versucht. Diese Begrifflichkeit verdankt sich der Rezeption von Gedanken früherer Denker (Philopon, Hasdai Crescas u.a.) durch Leibniz und dient ihm zur Vermeidung sowohl atomistischer als auch voluntaristischer bzw. occasionalistischer Vorstellungen in der Physik.

Die vorliegenden Beiträge zeigen auf fachlich höchstem Niveau die beeindruckende Geschlossenheit des Leibnizianischen Prinzips der »ratio«⁸ und die Konsequenz, mit der er dieses bis in die einzelnen Verästelungen der Wissenschaften hinein verfolgt und anwendet. Sie heben auf Aspekte der Leibnizschen Entwicklungsgeschichte dabei ebenso ab, wie auf solche Elemente seines Denkens, die für das weitere 18. Jahrhundert virulent werden. Sie tragen dazu bei, einer Etikettierung des

6 Zur Metaphorik bei Leibniz vgl. Cristina Marras: *Metaphora translata voce: prospettive metaforiche nella filosofia di G. W. Leibniz*. Florenz 2010.

7 Vgl. Stephan Meier-Oeser: »Adieu le Vuide, les Atomes, et toute la Philosophie de M. Newton«. Zur Leibniz-Clarke-Kontroverse«. In: *1716 – Leibniz' letztes Lebensjahr. Unbekanntes zu einem bekannten Universalgelehrten*. Hg. Michael Kempe. Hannover 2016 (= *Forschung. Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek*, 2), 293–317.

8 Vgl. Rainer Specht: »Einleitung«. In: *Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung*. Bd. 5: *Rationalismus*. Hg. Rainer Specht. Stuttgart 1990, 11–21, und Lothar Kreimendahl: »Einleitung. Einige Charakteristika der Philosophie des 17. Jahrhunderts«. In: *Philosophen des 17. Jahrhunderts. Eine Einführung*. Hg. Lothar Kreimendahl. Darmstadt 1999, 1–22, hier: 3–5.

Denkens Leibnizens als ›Rationalismus‹ eine schärfere Kontur zu verleihen: Sie tun dies (entsprechend den Forschungspräferenzen der Beiträger) allerdings vorwiegend für die Felder der Methodologie, der Mathematik und der Naturwissenschaften und streifen nur am Rand die Anwendung der »principia rationis« durch Leibniz in anderen Kontexten, wie etwa dem des Naturrechtes⁹, der Ethik oder dem der Religion¹⁰. Diesen letzteren Bereich hatte Leibniz selbst als entscheidend und zentral markiert¹¹ und die von ihm in der *Theodizee* (1710) vorgenommene Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft¹² bei Betrachtung des Übels ist es, die das weitere 18. Jahrhundert in nicht geringem Maße beschäftigen wird.¹³ Allerdings zeigen die Beiträge des vorliegenden Bandes auch, daß man gut daran täte, die Leibniz selbst umtreibenden Probleme und die von ihm dafür vorgeschlagenen Lösungen als tief in einer Epoche verwurzelt zu sehen, die Wolfgang Hübener als »Prämoderne«¹⁴ bezeichnet hat. Die Wirkung Leibniz' auf das 18. Jahrhundert ist gewiss kaum zu überschätzen, ihn selbst der Aufklärung zuzurechnen, wie dies vielfach geschieht, erscheint zumindest aus Sicht der philosophiegeschichtlichen Forschung als problematisch.

Stefan Lorenz, Münster

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ: *Briefe über China (1694-1716). Die Korrespondenz mit Barthélemy des Bosses und anderen Mitgliedern des Ordens*. Hg. RITA WIDMAIER, MALTE-LUDOLF BABIN. Hamburg: Meiner 2017 (= *Philosophische Bibliothek*, 693), CLXXI, 660 S.

Der wie gewohnt schön ausgestattete Band der *Philosophischen Bibliothek* schließt an den vorausgegangenen Band des ebenfalls von Rita Widmaier herausgegebenen *Briefwechsel mit den Jesuiten in China* von 2006 an¹ und beschließt damit das Konvolut der Materialien aus Leibniz' Nachlaß zur Ritenfrage. Er enthält einen beträchtlichen Teil von Material, der nicht in die *Akademie-Ausgabe* aufgenommen wird, da er nicht von Leibniz selbst, sondern von seinen Korrespondenten stammt. Insofern ist der Haupttitel »Leibniz: Briefe über China« etwas irreführend, und erst der Untertitel *Die Korrespondenz mit Barthélemy des Bosses und anderen Mitgliedern des [Jesuiten-]Ordens* verrät, was der Leser von diesem Band erwarten kann.

Es handelt sich um 108 Briefe, davon 43 von Leibniz selbst, sowie um 65 Briefe und Beilagen zu Briefen seiner Korrespondenten. Zahlreiche dieser Dokumente bestehen nur aus wenigen Zeilen. Die meisten sind in Latein abgefaßt, durchweg jedoch parallel ins Deutsche übersetzt und jeweils auf gegenüberliegenden Seiten abgedruckt. Das gilt ebenso für einige in Italienisch und Französisch verfaßte Dokumente. Diese vorzüglich gelungenen Übersetzungen stammen sämtlich von dem Mitherausgeber Malte-Ludolf Babin.

9 Vgl. »Das Recht kann nicht ungerecht sein ...«. Beiträge zu Leibniz' Philosophie der Gerechtigkeit. Hg. Wenchao Li. Stuttgart 2015 (= *Studia Leibnitiana. Sonderhefte*, 44).

10 Vgl. Günter Gawlick: »Rationalismus«. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. Joachim Ritter, Karlfried Gründer. Bd. 8. Basel 1992, 44-47.

11 Leibniz spricht von »théologiens rationaux et non rationaux, distinction de parti dont M. Bayle fait souvent mention, se déclarant enfin contre les premiers; mais il ne paraît pas qu'on ait encore bien donné les règles précises dont les uns et les autres conviennent ou ne conviennent pas à l'égard de l'usage de la raison dans l'explication de la sainte Ecriture«. Leibniz: *Essais de Théodicée*. Discours préliminaire, § 14.

12 Vgl. Paul Rateau: *La question du mal chez Leibniz. Fondements et élaboration de la Théodicée*. Paris 2008.

13 Vgl. Stefan Lorenz: *De mundo optimo. Studien zu Leibniz' Theodizee und ihrer Rezeption in Deutschland*. Stuttgart 1997 (= *Studia Leibnitiana. Supplementa*, 31).

14 Wolfgang Hübener: *Zum Geist der Prämoderne*. Würzburg 1985.

1 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China (1689-1714)*. Hg. Rita Widmaier, Malte-Ludolf Babin. Hamburg 2006 (= *Philosophische Bibliothek*, 548).

Vorangestellt ist den Briefen die »Vorrede zu den Novissima Sinica (1697/99)« von Leibniz. Sie bilden zusammen mit den Briefen das Zentrum des Bandes (3-409). Voran steht ein Vorwort, eine Einleitung und eine editorische Vorbemerkung (xvii-clxxi). Danach folgen »Anmerkungen« (411-568), Glossar der chinesischen Begriffe und Eigennamen (569-571), Verzeichnis der Siglen und Abkürzungen (572), Verzeichnis der abgekürzt zitierten neueren Literatur (573-584), Schriftenverzeichnis (585-600), Personenverzeichnis (601-623) und Sachregister (624-653) nebst »Addenda et Corrigenda zum Vorgängerband ›Der Briefwechsel mit den Jesuiten in China (1689-1714)‹«. Die Literatur- und Schriftenverzeichnisse erschließen jedoch nicht alles verwendete Material, und die Personen- und Sachregister registrieren nur die wichtigsten ›handelnden‹ Personen und die prominenten Themen zu Leibniz.

Die Herausgeberin, langjährige Mitarbeiterin an der Leibniz-Abteilung der Staatsbibliothek in Hannover, hat zu dem Band fast die Hälfte des Textvolumens selbst beigetragen: ein Resultat ihrer Lebensarbeit.

Das zentrale Thema ist der sogenannte Ritenstreit im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert innerhalb der jesuitischen Chinamission und zwischen den übrigen Orden der katholischen Kirche und der Kurie. Neben dem chinesischen hat es übrigens auch einen indischen Ritenstreit in der katholischen Kirche gegeben. Mit den Riten sind in erster Linie die konfuzianischen häuslichen und staatlichen Zeremonien des Ahnenkultes und der regelmäßigen Darbringungen von Opfern für die Ahnen und die Naturkräfte des Himmels und der Erde gemeint. Damit verbunden sind auch die philosophischen Schulmeinungen, besonders der damals vorherrschenden Neokonfuzianer, die zur Begründung der Riten dienen und die maßgeblichen ›philosophischen‹ Begriffe davon entwickelt haben. Streitig gestellt war daran so ziemlich alles. Und das kann angesichts der in jener Zeit gerade erst aufkeimenden Kenntnisse über China in Europa nicht verwundern. Im Vordergrund stand die Frage, ob die in allen philosophischen Schulen in China verwendeten chinesischen Ausdrücke wie ›Himmelsheerrscher‹ (Tian Zhu) oder ›Über-Kaiser‹ (Shang Di) als Entsprechungen, Analogien oder Metaphern des christlichen Gottesbegriffs dienen sollten und könnten, oder ob es in China überhaupt kein Äquivalent zu abendländischen Gottesvorstellungen gäbe. Streitig war auch, ob mit den chinesischen Bezeichnungen für Geister oder Dämonen (Shen) so etwas wie ›unsterbliche Seelen‹ gemeint sein könnten, oder ob die Dämonenlehren als Gespensterglauben abzulehnen seien. Schließlich auch, ob der Konfuziuskult als Übergangsstufe zur christlichen Heiligenverehrung genutzt werden könnte.

Solche Fragen stellten sich von vornherein bei allen Übersetzungsversuchen der religionsaffinen Terminologie in China. Sie schürzten sich zusammen in der den ganzen Ritenstreit auslösenden Problematik, ob man an diese einheimischen Vorstellungen bei der Mission anknüpfen sollte, wie es der früheste jesuitische Chinamissionar Matteo Ricci S. J. (gest. 1610) empfahl und praktizierte, oder ob die ›Akkommodation‹ an solche chinesischen Kulturelemente grundsätzlich abzulehnen und damit die Chinamission aufzugeben sei, wie es am Ende des Ritenstreits durch Papst Benedikt XIV im Jahre 1742 beschlossen wurde. Zur Gesamtentwicklung des Ritenstreits sind besonders aufschlußreich die Anmerkungen zu Brief 16 und 17 (461-464). Das auslösende Akkomodationsproblem blieb während des ganzen Ritenstreits virulent. Die Jesuiten haben nie die Hoffnung aufgegeben, sich mit ihrer Missionspolitik der Akkommodation an die Riten durchzusetzen, wie aus dem gesamten Briefwechsel hervorgeht. Aber die Gegner, meist aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden, behielten letztlich die Oberhand in der Sache und bei der Kurie. Dies umso mehr, als die katholische Kirche bei der von den Portugiesen initiierten Japanmission im vorausgehenden Jahrhundert schon die Erfahrung gemacht hatte, daß alle christlichen Missionare aus dem Lande vertrieben oder getötet worden waren. So war man sich bewußt, daß diese Gefahr auch in China ständig über dem ganzen Missionsunternehmen schwebte. Das geht auch aus einem Edikt des chinesischen Kaisers Kang Xi vom 5. April 1707 hervor, mit dem er den Europäern insgesamt Re-

pressalien androhte, wenn sie es mit ihrer Anti-Konfuzius-Kampagne im Ritenstreit zum Äußersten treiben sollten.²

Aber der Ritenstreit war nur ein Teil eines umfassenderen Kontakts und Kulturaustausches, von dem aus vieles in die Missionspolitik einwirkte. Neben dem aufblühenden Chinahandel ging es um Weltpolitik und um das Herausfinden von dem, was dafür förderlich sein könnte. Es war diese Ebene, auf der Leibniz eine herausragende Rolle spielte, über die im vorliegenden Buch wichtige und z. T. bisher unbekannte Tatsachen dargeboten werden.

Leibniz' Ansehen als Philosoph, Wissenschaftler und Diplomat war so groß, daß er es sich leisten konnte, nicht nur mit fast allen bedeutenden Gelehrten seiner Zeit in briefliche und manchmal direkte Verbindung zu treten ohne abgewiesen zu werden, sondern ebenso den Herrschern und Fürsten in aller Welt und nicht zuletzt auch dem Papst politische Ratschläge und Empfehlungen zu erteilen. Damit hatte er zwar in keinem Falle Erfolg, doch bewirkte das, daß seine Pläne und Projekte an den Höfen Europas bekannt und diskutiert wurden. So fällt es auf, daß er jedenfalls den chinesischen Kaiser Kang Xi nicht direkt angeschrieben zu haben scheint. Sein eigener Standpunkt zur Ritenfrage als Lutheraner und ›Metaphysiker‹ geht wohl am deutlichsten aus einer Beilage zu einem Brief vom 12. August 1709 an seinen Hauptkorrespondenten Des Bosses hervor. Die Beilage trägt die Überschrift »Über den Kult und die Religion der Chinesen« (Nr. 24, III-123). In diesem lateinischen Text zieht er gleichsam die Summe aus Lektüren früherer Veröffentlichungen von Jesuitenmissionaren im Journal des Sçavans, wobei er deren wichtigste Interpretationen der chinesischen Klassiker referiert.³

In dem Bericht des Missionars Longobardi S. J. über die chinesischen Konzeptionen vom Tai Ji (Ursprungsprinzip), von Li (Idee) und Qi (Luft, Materie), die in einem berühmtem Diagramm (Tai Ji Tu) dargestellt und in China in Umlauf waren, findet Leibniz »Entsprechungen zur Trinität der Christen wie der Platoniker in gewissem Umfang vorhanden.«⁴ Daraus kann man entnehmen, daß

2 »Ihr verehrt nicht Konfuzius, ja ihr untersagt seine Verehrung; wenn von nun an Europäer noch angetroffen werden, die derartige Torheiten äußern, sollen sie allesamt getötet werden. [...] Solltet ihr nach einer eventuellen Tötung Tolos (Giovanni Batista Tolomei, Generalprokurator für die Chinamission der Jesuiten, der sich damals in China aufhielt) nicht mehr gestatten, das Gesetz Gottes in China zu verkündigen, und in Zukunft kein Europäer mehr nach China kommen, wäre das umso besser. Die Europäer, die jetzt in China leben, auch wenn sie nicht das Gesetz verkündigen, könnten in diesem Fall (auch künftig) in ihren Kirchen ihre Religion ausüben. Sollten aber andererseits eure Europäer mit Truppen (nach China) kommen, werden die chinesischen Truppen gegen sie kämpfen. Wenn eure Soldaten 9000 Meilen auf dem Weg hierher überwinden könnten, sollten dann nicht unsere Soldaten auch dorthin (nach Europa) gelangen können?« Beilage zu Nr. 26, 128-131.

3 Weiter heißt es dazu: »Ich neige zu der Auffassung, dass viele Philosophen des Ostens ebenso wie die Platoniker und Stoiker in Gott die Weltseele gesehen haben oder eine allen Dingen innewohnende universale Natur. Die übrigen Geister hätten sie dann ebenfalls mit Körpern ausgestattet, und einige hätten auch die Seele als ein Teilchen der göttlichen Aura angesehen, die nach dem Tode des Körpers in den Ozean der Seelen zurückkehrte. Auch ich würde nicht ausschließen, dass dies die Auffassung vieler chinesischer Philosophen gewesen ist; da aber die chinesische Philosophie niemals zur Wissenschaft gemacht worden ist, ja es ihr sogar an einer philosophischen Terminologie mangeln dürfte, hindert nichts, die Lehren der alten Chinesen über göttliche und geistige Dinge im besseren Sinne zu interpretieren« (119).

4 Leibniz fährt fort: »Danach wäre *taiji* die ›Potenz‹ oder der ›Uranfang‹, *li* die Weisheit, welche die Ideen oder Wesenheiten der Dinge umfasst, die ›Urfult‹ [*qi*] der Wille oder die Liebe, d. h. unser ›Geist‹, aus dem Wirken und Schaffen ihren Anfang nehmen. Und nicht ohne Grund heißt es, dass aus dem *li* die Tugenden hervorgehen, dieses also als Quelle des Wahren und Guten angesehen werden kann. Dass sie aber sowohl das *li* als auch den Geist als Urmaterie auffassen, ist aus den Formulierungsschwierigkeiten erklärlich, mit denen ein Volk zu kämpfen hat, dem es an einem metaphysischen Vokabular mangelt. Vielleicht auch räumten die alten Autoren ein, dass jedes Ding seine Realität und Vollkommenheit von Gott hat, auch wenn sie die

Leibniz meinte, die chinesischen Klassiker seien durchaus auf dem Wege zu denselben metaphysischen und theologischen Einsichten gewesen, die er selbst in seiner Metaphysik, die ja zugleich eine »natürliche Theologie« sein sollte, erarbeitet haben wollte. Daß das keineswegs mit der katholischen Lehre von den »übervernünftigen Credibilia« übereinstimmte, auf die auch seine jesuitischen Korrespondenten verpflichtet waren, liegt auf der Hand, und daß kaum einer seiner Korrespondenten an seiner Überzeugung Anstoß nahm, muß verwundern.

Aber Leibniz geht noch darüber hinaus, wenn er abschließend an seine mathematische Erfindung des dyadischen bzw. binären Zahlensystems erinnert, seine Theorie recht ausführlich darstellt und sie als Wiederentdeckung einer uralten chinesischen Welt schöpungslehre hinstellt, deren wahren Sinnes sich die Chinesen niemals bewußt gewesen seien. Hier handelt es sich um das Grundwerk chinesischer Naturphilosophie, das *Buch der Wandlungen* (Yi Jing), das die chinesischen Naturphilosophen dem sagenhaften Fu Xi (reg. angeblich 2852–2838 v. Chr.), dem ersten Kaiser der frühesten chinesischen Dynastie (heute 21.–16. Jh. v. Chr. angesetzt) zuschrieben.⁵ Schon früher hatte Leibniz diese Interpretation der Yi Jing-Zeichen dem Generalprokurator des Jesuitenordens in China Giovanni Batista Tolomei mitgeteilt (Brief Nr. 3 vom 15. Okt. 1703), sie aber nicht als seine eigene Idee, sondern als Erkenntnis seines Chinakorrespondenten Joachim Bouvet S. J. dargestellt.⁶

Weit über diese Ingredienzen des Ritenstreits hinaus geht die Verfasserin in ihrer großen Einleitung auf die Kulturbeziehungen zwischen Europa und China ein. Daß Europa aus China schon lange Tee, Seide, Porzellan und Kunstwerke bezog, sich an den sogenannten Chinoiserien ergötzte und dabei die Stabilität und Moral des Landes bewunderte, ist wohl bekannt. Ebenso, daß es China durch seine dahin entsandten Wissenschaftler, besonders Mathematiker und Astronomen, durch Architekten, Musiker, Maler und Instrumentenmacher, insbesondere Uhrmacher, mit den modernen wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften des Abendlandes bekannt machte und unterstützte.

Das alles hat Leibniz befürwortet und nach Kräften gefördert. Wie er das tat, erfahren wir in ausführlichen Darstellungen und Interpretationen seiner Pläne und philosophischen Initiativen. So handelt die Verfasserin über Leibnizens »Wahre Philosophie und Natürliche Theologie«, seine Studien über chinesische Sprache, Schriftzeichen und Geschichte, vor allem auch über seine Überlegungen »zur Frage der Übereinstimmung zwischen Philosophie und Theologie«. Manches bleibt hier nur Andeutung und Erwähnung, als ob es allzu bekannt und abgesichert wäre, was nicht immer der Fall ist. Dafür finden sich über jeden einzelnen seiner jesuitischen Korrespondenten und weitere erwähnte Personen ausführliche Lebens- und Karriereverläufe nebst Werkverzeichnissen auf Grund detaillierter Auswertung der bezüglichen Literatur, Archive und Provenienzen, und dies auch in einem reichen Anmerkungsapparat. Das macht die Lektüre nicht leicht, aber es erfreut durch

Art der Entstehung nicht deutlich erklären konnten. Soweit ich bisher sehen kann, halte ich es deshalb für möglich, die Substanz der alten chinesischen Theologie zu bewahren, (später) hinzugefügte Irrtümer ausmerzen und die großen Wahrheiten der christlichen Religion hinzuzufügen« (119/121).

- 5 Es enthält in späteren Fassungen die Konstruktion einer Zeichenpyramide, die von zwei Grundzeichen (Yao, die für das lichte Yang und das dunkle Yin stehen), einem durchgehenden und einem unterbrochenen Strich ausgehend, in fortgesetzter Zweiteilung und gleichzeitiger Kombination bis zu 64 Kombinationsfiguren führt. Die Chinesen haben sie stets für Vorläufer der Schriftzeichen gehalten und Fu Xi deshalb auch für den Erfinder ihrer Schriftzeichen gehalten. Leibniz behauptet dagegen, es handle sich bei den Yi Jing-Zeichen um ein Zahlensystem aus den beiden Grundzahlen Eins und Null, die er mit den metaphysischen Begriffen Sein und Nichts gleichsetzte. Durch deren Kombination lasse sich in arithmetischer Weise die göttliche Schöpfung der Welt aus dem »Nichts« darstellen.
- 6 »(Es) hat P. Bouvet mit Hilfe dieser Erfindung (d. h. der binären Zahlentheorie durch Leibniz) glücklich ein seit vielen Jahrhunderten bei den Chinesen selbst ungelöstes Rätsel geklärt: das Rätsel der Charaktere des Fuxi, des uralten chinesischen Philosophenkönigs« (49).

immer wieder überraschende Einzelheiten. Und das gilt auch für den umfangreichen Anmerkungsapparat zu den einzelnen Briefen und ihren Beilagen.

Gewiß wird das vorliegende Buch ein wichtiger Ausgangspunkt für die weitere Beschäftigung mit China im Westen bleiben. Das Interesse hält an, wie ein »International Symposium on Chinese Western Cultural Interchange in Commemoration of the 400th Anniversary of the Arrival of Matteo Ricci, S.J.« (Taipei 1982) und das von Wenchao Li herausgegebene Sonderheft der *Studia Leibnitiana* (52, 2017), *Leibniz and the European Encounter with China* zeigen.

Aber der Ritenstreit war mit der katholischen Jesuitenmission nicht beendet. Er setzte sich in den deutschen protestantischen Milieus noch eine Weile fort und hatte erstaunliche Folgen, wie man aus Jakob Bruckers *Historia critica Philosophiae* in einem Kapitel »De Philosophia Sinensium«⁷ ersehen kann.

Christian Wolff in Halle war zu seiner Zeit der wohl beste Kenner der chinesischen Philosophie in Deutschland. Als Protegé und Anhänger von Leibniz warb er mit einer Rektoratsrede vom Jahre 1721 »Über die praktische Philosophie der Chinesen«⁸ ganz im Sinne von Leibniz für die China-Studien und den Import der konfuzianischen Ethik in Europa: »Der Lebenslauf des Konfuzius wird [...] als eine Fundgrube der Moral- und Staatslehre anzusehen sein, mit der das, was von der griechischen Philosophie auf uns gekommen ist, nicht verglichen werden kann.« Zwei Jahre später, in denen Wolff in zahlreichen Veröffentlichungen deswegen als »Atheist, Spinozist, Fatalist und Determinist« denunziert worden war⁹, mußte er auf Weisung des kalvinistischen brandenburgischen Kurfürsten und Königs in Preußen Friedrich Wilhelm I »bey Strafe des Stranges« innerhalb von 24 Stunden das Land verlassen. Wobei er das Glück hatte, vom Landgrafen von Hessen aufgenommen zu werden und in Marburg einen neuen Lehrstuhl zu erhalten, bis er im Jahre 1740 von Friedrich d. Gr. nach Halle zurückberufen wurde.

Ähnlich erging es Wolffs Schüler Georg Bernhard Bilfinger in Tübingen. Auch er verlor als Privatdozent seine Lehrerlaubnis und Lehrstelle, weil er ein *Specimen doctrinae veterum Sinarum* (Frankfurt am Main 1724) veröffentlichte, in welcher er wie Leibniz für die chinesischen Studien warb, und zwar ausdrücklich »wegen des Bezugs zur chinesischen Philosophie«. Ersichtlich hatte Friedrich Wilhelm I wohl verstanden, daß Leibniz und Wolff mit ihrer Propaganda für die konfuzianische chinesische Ethik die Axt an die Wurzeln des feudalen »Gottesgnadentums« legten. So war die Vertreibung Wolffs aus den preußischen Landen auch ein Signal an seine Herrscherkollegen.

Nachdem Athanasius Kircher S. J. (1601-1680) von Rom aus die falsche Theorie verbreitet hatte, die ägyptischen Hieroglyphen seien die frühesten Vorbilder der chinesischen Schriftzeichen, und sie seien zusammen mit der altägyptischen Weisheit des Hermes Trismegistos über Persien und Indien nach China gekommen, wurde es Sache der Altphilologen, die ganze chinesische Philosophie als Import der vorchristlichen antiken Religionsströmungen zu interpretieren. Das machte sich Johann Lorenz von Mosheim (1693-1755), der führende Vertreter der protestantischen Kirchengeschichte und einer der Gewährsmänner für die China-Informationen Bruckers, zu eigen. Nicht zuletzt diente auch das Eindringen des Buddhismus von Indien aus nach China in den nachchristlichen Jahrhunderten als Bestätigung dieser These. Und so konnte Joh. Heinr. Martin Ernesti in seinem *Enzyklopädischen Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Philosophie und ihrer Literatur* nach zwei Seiten über die »Sinesen« und 17 Titeln zu ihren »Quellen und Hilfsmitteln« in einer angehäng-

7 Vgl. Band 4/2, 1. Aufl. Leipzig 1744, 846-906, Ergänzungen dazu in Band 6 der 2. Aufl. 1767, 978-999.

8 Christian Wolff: *Oratio de Sinarum philosophiae practica*. Lat.-dt. Ausgabe des Druckes von 1726. Hg. Michael Albrecht. Hamburg 1985 (= *Philosophische Bibliothek*, 374).

9 Vgl. Henrik Jäger: »Konfuzianismusrezeption als Wegbereitung der deutschen Aufklärung«. In: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 37 (2012), H. 2, 165-189.

ten Fußnote trocken feststellen: »Man rechnet in der weiteren Bedeutung China oder Sina zu Indien: die Philosophie der Sinesen kommt auch mit der Indischen überein«.¹⁰

Es begann das Zeitalter der klassisch-humanistischen Altphilologie und der sprachwissenschaftlichen Indogermanistik. Dadurch wurde die akademische Befassung mit China an deutschen Universitäten für mehr als ein Jahrhundert geradezu blockiert.

Lutz Geldsetzer, Düsseldorf

RICCARDA SUITNER: *Die philosophischen Totengespräche der Frühaufklärung*. Hamburg: Meiner 2016 (= *Studien zum achtzehnten Jahrhundert*, 37), 276 S.

Begründet worden ist die literarische Kleinattung der Totengespräche im 2. Jahrhundert n. Chr. von Lukian, aber das Verdienst, sie auf eine zuvor unbekannte Höhe des literarischen und dialektischen Raffinements geführt zu haben, gebührt indes Fontenelle (vgl. 23 ff.). Sein Vorbild hat zunächst in Frankreich gewirkt, z. B. auf Fénelon (28). Es war jedoch in Deutschland, dass Produktion und Lektüre von Totengesprächen zur »regelrechten Mode« (27) wurde, die u. a. zurückzuführen ist auf den Bienenfleiß, mit dem der Publizist David Faßmann (1683-1744) zwischen 1718 und 1739 in seinem Journal *Gespräche in dem Reiche derer Todten* – sage und schreibe – 240 solcher, von ihm »*entrevuës*« genannter, Dialoge publizierte. Deren literarische Qualität beurteilt Riccarda Suitner zurückhaltend, und das Prädikat »philosophisch« verdienen sie kaum, weil sie vorwiegend biographisch ausgerichtet sind (wie heutejournalistisch« zugespitzte Beiträge zur Ideengeschichte, etwa nach der Manier von Philipp Blom).

Suitners Interesse gilt darum weniger den Dialogen Faßmanns als vielmehr ausgewählten Exemplaren einer besonderen Unterklasse von Totengesprächen, denen das Folgende gemeinsam ist: Erstens: Die meisten von ihnen sind zwischen 1729 und 1734 im Umkreis der Universitäten in Jena, Leipzig und Halle (Saale) anonym erschienen. Zweitens: Als »philosophisch« dürfen sie deshalb gelten, weil die in ihnen zu Wort kommenden fingierten Personen, gewissen Philosophen nachgebildet sind, die nicht nur Kuriositäten aus ihrer *vita* zur Sprache bringen, sondern vor allem zeittypische philosophisch-theologische Kontroversen. Drittens: Zum Hintergrund der in ihnen verhandelten Themen gehört vor allem der hinhaltende Widerstand gegen die seinerzeit noch für »neu« angesehene Philosophie eines Descartes, Spinoza, Locke oder Leibniz, in pietistischen Kreisen sowie in der auch »protestantische Scholastik« genannten Orthodoxie, dessen spektakulärster Ausdruck die Vertreibung Christian Wolffs aus Halle war.

Die von Suitner näher behandelten Texte entstanden also in einer Situation, die durch »die studentische Redewendung »Wenn du nach Halle gehst, wirst du als Pietist oder Atheist zurückkehren« (225) illustrierbar ist. Sie wurden alle auch schon Faßmann als Autor zugeschrieben, was Suitner freilich mit guten Gründen (vgl. 221 ff.) für falsch hält: Stilistische Indizien schlossen aus, dass sie alle denselben Verfasser hätten, und die darin angesprochenen philosophischen Themen fehlten in den unzweifelhaft von Faßmann stammenden Totengesprächen vollständig. In der Literatur hier und da erhobene Ansprüche auf eine Autorschaft Faßmanns sind danach nicht länger aufrechtzuhalten.

Wer die betreffenden Texte stattdessen verfasst hat, lässt sich dagegen nur in Ausnahmefällen mit einiger Wahrscheinlichkeit ermitteln. Ihre These, die Verfasser entstammten dem näheren Umfeld der jeweils jüngeren der verstorbenen Dialogpartner und seien, »in den halb-intellektuellen, studentischen und subakademischen Kreisen« (42) zu suchen, hat Suitner durch umsichtige Prüfung der Texte selbst und ihrer intertextuellen Beziehungen teils zueinander, teils zu akademischen Zweck-

10 Lemgo 1807, 169-173.

schriften der Zeit erhärtet. Unter den von ihr detaillierter untersuchten Beispielen sind Gespräche zwischen Nikolaus H. Gundling und Johann Franz Budde, Christian Thomasius und August Hermann Francke, Leibniz und Budde, Descartes und Andreas Rüdiger, Johann Friedrich Mayer und Johann Wilhelm Petersen sowie zwischen Christian Scriver und dem niederländischen Cartesianer Balthasar Bekker. Aus dem zeitlichen Rahmen der Jahre 1729-1734 fällt das erst 1745 erschienene Gespräch zwischen Leibniz und Ludwig Philipp Thümming (vgl. 111-131), dessen Reiz schon in der Personenkonstellation besteht: Thümming († 1728) trifft im Totenreich auf Leibniz († 1716), dessen Ideen Thümmings Lehrer Wolff in jenes System gebracht hatte, das später zumeist als das der Leibniz-Wolffischen Philosophie apostrophiert werden sollte. Es nimmt nicht wunder, dass die postmortalen Einlassungen des in diesem Gespräch agierenden Leibniz dem Standardbild, das man sich von dessen Metaphysik gemacht hat, kaum entsprechen. Anonym blieben die Autoren wohl nicht nur, weil die erörterten Themen durchaus heikel waren, sondern auch wegen der »Realisierungs- und Verkaufsmodalitäten der ›Straßenliteratur‹« (80). Ausführlich legt Suitner die Schwierigkeiten dar, auf die stößt, wer über Autoren und Hersteller dieser »Wegwerfliteratur« (201) mehr zu erfahren sucht, als die Texte selbst verraten. Allein die Titelpuffer lassen gelegentlich Rückschlüsse zu.

Dankenswerterweise hat Suitner mit Querverweisen in den Fußnoten nicht gespart. Diese nennen aber stets nur die Kapitelnummer und gegebenenfalls die des Paragraphen darin. Es hätte die Orientierung in dem Werk erleichtert, wenn die lebenden Kolumnentitel außer den Überschriften der Kapitel und Paragraphen auch deren Ordnungszahl enthielten. Im übrigen unterscheidet sich das Erscheinungsbild des Bandes positiv von dem, was manche Verlage wissenschaftlicher Literatur einem im *print-on-demand*-Verfahren zumuten. Einzelheiten an einer Arbeit zu kritisieren, die das Niveau und die Qualität der vorliegenden hat, wäre beckenmesserisch.

Suitners Studie, die bereits vorliegende Arbeiten zur klandestinen Literatur des 18. Jahrhunderts ergänzt, ist geeignet, die von vielen Philosophen noch gepflegte Vorliebe für allzu »idealtypisch« angelegte »Rekonstruktionen« philosophischer Debatten der Vergangenheit durch eine Analyse des tatsächlichen Debattenverhaltens zu korrigieren.

Hans-Peter Schütt, Heidelberg

Reassessing the Radical Enlightenment. Hg. STEFFEN DUCHEYNE. Abingdon, New York: Routledge 2017, XII, 318 S.

Ohne die Arbeiten von Margaret Jacob und Jonathan Israel, die ebenfalls zu den Beiträgern zählen, wäre dieser Sammelband sicher nicht zustande gekommen. Auch wenn sich einzelne Autorinnen und Autoren zudem auf Leo Strauss, Günter Mühlhölzer und Martin Mulrow beziehen, lässt sich kaum bezweifeln, dass die jüngere Forschung zur radikalen Aufklärung Jacob und Israel entscheidende Impulse verdankt. Wenn aber dem seit 2001 in Princeton lehrenden Israel letztlich die größere Aufmerksamkeit zuteil wird, so dürfte dies nicht nur dem beeindruckenden Umfang seines Œuvres geschuldet sein, sondern vor allem auch der eingängigen Hauptthese, die seinen Arbeiten zugrunde liegt: Die radikale Aufklärung artikuliere sich zum ersten Mal im Werk Spinozas, näherhin in dessen Religionskritik, Materialismus und Republikanismus, womit er nicht nur Denker wie Diderot, d'Holbach und Condorcet, sondern im Grunde schon die Moderne vorwegnehme, während hingegen die gemäßigte Aufklärung – Israel sieht in Locke, Voltaire und Hume, aber auch Kant ihre führenden Vertreter – durchgängig auf Kompromisse mit den alten Mächten bedacht gewesen sei und sich auf diese Weise um ihre Wirksamkeit gebracht habe.

Eine solche Positionierung fordert Widerspruch geradezu heraus, wie der vorliegende Sammelband denn auch eindrucksvoll zeigt. Darüber hinaus ist der Band nicht nur wegen der durchweg

hohen Qualität, sondern auch der Heterogenität der einzelnen Beiträge hervorragend geeignet, an den aktuellen Forschungs- und Diskussionsstand heranzuführen. Zwar verwahrt sich Israel in seinem Essay, dem schon deshalb, weil er unmittelbar dem Vorwort des Herausgebers folgt, eine Art Einleitungsfunktion zukommt, gegen Fehldeutungen. So habe er niemals behauptet, dass die radikale Aufklärung in Spinoza ihren Ursprung habe. Dieser sei selbstredend in der »allgemeinen Krise« des 17. Jahrhunderts zu finden, die eine Folge der Religionskriege, der Konfessionalisierung, aber auch des Siegeszuges der Erfahrungswissenschaften gewesen sei (37). Man wird gleichwohl fragen dürfen, ob nicht der Autor eine gewisse Mitverantwortung dafür trägt, dass in der Rezeption seiner Schriften – insbesondere der *Enlightenment*-Trilogie (2001-2011) – immer wieder von einer Renaissance der Ideengeschichte die Rede ist.

Es überrascht zumindest nicht, dass die meisten Beiträge zwar mehr oder weniger deutlich ihren Respekt vor der stupenden Gelehrsamkeit Israels bekunden, aber doch zugleich für eine Modifizierung seiner Hauptthese plädieren. Dies trifft auch auf Jacob zu, die bei Israel den Einfluss von ihm als gemäßigt abqualifizierter englischer Denker unzureichend gewürdigt sieht. Wer sich etwa ein Bild von der Rezeption der politischen Philosophie Lockes machen wolle, sollte zur Kenntnis nehmen, so Jacob, dass beispielsweise die französische Übersetzung des zweiten der beiden *Treatises of Government* den zentralen Begriff mit »la république« wiedergebe (53). Das war nicht nur terminologisch eine Annäherung an den Republikaner Algernon Sidney.

Gewichtig erscheint sodann auch der Einwand von Harvey Chisick, dass es nicht unproblematisch sei, Materialismus und Republikanismus in einer natürlichen Allianz sehen zu wollen. Sein Gegenbeispiel ist ausgerechnet der von Israel hochgeschätzte Materialist d'Holbach, der gegenüber aufgeklärten Monarchen eine Position einnehmen konnte, die sich kaum von derjenigen Voltaires unterschied, des führenden Vertreters der *thèse royale*.

Auch die Spinoza-Lektüre Israels bleibt nicht unhinterfragt. Beth Lord analysiert dessen Machtbegriff, der sich schwerlich mit einem modern verstandenen Egalitarismus vertrage, weil er noch ganz auf der tradierten Vorstellung einer *scala naturae* oder *great chain of being* beruhe. Ian Leaks Ausführungen zum Spinozismus John Tolands am Beispiel der Schrift *Origines Judaicae* bekräftigen allerdings eher die Auffassungen Israels. Dasselbe gilt für den Beitrag Charles Devellennes über den Dorfgeistlichen Jean Meslier, dessen Erinnerungen von Voltaire ediert und von diesem ganz im Sinne der gemäßigten Aufklärung zensiert worden sind.

Jennifer Davis verweist in ihrem Beitrag, der vor allem Catharine Macaulay und Mary Wollstonecraft gewidmet ist, indessen darauf, dass Spinoza Frauen von politischer Mitwirkung ausschließt und damit antiken Vorbehalten folgt. Wiep van Bunge liefert schließlich eine lesenswerte historische Skizze über den Niedergang des Spinozismus, der nicht nur auf die lokalen politischen wie konfessionellen Verhältnisse in der Republik der Vereinigten Niederlande zurückgeführt werden darf, sondern auch auf den Siegeszug der Physikotheologie, die erheblich vom Prestige der Newtonschen Physik zehrte und erst durch Darwin obsolet werden sollte.

Eric Palmer macht auf die unzureichend gewürdigte christliche Aufklärung in Frankreich aufmerksam, die unter anderem in Journalen ihre Verbreitung fand, die gelehrten Abbés eine Plattform boten. Falk Wunderlich untersucht den gemäßigten Materialismus der Göttinger Universitätslehrer Christoph Meiners und Michael Hißmann, die erstaunlicherweise kaum Repression zu befürchten hatten, da – anders als an den protestantischen Universitäten des Nordens – die Göttinger Philosophen nicht der Zensur durch ihre theologischen Kollegen unterlagen. Ansonsten vertrug sich ihr Materialismus mit moderaten, teilweise sogar anti-aufklärerischen Positionen. Ultán Gillen gelingt schließlich eine Beschreibung des irischen Revolutionärs Wolf Tone als eines Aufklärers, der sich mit Hilfe eines radikalen Naturrechts französischer Provenienz gegen das koloniale Regime der Briten in Stellung brachte.

Der Facettenreichtum der hier versammelten Beiträge lässt sich freilich kaum zureichend wiedergeben. In jedem Fall bezeugt er das ungeheure Anregungspotential, über das Israels Gesamtwerk

nach wie vor verfügt. So ist es ihm gelungen, mit seinen prononcierten Thesen die Diskussion zu beleben – trotz oder auch gerade wegen ihrer Einseitigkeit. Deshalb würde eine Relektüre der Trilogie vermutlich auch seine im Einleitungssessay vorgebrachten nachträglichen ›Korrekturen‹ nicht unbedingt plausibel erscheinen lassen. Ganz eindeutig plädiert Israel dort an zentraler Stelle – gegen François Furet – für die Ideen- und gegen die Sozialgeschichte als bevorzugte Methode der Revolutionsgeschichtsschreibung. Für ihn gilt, wie es an anderer Stelle noch prägnanter heißt: »*la philosophie* was the primary cause of the Revolution«. ¹ Den Zeitgenossen sei das ohnehin stets klar gewesen. Die Revolution aber – daran erlaubt er sich keinen Zweifel – habe der Moderne erst zum Durchbruch verholfen.

Zu Recht hat bereits Daniel Fulda in dieser Zeitschrift die extreme Fokussierung auf Spinoza bemängelt (»Gab es ›die‹ Aufklärung?«. In: *DAJ* 37.1, 2013, 11–25). Dabei geht es in dieser Kontroverse nicht nur um die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Spinozas, sondern auch um grundlegende Fragen der Deutung, etwa um das Naturzustandskonzept und den Erastianismus des Philosophen, die eine Abhängigkeit von Hobbes erkennen lassen, die von Israel indessen bestritten wird. In der Verteidigung der Moderne und ihrer aufklärerischen Wurzeln sind sich gleichwohl alle Beiträgerinnen und Beiträger einig.

So weist Winfried Schröder gegen Ende des Bandes bestimmte ›antimodernistische‹ Lesarten des Marquis de Sade zurück, wie sie sich etwa bei dem Neo-Aristoteliker Charles Taylor finden, der meint, dass der Sensualismus der Aufklärung verheerende Konsequenzen für die moderne Ethik gehabt habe. Der Beitrag zeichnet sich nicht nur durch eine hohe argumentative Stringenz aus. Er deckt sich durchaus auch mit den Auffassungen Israels. Allerdings erscheint die Art und Weise, in der Israel meint, den Materialismus gegen den Vorwurf des Immoralismus verteidigen zu müssen, seltsam tendenziös. So möchte er nicht nur La Mettrie der gemäßigten Aufklärung zuschlagen, was ihm ja ohne weiteres zugestanden werden mag. Er kann sich auch nirgends dazu entschließen, Diderots Roman *Le Neveu de Rameau* einer gründlichen Analyse zu unterziehen. Der amerikanische Literaturkritiker Lionel Trilling nannte ihn einst »modern literature's original sin«. Der Roman ist wohl zugleich dasjenige Werk Diderots, das vielleicht am stärksten über das 18. Jahrhundert hinausweist. Der Verdacht, dass hier ein reduktionistisches Verständnis der Moderne artikuliert wird, bleibt in dem vorliegenden Sammelband allerdings unausgesprochen. Ließe er sich erhärten, könnte sich daraus der gravierendste Einwand gegen Israels Sicht auf die radikale Aufklärung ergeben.

Michael Szczekalla, Aachen und Greifswald

PATRICK STOFFEL: *Die Alpen. Wo die Natur zur Vernunft kam*, Göttingen: Wallstein 2018 (= *Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa*, 22), 327 S., 6 Abb.

Am 23. August 1703 überquerte der Zürcher Stadtarzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer auf einer dreiwöchigen Alpenreise, vom Engadin kommend, den Julierpass. Auf der Passhöhe öffnete er wie üblich das Barometer, um eine Höhenbestimmung vorzunehmen. Sein technisches Interesse richtete sich auf ein Algebäude, wo das Stossbutterfass mit einem ungewöhnlichen Hebel ausgerüstet war, was eine besonders effektive Arbeit ermöglichte. Links und rechts der Landstrasse sah Scheuchzer ferner zwei römische Säulen. Obwohl keine Inschriften auszumachen waren, wusste der Gelehrte, dass frühere Autoren davon geschrieben hatten, und hielt sich eine Weile mit einer möglichen Interpretation auf. Schliesslich wollte noch ein kleiner, ins Engadin entwässernder

¹ Jonathan I. Israel: *Democratic Enlightenment, Philosophy, Revolution, and Human Rights 1750–1790*. Oxford 2011, 17.

See genannt sein. »Diesen See mit den Säulen, und gantzer auf dem Julier habender Aussicht, habe ich mit Fleiß in Tab. III. vorstellen wollen«, schrieb er 1706 in seiner Wochenschrift. Die wirklichkeitsgetreue Tafel verfolge auch den Zweck, die Abbildung in einer bekannten Chronik des 16. Jahrhunderts zu korrigieren.

Zwei Jahre später veröffentlichte Scheuchzer die gleiche Alpenreise in London in einer viel beachteten, von Newton geförderten lateinischen Ausgabe. Die Kupferstiche oder Radierungen wurden nach Zürcher Vorlagen vor Ort angefertigt. Der englische Künstler wählte einen viel engeren Ausschnitt als bei der ersten Version. Die beiden Säulen standen jetzt ganz im Vordergrund und gaben dem Bild einen starken Rahmen. Patrick Stoffel beginnt sein grosses Panorama der Alpenliteratur mit dieser Londoner Version. Nach seiner Meinung inszenierte sie die römischen Überbleibsel am Julier als Säulen des Herakles, der in der Antike von vielen als erster Alpenbezwinger mit einem Heer betrachtet wurde. Die Bildkomposition orientiere sich aber offensichtlich am berühmten Frontispiz zu Francis Bacons *Instauratio Magna* von 1620, das den Aufbruch in eine neue, offene Welt des Wissens ins Bild setzte (14-23). Vor dem theoretischen Hintergrund der Metaphorologie könne man sagen, dass die abgebildeten Julierpass-Säulen auf vier absolute Metaphern, sogenannten Titelmetaphern, zurückgriffen, nämlich auf: Weg, Grenze, Reise und Berg (51, 57).

Stoffels Studie will die Wechselwirkung zwischen der Gebirgsnatur der Alpen und der menschlichen Existenz mit ihrem Streben nach Moral und Gesittung ausloten. Sie setzt mit dem Zürcher Naturforscher ein, weil dieser massgeblich an einer Neuinterpretation der Alpen beteiligt war. Anstatt ein in der Sintflut entstandenes Mahnmal des Sündenfalls, bildeten die Alpen jetzt einen privilegierten Ort des aufgeklärten Europa: »Wo vordem eine ohne Sinn und Verstand durcheinandergeworfene Ansammlung von Gestein von der Irrationalität der Welt nach dem Sündenfall Zeugnis ablegte, war fortan nichts mehr überflüssig, alles diente einem höheren Zweck und besaß einen klar umrissenen Nutzen. Derart zur Vernunft gekommen, avancierte die alpine Natur zum Experimentiergrund der Aufklärung und bevorzugten Ort der Reflexion eines neuen, modernen Menschenbildes und der neu zu bestimmenden Stellung dieses Menschen in der Natur.« (13)

Um diesen Wandel nachzuzeichnen, thematisiert Stoffel in neun chronologisch arrangierten Kapiteln und einem Resümee folgende Autoren und Perioden: Johann Jakob Scheuchzer (1681-1708), Giambattista Vico (1725-1744), Albrecht von Haller (1732), Jean-Jacques Rousseau (1761), die Französische Revolution (1789-1795), Friedrich Schiller (1804), Mary Shelley (1818), den deutschen Alpinismus und Bergfilm (1924-1949) und Roy Oppenheim (1974). Eingerahmt wird das Panorama von Arnold Zweig, der mit seiner *Dialektik der Alpen* von 1939 den Gebirgszug als letzte Trutzburg demokratischer Freiheiten betrachtete, während das NS-Regime in den Alpen gleichzeitig den Sitz der deutschen Volksseele und eine Zuchtanstalt für seine Eliten sah (11, 290). Neben diesen das Buch strukturierenden Hauptpersonen und -stoffen werden aber zahlreiche andere Autoren erwähnt. Das Scheuchzer-Kapitel greift bis in die antike Frühzeit von Textüberlieferung zurück und befasst sich auch intensiv mit der englischen Physikotheologie. Im Vico-Kapitel werden weitere Engländer, dann auch Franzosen und Spanier angeführt, und so weiter. Insgesamt kommen gut 150 Autoren zu Wort, häufig unterlegt mit Originaltexten. Wir stehen also nicht zuletzt vor einer enormen Fleissarbeit. Es handelt sich um die Buchversion einer Dissertation, die im Rahmen des Trinationalen Graduiertenkollegs zu »Gründungsmythen Europas in Literatur, Kunst und Musik« 2009-2015 an den Universitäten Bonn, Paris IV Sorbonne und Florenz entstand.

So beeindruckend und nützlich dieser kolossale Gang durch die Alpenliteratur ist, in einigen Punkten stehe ich ihm skeptisch gegenüber. Der Autor liefert erstens keine methodische Begründung seiner Textauswahl. Man hätte auch andere Autoren einschliessen können, etwa die grossen Klassiker der vorletzten Jahrhundertwende John Grand-Carteret und William Augustus Brevoort Coolidge. Wenn man sich mit der Triade Haller-Rousseau-Schiller so eng an den überlieferten Kanon der alpinen *high texts* hält, nimmt sich das Vico-Kapitel eigenartig aus. Die *Scienza nuova*

des napolitanischen Gelehrten handelt nicht von den Alpen, sondern allgemein von den Bergen (›monti‹), und es ist nicht unproblematisch, seine philosophische Bergwelt als »Die alpine Wohn- und Erziehungstätte des Menschen« und »Die alpinen Strukturen der modernen Gesellschaft« auszugeben (74, 84). Zweitens: Einige Autoren und Texte sind auf erhellende, differenzierte Weise dargestellt, bei anderen habe ich mich über die Gewichtung und die Lektüre gewundert. Braucht Rousseaus *Julie ou la nouvelle Héloïse*, behandelt auf knapp vierzehn Seiten (158-171), wirklich ein Präludium von über zwanzig Seiten, in welchem berühmte Schriften von Rousseau zur Sprache kommen, die nicht speziell auf die Alpen bezogen sind? Ob diesem weit ausholenden Textverlauf kann das Hauptthema mitunter abhanden kommen. Und soll man das Diktum von Fernand Braudel, die Berge des Mittelmeerraums seien eine »fabrique d'hommes« (zit. 286) wirklich mit Vicos montaner Geschichtsphilosophie parallelisieren, welche von den Effekten der Sintflut auf die Menschheit handelt? Zur Braudelschen Formulierung gibt es eine umfangreiche Forschungsliteratur, die sie mit der frühneuzeitlichen Berg-Tal-Migration verbindet.

Allgemein sind die Alpen für Stoffel ein »Phänomen von erschlagender sinnlich-materieller Präsenz« und ein bevorzugter Schauplatz der europäischen Moderne (59). Damit spricht er bestimmt für viele und trifft einen wichtigen Punkt. Doch ich bin nicht sicher, ob damit alles gesagt ist. Stoffel behandelt das Gebirge vor allem als ›locus philosophicus‹ und befasst sich nicht systematisch mit Stimmen, die nicht in dieses Bild passen. So wie es am Vorabend des Zweiten Weltkriegs bei Arnold Zweig und den Nationalsozialisten gegenläufige Alpenbilder gab, stösst man schon früher auf vielstimmige Chöre. Scheuchzers Sakralisierung der Alpen wurde von der mächtigen Zürcher Geistlichkeit angefeindet und in die heidnische Ecke gestellt. Als die Französische Revolution ihre ›montagnes sacrées‹ errichtete, um sich mit der Natur zu versöhnen und die künstliche und korrupte Monarchie zu bekämpfen, montierte man in Habsburgisch Österreich die ersten grossen Gipfelkreuze auf die Alpen. Gleichzeitig begannen die europäischen Monarchien die republikanisch aufgeklärte Alpenbastion von Wilhelm Tell zu stürmen und für ihre traditionsverhaftete Herrschaft in Anspruch zu nehmen. *Last not least* könnte man auch fragen, ob die Alpenbevölkerung selbst (um 1800 schon fast sechs Millionen Personen) sich als ›modern‹ oder ›traditionell‹ empfand und was sie von den verschiedenen von aussen herangetragen Interpretationen hielt.

Jon Mathieu, Burgdorf

Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung. Hg. BERNHARD LÖFFLER, MARIA RÖTTLER. München: Beck 2015 (= *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, 44), 399 S., 2 Abb.

»Dieser sonst in jedem Betracht verehrungswürdige Mann ist ein neuer Beweis, daß auch der aufgeklärteste Mönch sich nie ganz von seinen Mönchsgillen losreissen kann«¹, so porträtiert Johann Pezzl in seiner berühmten *Reise durch den Baierischen Kreis* von 1784 Fürstabt Frobenius Forster von St. Emmeram mit spitzer Feder. Den Geruch von Aberglauben und Unvernunft roch Pezzl in den Klostergängen St. Emmerams immer noch. Eine 2012 in Regensburg veranstaltete Tagung unter der Leitung von Maria Röttler und Bernhard Löffler nahm 250 Jahre nach der Wahl eben jenes Frobenius Forsters zum Fürstabt das gelehrte Netzwerk der späten Blütezeit St. Emmerams in den Blick, um eine differenziertere Würdigung vorzulegen. Reiseberichten und der Korrespondenz gelehrter Mönche wird dabei ebenso Aufmerksamkeit zuteil wie dem Bibliothekswesen und den klösterlichen Naturalienkabinetten. Insbesondere zum Verhältnis von gelehrter, auch naturwissenschaftlicher

¹ Johann Pezzl: *Reise durch den Baierischen Kreis*. Salzburg u. Leipzig [d. i. Zürich] 1784, 47f.

Tätigkeit und mönchischem Leben in den Jahrzehnten vor der Säkularisation wirft der Tagungsband produktiv Fragen auf.

Alois Schmid's Überblicksbeitrag stellt die führende Rolle der Benediktiner und Prämonstratenser als Träger der Klösteraufklärung heraus. Der auf dem Gebiet der Luftfahrt experimentierende P. Ulrich Schiegg in der schwäbischen Reichsabtei Ottobeuren oder der eine nachhaltige Forstwirtschaft fordernde P. Candid Huber von Niederaltaich zeigten exemplarisch, dass eine auf Praxis bezogene Aufklärung in den Klöstern Oberdeutschlands Fuß fasste. Zweifellos stellte jedoch die Bildungstätigkeit im Schulunterricht das wichtigste Aktionsfeld klösterlicher Aufklärung dar, das eine Möglichkeit bot, Standesgrenzen zu überwinden. Schmid hebt hervor, wie die katholische Aufklärung sich nicht als Gegenpol zu Kirche und Religion verstand. Anhänger der Französischen Revolution seien unter den Mönchen eben nicht nachweisbar; Klosteraustritte und Konversionen hingegen könnten als Folgen einer Klösteraufklärung gedeutet werden. Mit einem Fokus auf die deutschsprachige Geschichtsschreibung St. Emmerams im 18. Jahrhundert rekonstruiert Stefan Benz das Verhältnis der Klosterhistoriographie zur (Früh-)Aufklärung. Edward T. Halls ethnologischer Ansatz, an Personen und Objekte gebundene *high context culture* einer *low context culture* gegenüberzustellen (die Informationen schriftlich kodiert), soll als Bezugsrahmen dienen, den Wandel im Adressatenbezug zu verdeutlichen. Konfessionelle Polemik und Förderung von Geschichtswissenschaft stehen dabei nicht im Widerspruch. Dem einwöchigen Besuch der beiden Melker Benediktiner Bernhard und Hieronymus Pez in St. Emmeram 1717 auf ihrer Bibliotheksreise durch die Klöster Bayerns und Schwabens würdigt Thomas Stockinger, um einen detaillierten wissenschaftsgeschichtlichen Einblick in die Arbeitsweise der Brüder zu geben (Notatsystem, Korrespondenzen auf der Basis von Verzeichnissen z. B.). Sowohl für das von Bernhard Pez betriebene bio-bibliographische *Lexikon Bibliotheca Benedictina generalis* als auch für das von Hieronymus Pez ins Auge gefasste Geschichtswerk *Scriptores rerum Austriacarum* wollten die beiden die Bibliothek auswerten. Am Beispiel Alberts von Oberaltaich macht Stockinger deutlich, wie sich die Brüder Pez in einer langen Reihe kontinuierlicher klösterlicher Gelehrsamkeit sahen. Die Korrespondenzen zwischen den Klöstern Melk und St. Emmeram analysiert Irene Rabl. Wieder sind es die Brüder Pez und natürlich Frobenius Forster, die für die »Netzwerkanalyse« von besonderem Interesse sind, aber auch Oliver Legipont und der Melker Bibliothekar Martin Kropff. Die ausdauernde Suche des publikationsfreudigen Stephan Alexander Würdtwein nach einem festen Verleger kann Franz Stephan Pelgen im Kontext seines von der DFG geförderten Projekts zu Würdtwein anhand der Korrespondenzen mit St. Emmeram aufzeigen. Pelgen kann das nicht uneigennützige Interesse Würdtweins an dem Austausch mit St. Emmeram verdeutlichen: Denn er glaubte, die fürstbischöfliche Druckerei sei an St. Emmeram angebunden und könne auch seine Werke verlegen. Jedoch wurde Würdtwein in diesen Hoffnungen enttäuscht. Die bedeutende Rolle benediktinischer Mitglieder in der Olmützer *Societas eruditorum incognitorum in terris Austriacis* streicht Antonín Kostlán hervor: Neben den Emmeramer Gelehrten Johann Baptist Kraus und Franz Ignatius Rothfischer sind hier natürlich in erster Linie Anselm Desing, Oliver Legipont und Magnoald Ziegelbauer zu nennen. Kostlán zeigt auf, wie insbesondere Ziegelbauers Werk *Scriptorum rerum Bohemicarum Bibliotheca* als wichtiger Impuls diente, vom Benediktinerhistoriker Josef Bonaventura Piter weiter aufgenommen wurde und so als Quellenwerk zur böhmischen Geschichte für die nationale Wiedergeburt der Tschechen im 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielte. Ferner sollte die geplante Adelsakademie im benediktinischen Kloster Břevnov gezielt das jesuitische Bildungsmonopol infrage stellen. Vor einer Überbewertung der Universitäten Ingolstadt und Salzburg für das gelehrte Netzwerk St. Emmerams warnt der Beitrag P. Stephan Haerings OSB. Für die Reichsabtei St. Emmeram stellten beide Universitäten nur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts »ernstzunehmende Elemente des gelehrten Netzwerks« (242) dar. Den nach wie vor wenig erforschten Beständen benediktinischer Naturalienkabinette geht Georg Schrott am Beispiel St. Emmerams nach. Angesichts so

bedeutender Förderer wie Frobenius Forster, Cölestine Steiglehner und Placidus Heinrich verwundert es, dass »nicht mit allzuviel Herzblut« (276) in das über den gängigen Handel aufgebaute Kabinett floss. Es erfüllte repräsentative Zwecke und wies Züge einer Kunst- und Wunderkammer auf. Schott sieht das naturkundliche Interesse nicht mit dem mönchischen Leben verschränkt. Die Reisebeschreibungen des Niedernburger Spirituals P. Laurenz Doberschütz in den 1770er Jahren wertet P. Amand Kraml OSB aus. Der wenig wundergläubige Doberschütz besuchte zahlreiche Klöster (u. a. Fürstzell, Oberaltaich, Metten) und blickte mit großer Skepsis auf die Ursprünge der Deggendorfer Gnad. Seine Berichte über die Naturaliensammlungen der Klöster heben die auf Wirkung, auf »Gemütsergötzung« zielende Auswahl der Exponate hervor. Kraml weist abschließend auf die großen Schwierigkeiten hin, die aufgelösten Klostersammlungen rekonstruieren zu können. Einer kurzen Würdigung des im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburgs aufgefundenen *Catalogus Bibliothecae abbatialis S. Emmerami* von Mitte der 1780er Jahre durch Maria Rottler folgt Manfred Knedliks Beitrag über die Trauerrede des Prüfeninger Abtes Rupert Kornmann auf Frobenius Forster. Quellenkritische Philologie und *commercium litterarum* im reichhaltigen Briefaustausch, enzyklopädische Bibliothekskonzeption und Förderung der experimentellen Naturlehre führt Knedlik letztlich als Grundlagen aufgeklärter Gottesgelehrsamkeit an. Unter Rückgriff auf seine zahlreichen Studien nennt Ulrich L. Lehner die vielschichtigen Gründe, weshalb die Benediktiner als der Orden schlechthin gelten, der die Aufklärung in Bayern maßgeblich befördert hat. Immer noch werde über die Vernetzung ins Ausland und die Verbreitung benediktinischer Schriften im protestantischen Deutschland wenig geforscht, moniert Lehner, und kommt in seinem grundsätzlichen Beitrag zum Ende auf die benediktinischen Propagatoren von Toleranz und Ökumene zu sprechen.

Abschließend referiert Maria Rottler ihre positiven Erfahrungen mit dem Blog »Frobenius Forster«, der die Tagung vorbereitend online begleitete, sowie dem 2012 eingerichteten interdisziplinären Gemeinschaftsblog »Ordensgeschichte«. Insbesondere die hierdurch in den sozialen Netzwerken gesteigerte öffentliche Aufmerksamkeit und die Intensivierung des wissenschaftlichen Austausches können als Gewinn für die Forschungsprojekte verbucht werden. Ein hilfreiches Personen- und Ortsregister ergänzt den Tagungsband.

Franz Fromholzer, Queen Mary University of London

PETER FRIEDEMANN: *Die Politische Philosophie des Gabriel Bonnot de Mably (1709-1785). Eine Studie zur Geschichte des republikanischen und des sozialen Freiheitsbegriffs*. Berlin, Münster: Lit-Verlag 2014 (= *Politische Theorie und Kultur*, 4) 360 S.

In Frankreich gehört der Philosoph und Historiker Gabriel Bonnot de Mably (1709-1785) mit Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau mittlerweile zu den bekannten Aufklärern, die das 18. Jahrhundert geprägt haben. Der französische Historiker Jules Isaac (1877-1963) betrachtete ihn sogar als den ausschlaggebenden Philosophen der Französischen Revolution, denn seine politischen Gedanken gelten als weitblickend und bis heute inspirierend. Mit dieser Studie öffnen sich Mably und dessen politische Philosophie auch dem deutschen Publikum. Der Historiker und Politikwissenschaftler Peter Friedemann gehört – wie die französischen Historiker/innen Florence Gauthier und Marc Belissa – zu den Spezialisten Mablys. Zusammen mit dem Aufklärungshistoriker Hans Erich Bödeker hat Peter Friedemann schon dessen politischen Texte (1751-1783) 2000 übersetzt (und 2008 auf französisch herausgegeben). Im vorliegenden Buch fasst er seine bisherigen umfangreichen Forschungsergebnisse über den Vordenker der Französischen Revolution zusammen und setzt sich zum Ziel, seine Erträge für eine an die heutigen Herausforderungen unserer modernen Industriegesellschaften angepasste Reflektion über den Begriff der »Republik« fruchtbar zu machen. Friede-

mann vertritt die These, dass Mablays politisches Denken so lebendig und so aktuell sei, dass es zu den politischen Debatten unserer Zeit einen Beitrag leisten könnte, denn seine Konzeption von »Moral und Politik« und »Tugend und Politik« bieten »hinreichend Gelegenheit politisch historisierende und gegenwartsbezogene Perspektiven zu verbinden« (8).

Mit dieser Reflektion über die Aktualität von Mablays Ideen beginnt das Buch. Darauf folgt eine ausführliche Analyse des Forschungsstandes zur politischen Philosophie der Aufklärung allgemein, dann eine Reflektion über die methodischen Probleme der Mably-Forschung zwischen historischer Kontextualisierung und späteren Interpretationen seiner politischen Theorien und schließlich ein Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu Mably. Insgesamt wird auf beträchtliche Forschungsdefizite hingewiesen, unter anderen im Hinblick auf die Frage der aktiven, partizipatorischen Bürgerschaft als Voraussetzung für Gemeinwohl und soziales Frieden (42). Um die Rolle der Werte und Überzeugungen der Bürger zu unterstreichen, wird den Begriff des »Bürgerhumanismus« verwendet, mit dem zugleich auch die Realisierung einer Zivilgesellschaft als Ziel impliziert wird. Je nach dem aus welcher Perspektive Mablays Argumentationsmuster betrachtet werden, könne er entweder als konservativ und reaktionär oder als Vorbereiter des frühen Sozialismus oder sogar als Förderer autoritärer Machtsysteme des 19. und 20. Jahrhunderts interpretiert werden (44-46). Friedemann wählt einen anderen Blickwinkel und entscheidet sich, Mably als visionär, modern und noch immer aktuellen Vordenker u. a. des Sozialismus zu betrachten, der die schwerwiegenden politischen Fragen unserer heutigen Gesellschaften schon vorgeahnt habe.

In einem ersten Kapitel wird kurz auf Mablays Biographie eingegangen. Dabei ist interessant hervorzuheben, dass er ein der Bruder Condillacs war und Rousseau als Präzeptor 1740 engagieren konnte, der wiederum auf seine Erfahrung in der Familie Bonnot de Mably in seinem Roman *Émile* und in den *Confessions* hinwies. Außerdem weisen Mablays Ehe und seine Laufbahn durch mehrere Ämter typische Merkmale des sozialen Aufstiegs in den Amtsadel auf. War Mably aber ein »Aristokrat« oder im Gegenteil ein überzeugter Republikaner? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Friedemann setzt sich dabei zum Ziel, ein »differenzierteres Bild seiner Vorstellungen, seiner Botschaft, eines womöglich zeitlosen Kernanliegens« zu gewinnen (57). Dabei legt der Verfasser viel Wert auf Mablays soziale Mobilität, über die damaligen Kommunikationsnetze wie z. B. den Salons und die Kontakte, die ihm dort zur Verfügung standen, sowie auf die materiellen Verhältnisse, die zu seinem sozialen Erfolg auch einen wichtigen Beitrag geleistet haben (62-71).

Das nächste Kapitel behandelt den Entstehungsprozess seiner Schriften und sucht dabei »nach republikanischen und sozialen Legitimationskriterien politischer Herrschaft« (73). Friedemanns Kenntnisse des gesamten Werkes Mablays und seiner Korrespondenz leiten ihn zu der Schlussfolgerung, dass es Mably wie viele anderen Aufklärern darum ging, »die Krise des absolutistischen Systems vor Augen, Legitimationskriterien politischer Herrschaft zu erkunden, die zu einer Ordnung führen könnten, die nachhaltig Stabilität und Sicherheit« verleihen würden (75). Dabei analysiert Friedemann Mablays Schriften nicht chronologisch, sondern dem Entstehungsprozess seiner Gedanken folgend: Von einer »repraesentatio in toto« ausgehend bewegte sich Mably allmählich zu einer »repraesentatio nationale«. Dabei interessierte er sich für europäische Außenpolitik und vor allem für die Probleme der polnischen Verfassung, kritisierte deren kriegerische Orientierung und die daraus entstandene kommerzielle Zivilisation, dabei griff er die physiokratische Schule an; er plädierte für gemischte Staatsformen, für die Gewaltentrennung und weitere institutionelle Grundlagen der Verfassung, die er später in den 1760er Jahren aus historischer Perspektive zu legitimieren versuchte. Als zusätzliche Schranken der Macht erklärte Mably 1763 die Menschenrechte. Gleichheit und soziale Gerechtigkeit betrachtete er als Grundlage der Verfassung. Dabei stellte er sich stets die Frage, wie die Sicherheit einer Gesellschaft nachhaltig garantiert werden könnte; seine Antwort lautete: durch das Soziale (112). Eine Demokratie müsse, um stabil zu sein, auf der Koexistenz zwischen republikanischer und sozialer Freiheit beruhen. Damit rückte ein spezifisches, durch seine

Vollkommenheit charakterisiertes Menschenbild in Vordergrund, auf dem sein Ideal einer Staats- und Regierungsform gründete. Als Zeitgenosse der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika interessierte sich Mably sehr für die Gestaltung der dortigen Verfassungsstrukturen. Wie Raynal und Diderot projizierte Mably auf Amerika, das Land mit ganz neuen und praktikablen Freiheitsvorstellungen, Idealbilder neuer freiheitlicher Verfassungskonzepte.

In einem weiteren Kapitel »Formale Textanalyse und ihre Grenzen« geht es Friedemann darum, durch eine quantitative Analyse der von 1740 bis 1788 erschienenen Werke Mablys die unterschiedlichen Entwicklungsstufen seines Argumentationsmusters herauszufinden. Konkret wurde dafür ausgewählte Begriffe innerhalb der 15-bändigen Gesamtausgabe von 1794/95 numerisch erfasst, um daraus semantische Bedeutungsverschiebungen herauszuarbeiten. Die Methode klingt zwar interessant, ergibt schließlich aber wenig Ertrag (133). Dabei wird vor allem bestätigt, dass Mably sich überwiegend für verfassungspolitische Fragen interessierte, aber sein Gesellschaftskonzept blieb zu abstrakt (135).

Im nächsten Kapitel stehen die Kriterien der Legitimität politischer Herrschaft aus historischer und ideengeschichtlicher Perspektive im Vordergrund. Hier wird Mablys Geschichtsverständnis, das sich an übergeordneten Prinzipien in der *longue durée*, wie z. B. dem Naturrecht in seinen zahlreichen Entwicklungsstufen, orientierte. Zugleich fällt auf, dass Mablys Blick immer auf die realpolitischen Veränderungen in Europa seiner Zeit gerichtet war. Interessant dabei ist, dass er sich von den Vertretern und Befürwortern der absoluten Monarchie absetzte, ohne sich aber mit der Krone zu streiten (140). Wie zahlreiche Aufklärer, die sich zu seiner Zeit mit politischen Philosophie beschäftigten, war Mably auf der Suche nach neuen verbindlichen Wertemustern u. a. des Völkerrechts. Deshalb beschäftigte er sich mit Freiheits- und Unabhängigkeitsbewegungen von der Antike bis in seine Zeit. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stand das Problem der Sicherheit einer Verfassung und ihrer Wertorientierung. Daher spielen in seiner Reflektion über die Volkssouveränität als Legitimationsgrundlage des Staates die individuellen, ethischen, vor allem rationalen und konstitutiven Bindungsnormen eine wesentliche Rolle. Deshalb suchte er stets nach Lösungen, damit Sicherheit, Stabilität und soziale Frieden auf Dauer gewährleistet werden könnten (157). Um die Position Mablys im historischen Kontext besser anzuordnen, weist Friedemann auch auf die Staatsräson Machiavellis, auf den Leviathan Hobbes, auf die Verfassungstheorie Lockes und auf das Gleichheitspostulat Rousseaus hin. Auch für Mably steht Gleichheit in erster Linie, um aus den (noch) Untertanen (neue) aktive politische, von ihren natürlichen Rechten und ihrer Verantwortung für das Gemeinwohl bewusste Bürger (*citoyens*) zu machen (176).

Im folgenden, politikwissenschaftlich orientierten Kapitel stellt Friedemann die Frage, »welche Beiträge Mablys zum Verfassungsstaat der Neuzeit rezipiert werden könnten bzw. sollten« (179). Hier wird ausführlich gezeigt, weshalb Mably zu den wichtigsten Vertretern der »demokratischen« Strömungen des 18. Jahrhunderts gehörte, und weshalb er einen herausragenden Ruf als Spezialist für das Völkerrecht genoss (232).

Stets ist Friedemann bemüht zu zeigen, welche zukunftsweisenden Perspektiven Mablys Argumentationsmuster bis heute noch anbieten; dies bildet auch das Thema des letzten Kapitels (235-268). Friedemann wiederholt hier zunächst, dass das Ziel seiner Studie sei, eine erweiterte gegenwartsbezogene Mably-Debatte anzuregen (235). Dafür unterscheidet er zwischen sechs Gesichtspunkten, unter denen Mablys politische Philosophie zukunftsweisende Aspekte vorzeigen: Erstens solle der historiographische Stellenwert der Argumentationsmuster Mablys und seine Kritik der »kommerziellen Gesellschaft« berücksichtigt werden. Zweitens geht es um Mablys Gleichheitspostulat und seine Warnung vor der »Maßlosigkeit des Kapitalismus« und drittens um die daraus entstandene Funktion des erweiterten historischen Horizonts mit Blick auf die Menschenrechte. Viertens geht es um Mablys »ethischen« oder »sozialpolitischen Republikanismus«, der dazu tendieren sollte, den sozialen Frieden in globaler Perspektive zur Zielsetzung zukünftiger politischer

Strategien zu machen. Fünftens soll uns Mably als ein Vordenker der Französischen Revolution in Erinnerung bleiben, dessen Modernität bis heute nicht an Aktualität verloren hat. Er habe stets die Monarchie und den Merkantilismus als dominierende europäische Herrschafts- und Wirtschaftssysteme kritisiert. Dies erfolgte aus verfassungsrechtlichen Überlegungen, aber nicht nur. Er wolle vor allem einen radikalen Bruch mit den traditionellen Werten vermeiden, und die Bürger der Zukunft von ihren naturrechtlichen Rechten und Pflichten bewusstmachen, um Stabilität und Frieden zu garantieren (S. 253). Sechstens lassen seine innovativen Äußerungen zur »Gemeingüterlehre« deutliche Verbindungslinien zum vormarxistischen »Frühsozialismus« erkennen (259).

Auch wenn der/die Leser/in Schwierigkeiten mit Friedemanns Stil haben kann, indem das Buch sich eher an ein Fachpublikum richtet, gelingt es Friedemann jedoch, Mably seinen wohlverdienten Platz an der Seite viel bekannterer Aufklärer seiner Zeit zurückzugeben und uns von der Modernität seines Denkens im Hinblick auf die Herausbildung europäischer Sozialstaatspolitik zu überzeugen.

Isabelle Deflers, Freiburg im Breisgau

Das Problem der Unsterblichkeit in der Philosophie, den Wissenschaften und den Künsten des 18. Jahrhunderts. Hg. DIETER HÜNING, STEFAN KLINGNER, GIDEON STIENING. Hamburg: Meiner 2018 (= *Aufklärung*, 29/2018).

»Wir sehen, dass der Mensch als eine besondere Kreatur dazu erschaffen ist, dass er der Göttlichkeit und Unsterblichkeit teilhaftig werde« (M. Luther: *Weimarer Ausgabe*, Bd. 42, 87). Mit diesem Satz formulierte Martin Luther 1535 eine damals unstrittige gesamtchristliche Fundamentalüberzeugung. Zwei Jahrhunderte später war dieser Konsens in bedrohliches Wanken geraten, und dies nicht allein innerhalb, sondern auch und erst recht außerhalb der abendländischen Theologie. Da man den Unsterblichkeitsgedanken aber selbst im Zeitalter der Aufklärung nicht umstandslos aufgeben mochte, entwickelte sich über die Frage seiner rationalen Plausibilität und stichhaltigen Begründbarkeit ein intensiver, in verschiedenen Fächern breit geführter Diskurs. Im Rundblick über die europäische Wissenschaftskultur des 18. Jahrhunderts gibt sich diese Unsterblichkeitsdebatte als ein gewichtiges Generalthema der Zeit zu erkennen.

Obwohl das damit angezeigte Phänomen von allgemeiner Bedeutung war, vollzog sich dessen historiographische Aufarbeitung bevorzugt in fachspezifischer Isolation. Diesem Missstand sollte eine international und interdisziplinär ausgerichtete Tagung abhelfen, die sich im Frühjahr 2016 das »Problem der Unsterblichkeit der Seele in der Philosophie, den Wissenschaften und den Künsten im 18. Jahrhundert« (18) zur Aufgabe machte. Sie zielte gleichermaßen darauf ab, die »Unterschiede der Begründung für und wider das Unsterblichkeitstheorem« wie auch »die Gründe für die Einheit der [...] Problemlage in der Rekonstruktion der systematischen Argumentationsbewegungen« (15) herauszuarbeiten. Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse dieser ebenso notwendigen wie ertragreichen Konferenz.

Eine erste Sektion fasste das wirkungsträchtige Denken Christian Wolffs in den Blick. Dabei wurden nicht nur dessen aus rationaler Psychologie entwickelter Unsterblichkeitsbeweis präzise gesichert (Paola Rumore), sondern auch die unmittelbaren Folgewirkungen auf den Skeptizismus des preußischen Kronprinzen Friedrich (Hanns-Peter Neumann), auf die theoretische Fortentwicklung bei Israel Gottlieb Canz (Henny Blomme), ferner auf die kritische Rezeption, die sich in der zwischen Thomas Abbt, Moses Mendelssohn und Johann Gottfried Herder in den 1760er Jahren ausgetragenen Debatte niederschlug (Anne Pollok), sowie auf die bei Christian August Crusius und Immanuel Kant greifbare kritizistische Umformung (Stefan Klingner) kenntlich gemacht.

Die zweite Sektion widmete sich den Transformationen, denen der Unsterblichkeitsgedanke in den zusehends breiter werdenden Strömungen des Empirismus und Materialismus ausgesetzt war.

Exemplarische Bedeutung kam dabei den von Joseph Butler und Thomas Reid bezogenen, am Substanzbegriff orientierten Positionierungen zu (Jeffrey Edwards). Die von David Hume dezidiert vertretene Ablehnung des von ihm als irrational ausgewiesenen Unsterblichkeitspostulats verdient nicht nur innerhalb der damaligen Debattenlage, sondern auch wegen ihrer bis in die Gegenwart reichenden Fernwirkung Interesse und Aufmerksamkeit (Dieter Hüning). Diese profunden Werkanalysen sehen sich durch umsichtig austarierte Feldvermessungen, die für den englischen (Udo Thiel), französischen (Günther Mensching) und deutschen Materialismus des 18. Jahrhunderts (Falk Wunderlich) vorgenommen wurden, auf hilfreiche, instruktive Weise ergänzt.

Am Beispiel des in Göttingen lehrenden Orientalisten Johann David Michaelis zeigte der letztgenannte Beitrag die partielle theologische Teilhabe an diesem aufklärungsphilosophischen Debattegang auf. Folgerichtig fragte die dritte Sektion in drei exemplarischen Zugriffen nach den Rezeptionen in anderen Wissenschaften und Literatur. Dabei kommt dem in Deutschland geführten frühneuzeitlichen Naturrechtsdiskurs erhebliche Bedeutung zu, was sich nicht allein an dessen klassischen Kombattanten, sondern auch an Christian Fürchtegott Gellert präzise nachweisen lässt (Oliver Bach). Überraschende Einblicke gewährt ein von der Palingenesiekonzeption Charles Bonnets bis zu der von Gotthold Ephraim Lessing verhalten skizzierten Seelenwanderungslehre gezogener Brückenschlag (Gideon Stiening). Im literarischen Bereich erheischt Christoph Martin Wieland insofern besonderes Interesse, als ihn die Frage nach der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zwar zeitlebens umtrieb, er dabei aber trotz vieler unterschiedlicher Positionierungen, die er in seinen poetischen und theologischen Texten versuchshalber bezog, niemals über eine ambivalente Einschätzung der Möglichkeit eines postmortalen Lebens hinausgelangte (Hans-Peter Nowitzki).

Naturgemäß kann die protestantische Theologie, die im 18. Jahrhundert der Aufklärung nicht etwa, wie in der »Einleitung« (17) suggeriert, gegenüberstand, sich vielmehr als deren authentische Sektoralkonkretion manifestierte, auf dem verhandelten Problemfeld genuine Erheblichkeit reklamieren. Innerhalb der als Kernbereich der Aufklärungstheologie angesprochenen Neologie hat zumal deren Meistertheologe Johann Joachim Spalding nachzuweisen versucht, dass dem Unsterblichkeitsgedanken eine unersetzliche moralische Steuerungs- und Begründungsfunktion zukommt, ohne dass sich dessen theologische Plausibilität darin bereits erschöpfen würde (Malte van Spankeren). Eine gegenüber Baruch de Spinoza, Bonnet und Kant äquidistanzierte, geist- und lehrreiche Außenseiterposition markierte die Immortalitätsspekulation des theologisch-literarischen Grenzgängers Herder (Marion Heinz). In anderer Weise grenzüberschreitend erwiesen sich die theologisch und philosophisch gleichermaßen wirkmächtigen, hier auf Friedrich Schleiermacher und dort auf den Deutschen Idealismus vorausweisenden Überlegungen Friedrich Heinrich Jacobis (Friedrich Vollhardt).

Da sich die generelle Linienführung der auf das 18. Jahrhundert bezogenen Philosophiegeschichtsschreibung auch in dieser Hinsicht bewährt, lag es nahe, die fünfte und letzte Sektion ganz auf die von Kant vorgetragenen Überlegungen zu verpflichten. Dabei kommt dessen vorkritischer Schrift *Träume eines Geistersehers* (1766) auch hinsichtlich des Seelen- und Unsterblichkeitsbegriffs eine zentrale Schlüssel- und Weichenfunktion zu (Giuseppe Motta), die zumal im Vergleich mit dem Paralogismus-Kapitel der *Kritik der reinen Vernunft* (1781), das an der Sterblichkeit der menschlichen Seele keinen rationalen Zweifel erlaubt (Carsten Olk), deutlich hervortritt. Welche weiteren Verschiebungen diesbezüglich in Kants Spätwerk zu konstatieren sind, lässt sich beispielhaft an der konsequenten Verdiesseitigung, der hierbei die Vorstellung einer moralischen Perfektibilität unterlag, demonstrieren (Andree Hahmann).

Eine Johann Gustav Reinbeck gewidmete Kurzbiographie (Udo Roth, Gideon Stiening) und ein Diskussionsvotum zum Postulat der menschlichen Urteilsfreiheit in Jean-Jacques Rousseaus politischer Philosophie (Rainer Enskat) beschließen den gewichtigen Band. Seine Nutzbarkeit hätte sich allenfalls dadurch noch steigern lassen, dass die Sektionseinteilung der dokumentierten Tagung im

Inhaltsverzeichnis aufgewiesen und dem thematisch eindrucksvoll kohärenten Band ein Personenregister beigelegt worden wäre.

Die vorliegende interdisziplinäre Publikation hat ihr Thema, den im Zeitalter der Aufklärung intensiv geführten Unsterblichkeitsdiskurs, seinerseits endgültig als ein interdisziplinäres Phänomen ausgewiesen. Sie wird nicht nur die historische Rekonstruktionsarbeit aller einschlägigen Disziplinen nachhaltig anregen, sondern diese zugleich zur Aufnahme und Intensivierung fächerübergreifender Kooperationen ermuntern. Es bleibt zu hoffen, dass künftig auch andere Generalthemen des 18. Jahrhunderts, etwa die Anthropologie, der Freiheitsdiskurs oder das ordo-Denken, nach dem hier vorgelegten beispielgebenden Muster traktiert werden.

Albrecht Beutel, Münster

Karrierestrategien jüdischer Ärzte im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Symposium mit Rundtisch-Gespräch zum 200. Todestag von Adalbert Friedrich Marcus (1753-1816). Hg. GERHARD AUMÜLLER, IRMTRAUT SAHMLAND. Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Warszawa, Wien: Lang 2018 (= *Beiträge zur Wissenschafts- und Medizingeschichte. Marburger Schriftenreihe*, 4), 351 S., 13 farb. Abb., 10 s/w Abb., 1 Tab.

Im 17. und 18. Jahrhundert erwarben mindestens 418 jüdische Ärzte an einer medizinischen Fakultät einen Doktorgrad, wobei der Großteil dieser Promotionen erst nach 1750 erfolgte. Nur wenige dieser Mediziner sind heute noch bekannt. Unter ihnen Marcus Herz, dessen Frau Henriette in Berlin einen bekannten literarisch-gesellschaftlichen Salon führte, der ihr den Nachruhm (und indirekt auch den ihres Mannes) sicherte. Zumindest unter Medizinhistorikern ist ein weiterer Name recht bekannt. Sein Werk und seine Person stehen daher nicht von ungefähr im Zentrum eines Symposiums, das anlässlich seines 200. Todestages im April 2016 in Bad Arolsen stattfand. Adalbert Friedrich Marcus (1753-1816), wie er nach seinem Übertritt zum Katholizismus hieß, ist als Begründer des Bamberger Allgemeinen Krankenhauses, in dem sich bereits Ansätze der modernen Klinik zeigten, in die Annalen der Medizingeschichte eingegangen.

Die auf diesem Symposium gehaltenen Referate liegen nun dankenswerterweise in bearbeiteter Form als Aufsatzband vor. Damit wird eine Forschungslücke geschlossen; denn bekanntlich ist die Literatur zu jüdischen Ärzten im Zeitalter der Aufklärung bislang recht spärlich, wenn man von Eberhard Wolffs Habilitationsschrift (*Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära*. Göttingen 2014) einmal absieht.

Im ersten Teil geht es im Wesentlichen um die beiden miteinander verwandten Ärzte Marcus und Stieglitz, die beide aus waldeckischen Hoffaktorenfamilien stammen. Gerhard Aumüller arbeitet die Gemeinsamkeiten beider Arztkarrieren heraus. Er verweist unter anderem auf die besondere Sorgfalt, die wohlhabende jüdische Familien auf die Ausbildung der Söhne verwandten, wozu nicht nur Hauslehrer, sondern auch die Finanzierung eines Studiums an einer modernen Reformuniversität gehörten. Diese moderne Bildung hatte allerdings auch ihren Preis, nämlich die Lockerung der religiösen Bindung und damit die Gefahr der Konversion zum Judentum, wenn man sich die beiden Karrierewege von Onkel und Neffe anschaut. Wie man sich damals das Leben in einer spätabolutistischen Residenzstadt wie Arolsen vorstellen muss, zeigt Birgit Kümmel in ihrem Beitrag auf. Weiter geht es mit einer weiteren wichtigen Lebensstation: Die Bamberger Zeit Marcus' (1777-1816). Karin Dengler-Schreiber zeichnet die sozial- und medizinpolitischen Initiativen nach, die Marcus als Leibarzt des dortigen Bischofs entwickelt hat und die heute noch Gegenstand medizinhistorischer Studien sind. Aber auch das bislang wenig bekannte Privatleben dieses Arztes wird mit einigen Streiflichtern beleuchtet, die auch die Schattenseiten seiner Biographie etwas erhellen.

Der zweite Teil enthält Beiträge, die die Lebensläufe dieser beiden bekannten jüdischen Ärzte aus Arolsen in einen breiteren sozialen und akademischen Kontext einordnen. Eberhard Mey stellt das *Collegium illustre Carolinum* in Kassel vor, an dem Marcus, aber auch einige andere jüdische Studenten sich auf ein späteres Promotionsstudium vorbereiteten und dort vor allem chirurgisch-anatomisches Wissen erwarben. Marian Füssel zeigt auf, welche Bedingungen jüdische Medizinstudenten an den Universitäten Göttingen und Halle vorfanden und wie das Promotionsverfahren (mit besonderem Eid) ablief. Hans-Uwe Lammel wirft einen Blick auf das Berliner *collegium medico chirurgicum*, an dem mindestens 133 jüdische Studenten immatrikuliert waren und nicht 114, wie bisher vermutet. In diesem Zusammenhang findet auch die kurzlebige Universität in Bützow Erwähnung, an der ebenfalls jüdische Medizinstudenten ihre Ausbildung mit einer Promotion abschließen konnten.

Der dritte Teil versammelt Aufsätze, die sich mit den Wirkungsfeldern und dem Berufsverständnis jüdischer Ärzte befassen. Werner F. Kümmel geht auf die Bedeutung des Judentums für die ebenfalls aus dem hessischen Raum stammenden Ärzte Benedikt Stilling, Leopold Eichberg und Jacob Henle ein. Christoph Leder stellt anhand der Biographien von Marcus Herz und Elcan Isaak Wolf die Frage, wie damals medizinische Erkenntnisse mit dem jüdischen Glauben in Einklang gebracht werden konnten. Dieser Beitrag wird von Eberhard Wolf ergänzt, der am Beispiel von Marcus Herz belegt, auf welchen Feldern ein Dissens zwischen Religion und Medizin bestand.

Im vierten Teil wird der soziale und ökonomische Kontext, in den die Arztkarrieren von Hofaktorensöhnen einzuordnen sind, untersucht. Friedrich Battenberg liefert ein Forschungsresümee zur Rolle der Hofjuden in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Michaela Schmölz-Häberlein ergänzt diesen allgemeinen Rahmen durch eine Fallstudie zum weltweiten Netzwerk, das die Brüder von Marcus geknüpft haben und das Handelsbeziehungen bis nach Amerika und Russland einschloss. Imtraut Sahmland zeigt die Möglichkeiten auf, die ein zum Christentum konvertierter Leibarzt und ein Amtskollege mit protestantischem Hintergrund in der Hofgesellschaft der Spätaufklärungszeit hatten, um die Gesundheitsfürsorge zu verbessern.

Abgerundet wird diese konzise und lesenswerte Aufsatzband durch die Wiedergabe eines Gespräches am Runden Tisch, dass noch einmal die Rolle der jüdischen Ärzte in einer Gesellschaft, die sich im Umbruch befand, aufzeigt.

Robert Jütte, Stuttgart

GÜNTER BERGER: *Wilhelmine von Bayreuth. Leben heißt eine Rolle spielen*. Regensburg: Pustet 2018, 240 S., 5 s/-Abb., 12 Farbbabb.

Die Aufmerksamkeit, die dem Leben und der Persönlichkeit der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth (1709-1758) in der Vergangenheit in Deutschland entgegengebracht wurde, war perspektivisch im Wesentlichen auf das Verhältnis zu ihrem Bruder, dem preußischen König Friedrich II., ausgerichtet. Unter Einbeziehung ihrer Korrespondenz, weiteren umfangreichen – handschriftlichen und gedruckten – Quellenmaterials sowie unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur hat Günter Berger eine differenzierte Darstellung ihres Lebens verfasst. Nachdem er 2007 eine Übersetzung ihrer Memoiren vorgelegt hatte¹, war es nunmehr sein Ziel, Wilhelmine von Bayreuth aus dem einseitigen Bild »der Liebblingsschwester Friedrichs des Großen« (10), das besonders von der Historiographie des 19. Jahrhunderts verbreitet worden war, zu befreien und sie in den verschiede-

1 *Memoiren einer preussischen Königstochter. Markgräfin Wilhelmine. Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth*. Hg., Übers. Günter Berger. Bayreuth 2007. Im folgenden zit. mit dem Kurztitel *Memoiren* in () im Text.

nen Rollen ihres Lebens zu zeigen – den aufgezwungenen und den selbst gewählten. Dies gelingt ihm, indem er unter Verzicht auf ein chronologisches Vorgehen ihr Wirken in verschiedenen thematischen Aktionsräumen darlegt. Harmonisch ergänzt werden die Ausführungen durch Abbildungen, die Wilhelmine oder ihr nahestehende Personen zeigen. Der umfangreiche Anhang mit einer Zeittafel, den Stammbäumen Wilhelmines und ihres Gatten, Bibliographie und detailliertem Personenregister erweist sich als zweckvoll.

Zunächst legt der Verfasser die unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen dar, die der Vater, Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, und die Mutter, Königin Sophie Dorothea aus dem kurfürstlichen Haus Hannover, an ihre älteste Tochter richten. Sie sehen diese, ebenso wie den jüngeren Bruder Friedrich, den Kronprinzen, nicht als Individuum, sondern als »Objekt dynastischer Ambitionen« (172). Intrigen, Erpressungen und Prügel sind am Hof in Berlin Mittel, mit denen die Heiratsprojekte, den unterschiedlichen Ambitionen der Eltern entsprechend, vorangebracht werden sollen. Um sich gegen die Fremdbestimmung über ihre Zukunft zur Wehr zu setzen und ihre Vorstellungen auszudrücken, nutzte Wilhelmine bereits in dieser Zeit das Rollenspiel, oftmals indem sie Unpässlichkeiten vortäuschte. Die Flucht des Kronprinzen und die anschließende Verurteilung seines Freundes Katte zum Tode sind die tragischen Vorgänge, die in Wilhelmines Leben Memoiren weiten Raum einnehmen. Das enge Verhältnis zu ihrem Bruder bestimmte auch weiterhin ihr Leben.

Nach der Heirat (1731) mit dem Kompromisskandidaten, dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth (1711-1763), führt Wilhelmine in den ersten Jahren ein Leben im Spannungsfeld von Geldnot und Anspruch auf Macht und höfische Lebensgestaltung. Auch hier werden ihre Fähigkeiten zum Rollenspiel anhand ihrer unterschiedlichen Darstellungen dieser Lebenswelt verdeutlicht. Anders als in den Briefen an den Vater schreibt sie in ihren Memoiren: »[...] der gesamte Hofstaat setzte sich aus beschränkten Köpfen zusammen. Die Mehrzahl hatte nur die Straßen von Bayreuth frequentiert und nicht die leiseste Ahnung vom Rest der Welt« (*Memoiren* 360).

Wilhelmine wird von dem Verfasser als hochgebildet charakterisiert. Sie lernte »Englisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Philosophie und Musik« (22) und entwickelte früh eine große Leidenschaft für die Lektüre. Ausführlich stellt Günter Berger die für sie zusammengestellte Universalgeschichte ihres Lehrers, des französischen Historikers Veyssière de La Croze, vor und nennt Wilhelmines religiöse Toleranz, ebenso ihr Interesse an philosophischen Fragen als Ergebnisse dieses Unterrichts. Die Charaktereigenschaften der von La Croze porträtierten Herrscher seien »von den Wertvorstellungen des höfischen Absolutismus geprägt«, die den Herrscher vor allem zu Selbstkontrolle sowie überhaupt zu einer moralischen Lebensführung verpflichteten. Der Verfasser resümiert: »Zeit ihres Lebens verrät sie in ihrem Denken, Schreiben und Handeln diese frühe Prägung.« (33) Das aus La Crozes Unterricht erwachsene Denken Wilhelmines, ihr Interesse an Descartes, Wolff und La Mettrie zeigt der Verfasser erst am Ende der Biographie auf. Ihre Briefe an Voltaire, mit dem sie ein freundschaftliches Verhältnis verband, und an den Bruder zeigen sie als Skeptikerin. Der Verfasser bezeichnet sie – nach der Definition der zeitgenössischen Philosophie – als »philosophe« (211), und sie selber hielt sich zugute, »ein wenig aufgeklärt zu sein« (*Memoiren*, 285). Über ihre Bevorzugung der Moralphilosophie schreibt sie: »Die Moral ist der wichtigste Teil der Philosophie [...] sie ist das Band der Gesellschaft.« (zit. 212)

Als Wilhelmine nach dem Tod ihres Schwiegervaters Georg Friedrich Karl trotz immer noch begrenzten Mitteln freier agieren kann, investiert sie in besonderem Maße in Projekte höfischer Repräsentation. Hierbei, so der Verfasser, steht sie in intensivem Gedankenaustausch, aber auch Wettstreit mit ihrem königlichen Bruder in Berlin. Sinnvoller Weise werden diese Felder ihres Wirkens vom Verfasser zusammenhängend vorgestellt; doch misslich wirken die zu ihrer Kennzeichnung als Kapitelüberschriften gewählten Verben – »Bauen«, »Handeln«, »Schreiben«, »Denken« (6 u. 7) –, da sie einander überschneidende Tätigkeiten bezeichnen.

Eine reichhaltige Quelle der Inspiration für Wilhelmines Aktivitäten war ihre etwa 4000 Bände

umfassende Bibliothek. Wie der erhalten gebliebene Standortkatalog zeigt, befanden sich dort unter den vor der Theologie rangierenden Geschichtswerken auch Memoiren des 17. Jahrhunderts, Anekdoten sowie aktuelle französische Romane. Im Bereich der Dramatik waren Werke der französischen und antiken Klassik und solche des achtzehnten Jahrhunderts stark vertreten. Die Vorliebe für das französische Theater, aber auch für italienische Harlekiniaden kennzeichnet die Auswahl der Stücke, die in Bayreuth von einer fest engagierten Schauspieltruppe dargeboten wurden, wobei die Markgräfin gern auch selber eine Rolle übernahm. Bei einem Besuch von Friedrich II. war sie 1743 zusammen mit Voltaire als Roxane und Accomat in Racines *Bajazet* zu sehen. Von besonderer Bedeutung war für Wilhelmine, die mit Freude musizierte, komponierte und Libretti schrieb, die Aufführung von Opern. Für großartige Inszenierungen, wie sie in Berlin, Dresden und München zu erleben waren, schuf sie 1748 in Bayreuth das Markgräfliche Opernhaus, das nach einer Renovierung im Frühjahr 2018 neu eröffnet werden konnte. Zusammen mit anderen von ihr geschaffenen Bauten, deren Innenräume sie mit antiken Objekten und Auftragsgemälden reich schmückte, demonstriert es die Überzeugung der Baumeisterin, dass »architektonische Vornehmheit« dann gegeben sei, wenn sich »Pracht mit Geschmack« verbinde (*Memoiren*, 332).

Wie Günter Berger nachweist, agierte Wilhelmine auch auf dem Feld der Politik. Sieht man ab von ihrer Präsenz bei der Kaiserwahl 1745 in Frankfurt, handelte es sich bei diesem Engagement allerdings eher um diskret im Hintergrund gespielte Rollen, deren Medium das Briefgespräch war. Latenter Gegenstand sind – besonders im Zusammenhang mit den Schlesischen Kriegen – die Interessenkonflikte zwischen Berlin und Bayreuth, die Wilhelmine in Briefen an ihren Bruder zu harmonisieren sucht. Die Neutralität des Kurfürstentums zu wahren und gleichzeitig von Frankreich Subsidien für die Bereitstellung von Truppen zu erhalten, das war, besonders nach dem Renversement der Allianzen, ein ambivalentes Vorgehen, das Wilhelmine mit den Mitteln der Geheimdiplomatie unterstützte.

Gleichsam als geheimdiplomatische Mission sieht der Verfasser die Reise des Markgrafenpaares nach Frankreich und Italien. Wie er den Briefen Wilhelmines an ihren Bruder entnimmt, galten die »ihr und ihrem Gemahl erwiesenen Aufmerksamkeiten im Grunde dem Preußenkönig selbst« (190). Auch bei der Beschreibung des Reiseprojekts zieht Berger zur Gegenüberstellung und Ergänzung mehrere Korrespondenzen heran, und trefflich zitiert er Wilhelmines Eindruck von einer Papstmesse im Petersdom: »Ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gesehen; keine Operndekoration hält diesem Schauspiel stand.« (zit. 194)

Den Verlust des politischen Einflusses, den Wilhelmine befürchtet habe, als der Markgraf eine Affäre mit ihrer Hofdame, Wilhelmine von der Marwitz, begann (163), sieht der Verfasser als Auslöser dafür, dass Wilhelmine mit der Niederschrift ihrer Memoiren beginnt. Diese Interpretation muss freilich offen bleiben, zuzustimmen ist der Erkenntnis, dass der Inhalt der Memoiren geprägt sei von dem Bewusstsein, in eine Opferrolle gedrängt worden zu sein. Ebenso ansprechend wie überzeugend ist die anschließende Analyse des Inhalts und seines Arrangements. Zwar verzichtete Wilhelmine »im Gestus hochadligen Schreibens auf jede Reflexion über die Poetik der Gattung« (161), doch weist der Verfasser nach, dass sie, mit stetem Blick auf eine mögliche Leserschaft, gekonnt erzählerische Mittel und Vorgehensweisen anwendet.

Auch auf die Rezeption der 1810 auf Deutsch (Tübingen) und Französisch (Braunschweig) erschienenen Memoiren geht der Verfasser ein: Während von der preußischen Historiographie der Vorwurf der »Nestbeschmutzung« erhoben worden sei, habe der Literaturkritiker Sainte-Beuve die Markgräfin in die Reihe der hervorragenden französischen Autoren des 18. Jahrhunderts eingereiht (176). Ein Neuorientierung der Rezeption ist nun durch Günter Bergers Biographie möglich geworden, die – geschickt arrangiert und auch für das breitere Publikum gut lesbar – die komplexe Persönlichkeit der preußischen Königstochter und Markgräfin von Bayreuth in einer neuen Sicht präsentiert.

Christina Randig, Wilhelmshaven

Eingegangene Bücher

- L’Affaire Giannone face à l’Europe. Vie de Pietro Giannone, Profession de foi et Abjuration. Un choix de textes traduits, annotés et commentés par Gisela Schlüter et Giuseppe Ricuperati. Paris: Honoré Champion 2019 (= *Libre pensée et littérature clandestine*, 72).
- Anthropologische Ästhetik in Mitteleuropa 1750–1850. *Anthropological Aesthetics in Central Europe 1750–1850*. Hg. Piroska Balogh, Gergely Fórizs. Hannover: Wehrhahn 2018 (= *Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert*, 9).
- Stefanie Arend: Glückseligkeit. Geschichte einer Faszination der Aufklärung. Von Aristoteles bis Lessing. Göttingen: Wallstein 2019 (= *Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa*, 23).
- Gerda Baumbach: Schauspieler. Historische Anthropologie des Akteurs. Bd. 2: Historien. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2018.
- Beethoven und andere Hofmusiker seiner Generation. Bericht über den internationalen musikwissenschaftlichen Kongress Bonn, 3. bis 6. Dezember 2015. Hg. Birgit Lodes, Elisabeth Reisinger, John D. Wilson. Bonn: Beethoven-Haus 2018 (= *Schriften zur Beethoven-Forschung*, 29).
- Fiormichele Benigni: Itinerari dell’Antispinozismo. Spinoza e le metafisiche cartesiane in Francia (1684–1718). Firenze: Le Lettere 2018.
- Ludwig Coenen: Studien zur Anthropologie und zur Religions-Philosophie von Johann Joachim Spalding. Münster: Lit 2018 (= *Arbeiten zur Historischen und Systematischen Theologie*, 25).
- Essen, töten, heilen. Praktiken literaturkritischen Schreibens im 18. Jahrhundert. Hg. Barry Mur-nane, Ritchie Robertson, Christoph Schmitt-Maaß, Stefanie Stockhorst. Göttingen: Wallstein 2019 (= *Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa*, 24).
- Leonhard Euler: Briefwechsel mit Johann Andreas von Segner und anderen Gelehrten aus Halle. Hg. Andreas Kleinert, Thomas Steiner. Basel: Birkhäuser 2018 (= *Euler: Opera omnia. Series Quarta A: Epistolicum*, 8).
- Timo Evers: »... to rescue the science of music from the mysterious darkness in which it was wrap-ped.« August Friedrich Christoph Kollmann und seine Schriften. Biographie, Theorie und Exper-tise im Kontext musikalischer Wissensvermittlung um 1800. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2018 (= *Göttingen Studies in Musicology / Göttinger Studien zur Musikwissenschaft*, 8).
- Thomas Fässler: Aufbruch und Widerstand. Das Kloster Einsiedeln im Spannungsfeld von Barock, Aufklärung und Revolution. Egg bei Einsiedeln: Thesis 2019.
- Giovanna Perini Folesani: Luigi Crespi storiografo, mercante e artista attraverso l’epistolario. Firenze: Olschki 2019 (= *Biblioteca del CURAM. Centro Universitario per la Ricerca Avanzata nella Metodologia storico-artistica*, 3).
- Adolf Traugott von Gersdorfs Schweizer Reise 1786. Mit Link zur vollständigen digitalen Edition des Tagebuchs (Faksimile und Transkription). Hg. Vanja Hug, Martin Schmid, Gerd Folkers. Zürich: Chronos 2018 (= *Edition Collegium Helveticum*, 10).
- Verlegerische Geschäftskorrespondenz im 18. Jahrhundert. Das Kommunikationsfeld zwischen Autor, Herausgeber und Verleger in der deutschsprachigen Aufklärung. Hg. Thomas Bremer, Christine Haug. Unter Mitwirkung von Helga Meise. Wiesbaden: Harrassowitz 2018 (= *Buch-wissenschaftliche Beiträge*, 96).
- Boris Roman Gibhardt: Vorgriffe auf das schöne Leben. Weimarer Klassik und Pariser Mode um 1800. Göttingen: Wallstein 2019 (= *Ästhetik um 1800*, 14).
- Linda Gil: L’Édition Kehl de Voltaire. Une aventure éditoriale et littéraire au tournant des Lumières. Préface de Christiane Mervaud. 2 vols. Paris: Honoré Champion 2018.
- Carl Anton Gruber von Grubenfels: Die Negersklaven. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Mit einem Nachwort. Hg. André Georgi. Hannover: Wehrhahn 2019 (= *Theatertexte*, 66).

- Nicolaus Hieronymus Gundling (1671-1729) im Kontext der Frühaufklärung. Hg. Ralph Häfner, Michael Multhammer. Heidelberg: Winter 2018 (= Myosotis. Forschungen zur europäischen Traditionsgeschichte, 4).
- Theodor Körner: Toni. Ein Drama in drei Aufzügen. Mit einem Nachwort. Hg. André Georgi. Hannover: Wehrhahn 2019 (= Theatertexte, 67).
- August von Kotzebue: Soldatenstücke in einem Akt. Die Uniform des Feldmarschalls Wellington – Die Brandschatzung – Die Rückkehr der Freiwilligen, oder: Das patriotische Gelübde – Das zugemauerte Fenster – Das Posthaus in Treuenbrietzen. Mit einem Nachwort. Hg. André Georgi. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 59).
- August von Kotzebue: Der Wirrwarr oder der Muthwillige. Eine Posse in fünf Akten. Mit einem Nachwort. Hg. Fabian Mauch. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 60).
- August von Kotzebue: Fünf Schauspiele in einem Akt. Die Quäker – Die Abendstunde – Die Selbstmörder – Der kleine Deklamator – Der Hahnenschlag. Mit einem Nachwort. Hg. André Georgi. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 61).
- August von Kotzebue: Hugo Grotius. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Mit einem Nachwort. Hg. André Georgi. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 63).
- August von Kotzebue: Der Vielwiser. Ein Lustspiel in fünf Akten. Hg. André Georgi, Alexander Košenina. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 64).
- August von Kotzebue: Die Unvermählte. Ein Drama in vier Aufzügen. Hg. André Georgi. Mit einem Nachwort von Barbara Vinken. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 65).
- Ferdinand Kramer, Ernst Schütz: Bayern im Umbruch. Die Korrespondenz der Salzburger Vertreter in München mit Fürsterzbischof Hieronymus von Colloredo und Hofkanzler Franz Anton von Kürsinger zu Beginn der Bayerischen Erbfolgekrise (Dezember 1777–April 1778). München: Kommission für Bayerische Landesgeschichte 2018 (= Quellen zur neueren Geschichte Bayerns, Quellen zur Bayerischen Erbfolgefrage, 6).
- Thomas Kuhn: Referenz und Plädoyer für den geometrischen Garten. Das gartenkünstlerische Werk des kursächsischen Hofbaumeisters Friedrich August Krubsacius (1718-1789). Berlin: Verlag der Universität der Künste Berlin 2018.
- Deutsch-dänische Kulturbeziehungen im 18. Jahrhundert. German-Danish Cultural Relations in the 18th Century. Hg. Søren Peter Hansen, Stefanie Stockhorst. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019 (= Schriften des Frühneuzeitentrums Potsdam, 9).
- Le Malebranchisme à l'Épreuve de ses Amis et de ses Ennemis. Actes de la journée d'étude organisée à Genève par l'Institut d'histoire de la Réformation (27 novembre 2015). Hg. Elena Muceni, Maria-Christina Pitassi. Paris: Honoré Champion 2018.
- Michael Maurer: Konfessionskulturen. Die Europäer als Protestanten und Katholiken. Paderborn: Schöningh 2019.
- Georg Friedrich Meier: Über die Unsterblichkeit der Seele. (1) Gedancken von dem Zustande der Seele nach dem Tode. (2) Vertheidigung seiner Gedancken vom Zustande der Seele nach dem Tode. Hg. Corey Dyck. Reprint: Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2018 (= Christian Wolff: Gesammelte Werke, III. Abt.: Materialien und Dokumente, 155.1).
- August Gottlieb Meißner: Kriminalgeschichten. Skizzen. Dreyzehnte und vierzehnte Sammlung. Hg. Alexander Košenina, Sarah Seidel. Hannover: Wehrhahn 2019 (= Die anderen Klassiker).
- »Modell« Waisenhaus? Perspektiven auf die Architektur von Franckes Schulstadt. Hg. Thomas Eißing, Meinrad von Engelberg, Sabine Heiser, Johannes Süßmann, Holger Zaunstöck. Halle: Verlag der Franckeschen Stiftungen 2018 (= Kleine Schriftenreihe der Franckeschen Stiftungen, 17).
- Emanuele Levi Mortera: Dugald Stewart. Scienza della mente, metodo e senso comune. Firenze: Le Lettere 2018.
- Perfektionismus und Perfektibilität. Theorien und Praktiken der Vervollkommnung in Pietismus

- und Aufklärung. Hg. Konstanze Baron, Christian Soboth. Hamburg: Meiner 2018 (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 39).
- Deutsche Pornographie in der Aufklärung. Hg. Dirk Sangmeister, Martin Mulsow. Göttingen: Wallstein 2018.
- Ferenc Rákóczi II: *Confessio peccatoris*. The confession of a sinner [...]. Transl. and with notes by Bernard Adams, preface by Robert Evans, essay by Gábor Tüskés. Budapest 2019.
- Ferenc Rákóczi II: *Memoirs*. The memoirs of Prince Ferenc Rákóczi concerning the war in Hungary 1703 to the end. Transl. and with notes by Bernard Adams, essay by Gábor Tüskés. Budapest 2019.
- Johann Rautenstrauch: *Der Jurist und der Bauer*. Ein Lustspiel in zween Aufzügen. Mit einem Nachwort. Hg. Matthias Mansky. Hannover: Wehrhahn 2018 (= Theatertexte, 62).
- Elisa von der Recke. *Aufklärerische Kontexte und lebensweltliche Perspektiven*. Hg. Valérie Leyh, Adelheid Müller, Vera Viehöver. Heidelberg: Winter 2018 (= Germanisch-Romanische Monatsschrift. Beihefte, 90).
- Elisabeth Reisinger, Juliane Riepe, John D. Wilson in collaboration with Birgit Lodes: *The Operatic Library of Elector Maximilian Franz*. Reconstruction, Catalogue, Contexts. Bonn: Beethoven-Haus 2018 (= Schriften zur Beethoven Forschung, 30).
- Johann Friedrich Schink: *Theater über Theater*. Schakespear in der Klemme – Die Komödienprobe. Mit einem Nachwort und dokumentarischen Anhängen. Hg. Marion Linhardt. Hannover: Wehrhahn 2019 (= Theatertexte, 69).
- August Wilhelm Schlegel: *Hamlet-Manuskript* (Kritische Ausgabe). Hg. Kaltërina Latifi. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2018 (= Germanistische Texte und Studien, 100).
- Reading Swift. *Papers from The Seventh Münster Symposium on Jonathan Swift*. Hg. Janika Bischof, Kirsten Juhas, Hermann J. Real. Paderborn: Fink 2019.

Periodika/Zeitschriften

- Archiv für Begriffsgeschichte 59 (2017) (= Themenschwerpunkt: Metaphorologien der Exploration und Dynamik (1800/1900). Historische Wissenschaftsmetaphern und die Möglichkeit ihrer Historiographie. Hg. Gunhild Berg, Martina King, Reto Rössler).
- Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch für die Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 30 (2019) (= Themenschwerpunkt: Pflicht und Verbindlichkeit bei Kant. Quellengeschichtliche, systematische und wirkungsgeschichtliche Beiträge. Hg. Gabriel Rivero).
- Estetika. The Central European Journal of Aesthetics. New Series 11 (2018), H. 2.
- Geschichtsblätter des Kreises Coesfeld 43 (2018).
- Jaarboek. De Achttiende Eeuw (2018) (= Themenschwerpunkt: 250 jaar circus).
- Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 32 (2017) (= Themenschwerpunkt: Maria Theresia? Neue Perspektiven der Forschung/[...]. Hg. Thomas Wallnig, Elisabeth Lobenwein, Franz-Stefan Seitschek).
- Jahrbuch für internationale Germanistik 49 (2017), H. 2, 50 (2018), H. 1 und H. 2.
- Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft 27 (2018).
- Journal of the Faculty of Letters, the University of Tokyo. Aesthetics (JTILA) 42/43 (2017/2018).
- Lessing Yearbook / Jahrbuch 45 (2018).
- Mitteilungsblatt der Internationalen Telemann-Gesellschaft e.V. 32 (2018).
- Thewis. Online-Zeitschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft (2018) (= Themenschwerpunkt: Flackernde Formen. Theater und Poetik bei J.M.R. Lenz) (online-Ressource).
- xviii.ch. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts / [...] 9 (2018) (= Themenschwerpunkt: Handwerk und Technik in der Schweiz des 18. Jahrhunderts. Interdisziplinäre Perspektiven / [...]).